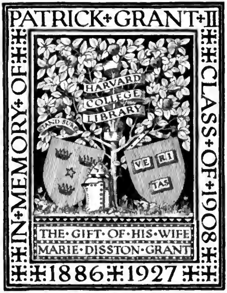


HYPERION


PATRICK·GRANT·II
IN·MEMORY·OF
CLASS·OF·1908
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY
VE RI
TAS
THE·GIFT·OF·HIS·WIFE
MARIE·DISSTON·GRANT
1886·1927

GEDRUCKT IN TIEMANNSCHEN SCHRIFTEN
VON POESCHEL UND TREPTE, LEIPZIG FÜR
DEN VERLAG HANS VON WEBER MÜNCHEN
IN 1050 EXEMPLAREN, WOVON 1000 AUF
ENGLISCHEM VELIN, 50 AUF PAPIER DER
KAISERLICH JAPAN. MANUFAKTUR
IM JAHRE 1908

HYPERION

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON FRANZ
BLEI & CARL STERNHEIM

ZWEITER
BAND



MÜNCHEN 1908
HANS VON WEBER/VERLAG

HYPERION

DRITTES HEFT

1908

DAS DRITTE HEFT:

George Meredith: Liebe im Tal, deutsch von Theodor Etzel — Carl Schüddekopf: Aus Heinses Italienischem Tagebuch. Von Rom nach Florenz — Carl Sternheim: Don Juan, Aus dem Fortgang des ersten Teiles der Tragödie — Max Mell: Der Spiegel des Sünders — Karl Schloß: Gedichte — Franz Blei: Drei Briefe an einen jungen Mann — Franz von Lobkowitz: Die Geschichte von dem kleinen Männlein mit dem roten Schirm, den großen Stiefeln, der alten Uhr, der langen Pfeife und den beiden, braven Tieren, Dreizehn Blätter mit sechzehn Strichätzungen nach Zeichnungen aus einem Skizzenbuche von H. Kley — Eine Strichätzung nach einer unveröffentlichten Zeichnung von Aubrey Beardsley.

GEORGE MEREDITH / LIEBE IM TAL / DEUTSCH VON THEODOR ETZEL

Unter jener Buche dort einzeln im Grasfeld,
Hände als Kissen gelegt hinter ihr goldnes Haupt,
Kniee geschlossen und gleitende Flechten lässig gelockert,
Schläft meine junge Liebe, schattig umlaubt.
Hätt ich das Herz, den Arm unter sie zu schieben,
Ihre Lippen pressend sie sacht um die Taille zu fassen —
Könnte sie wirr erwachend anders denn mich umarmen:
Hielt sie mich, um nimmer mich gehn zu lassen?

— —

Scheu wie das Eichhorn, launisch wie die Schwalbe,
Schnell wie die Schwalbe entlang des Flusses lichter Bucht
Mit ihren Schwingen kreisend berührt die Spiegelfläche
Und im Weilen flüchtiger scheint als in Flucht:
Scheu wie das Eichhorn zwischen Fichtenspitzen,
Schnell wie die Schwalbe zu Häupten in roten Abendsonnen,
Ist, die ich liebe, schwer zu fangen und zu besiegen,
Schwer — doch ein herrlich Gewinnen, wär sie gewonnen!

Wenn die Mutter sie pflegt vor lachendem Spiegel,
Ihr die Schnüre bindet, das Haar in Flechten faßt,
Oft denkt sie: wäre das wilde Ding verheiratet,
Mehr Liebe hätt ich und weniger Last.
Wenn die Mutter sie pflegt vor belichtetem Spiegel,
Schnüre löst und das Lockenhaar, verwirrt und verschlungen,
Oft denkt sie: wäre das wilde Ding verheiratet,
Eine verlör ich für viele Mädel und Jungen.

— —

Herzlos ist sie wie der Schatten in den Wiesen,
Der zu Höhen fliegt an luftigem blauem Tag,
Nein, ist durstig und trinkt wonnig ein ihr Wunder:
Erde ist ihr jung wie Neumond überm Hag.
Zeigt sie sich unwirsch, ist's nur ihr eilender Rhythmus,
Ganz wie im Tanz, versöhnend wird ihr Lächeln entgegnen.
Wie ein sonniges Maiwölkchen hagelt auf Blumen,
Ist auch sie geschaffen, zu schlagen und zu segnen.

Lieblich sind die welligen Bogen der weißen Eule,
Die sie im Dämmerlicht um erste Sterne zieht.
Einsam schnurrt vom Fichtenast der Ziegenmelker
Ununterbrochen sein monotones Lied.
Dunkler wird das Tal und mehr und mehr vergessend:
So auch wär's mit mir, könnt ich Vergessen erzwingen.
Aber gebiete der grasigen Höhlung, den Quell zu vergessen,
Der sie zum Rande füllt mit perlendem Singen.

— —

Hügelherab mit schönen Schwestern in strahlenden Abend,
Alle die Nacken umarmt in liebezärtlichem Joch:
Herrlich ist ihre Gestalt, wie sie schreitet nach fröhlichem Sange,
Herrlich — und unbesessen süßer noch.
Süßer! Denn sie ist, was meiner erwachenden Seele
Einst die Welt gewesen: Morgenlicht! Und Liebe,
Die so wünscht, die möchte sie unverändert erhalten,
Möchte sie fangen und möchte, daß frei sie bliebe.

Frohe, frohe Zeit, wenn über taufrische Felder
Weiß der Stern vor dem Antlitz erwachenden Morgens schwebt,
Das mit farbigem Blick durchbricht das tiefe Dunkel,
Wie die Taxusbeere den Taxus belebt.
Dicker sammeln sich die Schatten, da der ernste
Ost vertieft erglüht und schwillt von roten Strahlen.
Mädchenstill der Dämmrung sonderbare Augen,
Ihre Wangen kalt wie Muschelschalen.

— —

Sonnenstrahlen auf unsern südlichen Höhen, beleuchtend
Wilde Wolkenberge, die ziehen die Höhen entlang,
Oft endet der Tag eures schweifenden, gleißenden Lachens
Kühl wie ein runzelnd Gesicht bei fröhlichem Sang.
Ah, doch zeigt der Südwest einen federgekräuselten Busen,
Silbern aufgeschüttelt, so sinkt, da die Wolken behende
Strömend die mittleren Himmel erklimmen, die Sonne unter
Reich wie Liebe in Schönheit ohne Ende.

Wenn gegen Morgen sie seufzt und wie ein Kind zum Fenster
Wendet ernste Augen, traumfrei und gierig nach Licht,
Schön sieht sie aus: eine weiße Wasserlilie,
Die in Hafenbucht aus der Knospe bricht.

Wenn aus dem Bett sie steigt, vom Nacken bis zu den Füßen
Lang im Nachtgewand, wie Maienknospe glühend,
Schön sieht sie aus: eine hohe Gartenlilie,
Rein von der Nacht und für den Tag erblühend.

Mutter des Taues du, dunkel bewimpertes Zwielicht,
Tief bewimpertes Zwielicht, über das Tal hinaus
Kreisend auf deiner Brust singt entzückt die Lerche,
Klar als klängen aus ihr die Tropfen des Taus.
Hoch aus dem Rosenerröten des strahlenlosen Planeten
Springbrunnvoll gießt sie Springbrunngüsse nieder.
Ihr, ihr Lachen laß mich hören, ich möchte sie immer
Kühl wie Zwielichttau, die Lerche über dem Flieder.

Alle die Mädchen sind hinaus nach der Schlüsselblume,
Hänge und Wälder durchtrotten sie in fröhlichem Fest.
Meine Süße führt, sie weiß nicht, warum sie nun plötzlich
Vor Anemonen die Hände hängen läßt.
Solch ein Blick will sagen, daß Veilchen dazwischen lugen,
Daß die Rose kommt, sie weiß nicht, warum aus der Kehle
Plötzlich ein Herzensschrei springt nach Düften und Farben
Und nach Dickicht mit Liedern der Philomele.

Tuch um Kopf und Kinn fliegt sie zwischen den Tulpen
Triefend wie eine Weide im schnellen Regenfall,
Bloßgespülte Zwiebeln neu zu betten, ihr Engel,
Matte aufzurichten überall.
Finster zieht die Wetterwolke dem Tor entgegen,
Sie ist fort, eines Nachbarn Trauer zu besiegen.
Einmal sah ich so im rollenden Donnertoben,
Einziges Licht der Erde, weiß eine Taube fliegen.

Putzige kleine Schüler die Blumen ihres Gartens,
Fragend, ob sie gefallen, stehn sie wie ein Heer.
Lieben könnte ich sie, wenn nicht meine wilden wären,
Lieb sind jene, doch diese sagen mir mehr.
Du, meine wilde, du sagst von honiglicher Rose,
Veilchen und rötlicher Rose im Leben, im freien Gehege
Gierig sind sie nach deiner Güte, wie du von des Lebens
Güte gierig träumst auf den Bänken am Wege.

Lugend ins Zimmer krönt die weiße Rose die rote,
Schwingt der Jasmin sich auf mit Sternen zu zwei'n und drei'n.
Offen ihr Fenster, sie schläft, Jasminsterne atmen
Atem von mir mit Gedanken von mir hinein.
Süßer unbesessen, sagte ich, sei mir die Süße?
Nicht da sie schläft: da sie schläft, Jasminsterne finden
Lockend den Weg der Liebe, sie schläft, und Sterne tragen
Mich zu ihr, wo sie ruht unter Rosengewinden.

Gelb von Kreuzkraut sind die Rasenplätze,
Gelb von Kuhblumen, die liebend wiegt der Wind,
Gelb von Mauerpfeffer die Wälle, mit blauen Nacken
Weht der Weizen, der gelblich zu reifen beginnt.
Grüngelb lacht der Ginster aus Gebüschen,
Sichelscharf getrennt ist Schatten vom Sonnenscheine.
Erde lacht in ihrem Herzen himmelblickend,
Dankend der Ernte, ich blicke und denke an meine.

Wissen darf ich dies: ihr Kleiden und Entkleiden
Macht einen Wechsel von Licht, als wenn der Himmel im Spiel
Wechselt von Wolke zu Mond, als wenn über Wetterwolke
Schlüpft ein Strahl von Sonne, als wenn vor Hafenziel
Weiße Segel rollen, als wenn an den Ufern des Meeres
Weiße Segel vor hüpfendem Grün der Wogen stehen.
Visionen von ihr mich umregnen, doch vor meinen Blicken
Wär sie behütet: wie Sonne würde sie gesehen.

Vorder- und Hintertür vom alten umlaubten Landhaus
Gehn mit dem Morgen auf, und frisch wie ein luftiges Band
Funkelt quer übern Bach der Garten zum schattigen Obsthain,
Grün übern Bach, wo Elritzen blinzeln auf Sand.
Eifrig schwärmt im Gras die frühe Sommersonne,
Und die Amsel ruft mit vollen Flötenklängen
Mein Geliebtes wach mit klarem schelmischem Locken:
Wunderreichstes Lied von allen Gesängen!

Kühl war der Wald wie ihre weiße Milchkammer,
Die den süßen Rahm bewahrt, es liefen dorthin
Drunten die spielenden Buben, braun und rot von der Sonne.
O das kühle, tiefäugige Dämmer darin!

Spähend vom Hause holte sie selbst voll Milch eine Kanne,
Gab der Reihe nach jedem den Schnabel, sie labten sich lange,
Dann ein Kerlchen, Mund empor und auf Zehenspitzen:
»Will dich küssen«, sie lachte und neigte die Wange.

Mittagstunden hindurch gurren die ruckenden Tauben
Hoch auf rotem Dach, gurren in trunknen Azur.
Trunken tropfen die Blätter, drunten an schläfriger Straße
Singt zuweilen ein Fink hinüber zur Flur.
Kühe schlagen den plumpen Schwanz, knietief im Flusse,
Atemlos vor Sonnenbrand und Mückengewimmel.
Nirgend ist sie: wenn ich sie nicht sehe, mag Blitzen kommen,
Straffer Regensturm und getigerter Himmel.

– –

O die goldene Garbe, der raschelnde Arm voll Schätze!
O die verflochten nickende braune Lockenpracht,
Nußbraune Locken, die eine über die andere nickend!
O um die Hüfte der Gürtel, locker gemacht!
Tot sind die Mohnblüten, die mitten im goldenen Weizen
Schnell ums samtene Auge schlossen die Scharlachhülle.
Seht diese Bräute der Erde wie ein Erröten der Reife!
O und die nickende braune Lockenfülle!

Breit und rot sinkt der Sonne kalte Scheibe,
Nackte veilchenschattige Höhen saugen sie ein.
Breit und still entsteigt dem Ost der Mond gemächlich,
Lichtet auf in glühem schweifendem Schein.
Nächte starrt in diese Weiße unsre Buche
Schwarz hinein: so starrt Nächte lang mein Werben.
Hier sei Leben auf Tod gemalt oder Tod auf Leben,
Ihre Seele, nein, sie kann nicht sterben!

– –

Nachbarfrauen tuscheln hinterrücks und zählen
Ihre Fehler auf in engverbundnem Chor.
»Als sie ein winzig Ding«, so zittert eine Alte,
Zerrt an meinem Herzen und führt mich beim Ohr.
Fehler hatte sie einst, als sie laufen lernte und stürzte,
Keine vollkommene Schönheit ist sie, so hör ich sie schließen.
Gute Frauen, Schönheit, die Erde und Himmel heilig
Macht, mag Fehler haben von Kopf bis zu Füßen!

Zögernd kommt sie her, zu mir, sie senkt ihre Brauen,
Während die Wimpern sich heben, als kenne sie mich nicht,
Zögert neu überrascht wie verwundert vor einem Fremden.
Doch bin ich ihrer Augen Leben und Licht.
Etwas das Freunde ihr sagten, füllt ihr Herz zum Rande,
Macht sie erröten, verwundet und läßt ihre Wildheit erlahmen.
O wie fallende Taube sank sie, sicher des Hafens:
Unsre Seelen waren in unsern Namen.

– –

Bald wird sie liegen wie weißes frostiges Sonnenwerden:
Gelbe Eicheln, brauner Weizen, bleiches Korn,
Lange seit eure Halme sich dem Drescher ergaben,
Seit ihr Gürtel gelöst, ihre Locken verworr'n.
Bald wird sie liegen wie blutigrotes Sonnensterben.
Hurtig sollst du, Lenz, das grüne Morgen bringen!
Singe aus Südwest zurück die Pflichtvergeßnen:
Schwalbe und Nachtigall und tauige Schwingen.

Sanftes neues Buchenlaub, in strahlenden Tagen
Zweig auf Zweig erfüllend mit primelfrischer Last,
Lilienhell im Mond zu Himmelsfeldern erhoben,
Jüngstes Grünen du, in Silber gefaßt:
Schöner wohl als Lilie, als wilde weiße Kirsche,
Schöner ist mein Lieb, als wir die Engel wähnen,
Schön erscheint sie mir, wenn Träume sie mir bringen,
Leibhaft schön sie zu mir schwimmt auf Tränen.

– –

Fänd ich einen Ort, allein zu sein mit Himmel,
Spräche mein Herz ich aus: Himmel ist mir not.
Gleich der Mehlbeere blitzen alle Bäume,
Wehn wie Ried und glühn wie Hundebeere rot.
Glühend rot wie Hundebeere im Oktober,
Wehend wie das Ried in sanften Regengüssen,
Blitzend wie die Mehlbeere beim Stoßen der Winde:
Alle scheinen, was einzig für Himmel ist, zu wissen.

CARL SCHÜDDEKOPF: AUS HEINSES ITALIENISCHEM TAGEBUCH. VON ROM NACH FLORENZ

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise von Rom nach Florenz über Terni und Perugia, wie Hieroglyphen zur Rückerinnerung.

Den 7. Julius 1783 Nachts um 3 Uhr, welsch 7
bey einem starken Nebel, der vier bis fünf Stunden dauerte, von Rom zu Fuße mit meiner schweren Jagdtasche abgereist. Bis nach Ponte molle über das aufgerißne Pflaster schnell weggestolpert. Großer Effect des Nebels an derselben und dem Tyberstrom, ein Bild der Unendlichkeit, wo sich jeder Sinn verliert, und majestätisch und furchtbar rauschen die Wasser unten.
Von Ponte molle durch eine Reyhe von Lava und Peperin Hügel. Die Wirkungen des Feuers sind wunderbar anzusehen, gewiß ist dieß Element mehr in unserm Planeten verstreut, als man glaubt, und wahrscheinlich giebts allen Dingen Bewegung und Leben.
Schöne Allee von kleinen Eichen bis an das Wirthshaus von Castelnuovo drey Miglien, erfreulicher Blick in das weite bewachsne Thal und die bewachsnen Hügel. Große Reste der Via Flaminia. Verirrung, sehr peinigend bey der ungeheuren Juliushitze um Mittag am ehernen Himmel, in einem Land ohne Quell und Wasser und Baum in Vulkanischer Asche von steilen dürren Bergen eingeschloßen. Dergleichen Verirrungen geschehen auch im moralischen Leben bey der Jugend. Wie die Welschen die Hitze und den Sonnenbrand vertragen, ist erstaunlich, und welche Kraft die Bursche zum Marschieren haben, sah ich an meinem Venezianer, welchem die Benedetto Giuseppen nach der Meße von Sinigaglia 2 tausend Stück voraus er hinter drein. Erzguter Charakter, kein Fleckchen Falsch an ihm. Mit welcher erstaunlichen Güte er mir seinen Sonnenschirm lieh! Schöner Kopf, helle reine hervor gehende lange Nase gerad von der Stirn herab in scharfen Conturen. Der Römische Bube eben so ein guter Kerl, doch schon viel schlauer und falsch, Güte auf den Moment. Die Welschen sind aufs höchste intereßirt, wenn sies brauchen sonst aber geben sie kein gut Wort, besonders die Römer. Wenn einer nur halb zu leben hat, so pflegt er der Gemächlichkeit und sucht nichts mehr zu verdienen. Sie sind höchst intereßirt, aber nicht geizig.
Rignano liegt schön, zwischen Vertiefungen, die vermuthlich zur bösen Luft herum beytragen. Ich glaube daß die böse Luft in Italien, noch außer den Sümpfen von den öden Aschenfeldern herkömt, wo sie ihre Elasticität und ihr Lebendiges verliert, Gerad so mag der Scirocco aus Lybien entstehen.
Der Berg S. Oreste, oder Sorakte ist das herrlichste auf der Ganzen Reise. Er steht da wie der Tyran der weiten Gegend und beherrscht alles, ewig fest auf sich selbst gegründet. Die scharfen Einschnitte, das schroffe des ganzen Conturs der Länge und der Breite nach machen ihn zu einem bezaubernden Bild furchtbarer Majestät. Das Kloster, ob es gleich darauf wie auf einem Adler ein Zaunkönig sitzt, bekömt doch gleichfalls davon einen erhabnen Anstrich. Nicht weit von Civitá

Castellana gewinnt er eine entzückende Farbe, einen wahren feyerlichen Es-Ton durch die grünen Eichen bey heitern Abenden. Civitá Castellana überrascht ergötzend, wenn man es in der herrlichen tiefen Allee erblickt und den Fluß von weitem rauschen hört, nachdem man schmachtend, heiß und lechzend die trocknen öden Aschenfelder durchgewandert ist. Es giebt einen der allerpittoreskesten Anblicke, völlig wie eine Oper der Natur.

Den 8. Julius. Geblieben in Civita Castellana.
Civita Castellana liegt auf einem Lavafelsen und Vulkanischer Asche zu Peperin geworden. Die ganze Gegend um Rom herum muß einmal ein höllischer Feuerofen gewesen seyn, denn wo man 20, dreyßig, vierzig Meilen weit in der Runde hinkömt, findet man lauter Hügel, und Gebirge von verloschnen Vulkanen. Der Ort ist von Natur zu einer Festung gemacht, und liegt zauberisch schön mit Grün bekleidet, und das viele Wasser giebt ihm Labsal und Leben und ewigen Frühling. Il ponte alto verbindet die Stadt mit der andern Hälfte des Vulkanischen Bergs, der einmal durch ein Erdbeben entzwey barst, die Brücke ist Thurmshoch, und ruht auf sieben starken Pfeilern mit kleinen Bogen verbunden. Clemens der elfte ließ sie im Jahr 1712 erbauen. Das Thal dazwischen ist ganz romantisch, mit den Felsen voll grünem Gesträuch und dem klaren Bach, der unten vorbey rauscht, und den scharfwinklichten Felsenrissen, die von der entsetzlichen Gewalt zeugen.
La Fortezza, ist hauptsächlich wegen der Aussicht von allen Seiten. Sie macht den höchsten Punkt der Stadt aus. Julius II. ließ das schöne Rondell oben mit dem Brunnen von Aqua pievana noch anlegen. Clemens der elfte hat daran auch restauriert. Jetzt 8 Staatsgefangne. Einer von Benevent, ohngefehr von 40 Jahren, er machte als Cadet einer Cammerfräulein der Königin von Neapel ein Kind, wurde darauf fort geschickt, und wollte sich mit einer Hökerin gegen seinen Stand verheyrathen, weßwegen ihn sein Vater, ein Mann von 40 tausend Ducaten Einkünften hieher that. Verschiedne Herrn und Grafen von Rom meist wegen Ermordungen, z. B. einer, der Frau mit allen Kindern umbringen wollte. Sie haben ein jeder sein Zimmer, und außen einen Gang mit Säulen, wo sie des Tags herumspazieren können. Des Nachts werden sie in ihre Zimmer eingeschloßen.
Das unterirrdische uralte Gefängniß ist verzweifelt, wegen der aria grossa kann keiner lang darin leben und muß geschwind umkommen. Man läßt das Essen zu einem Loch hinunter.
Der Commendant hat 30 Scudi Einkünfte monatlich, außer den incertis. Jetzt liegen 40 Mann darin.
Die Aussicht ist schön nach den Sabinergebürgen, dem Berg von Viterbo, Caprarolo liegt reizend auf einer Anhöhe, mit einem Corps de Logis, und zwey Seitenflügeln wie's scheint. Den Berg Oreste sieht man schräg, und er verliert etwas von seiner Größe, doch ragt er immer mitten aus der Ebne wie ein Sultan hervor. Die Girandola kan man von Rom sehen. Des Abends ists hier lieblich frisch. Die Stadt ist auf allen Seiten abgeschnitten durch den Riß, bis hier an der Festung, welche

ein Stück Ebne vor sich hat, und in der Weite erst einen Graben, vermuthlich ist sie deßwegen an diesem Punkt angelegt worden, oder ganz gewiß. Die Fundamente dazu machen Stücker Lavafelsen und Schlacken. Die Wasserleitung komt nur von vier Meilen her, von der alten, zerstörten Stadt Falerium her.
Auf dem Sorakte liegen drey Klöster, oder vielmehr romitorj, denn sie haben nur ein paar Leute in sich, es ist kein Schloß da, wie Volkmann irgendwo ausgeschrieben hat.
Die ganze Stadt enthält an die fünftausend Seelen. Der Governatore wird von der Kammer hergeschickt und bleibt nach Befinden. Die Viehzucht ist in gutem Stande. Ihren Wein bekommen sie von Sabina. Das Öl ist nicht zum besten. Früchte giebts wenig, gar keine Limonen. Den Kaffee machen die Apotheker.
Der Thom ist eine hübsche Kirche von guter Form, ein wenig zu verziert, die Kränze mit zu viel Rosaliten. Sonst ganz natürlich angelegt, mit einem schmalen Kreuzgängelchen. Die Halle von Jonischen Säulen voran giebt ihr ein gut Ansehen. Der Fußboden besteht aus Mosaik von Porphyr und Marmor und Verde antico. Der Hauptaltar liegt hoch, über zwölf Stufen erhöht. Die Kuppel ist sehr wohl angebracht, nur sind die Verzierungen auch zu französisch geschnirkelt.
Die Gemählde sind Kopien, z. B. eins nach Domenichino Girolamo, oder Schülerarbeit.
Einige andere Kirchen von originaler Bauart, wies dem Künstler gut gedünkt hat, ohne Nachahmung, als S. Clemente, wo der Giebel des Dachs in der Mitte von zwey Säulen und zwey Pilastern getragen wird, und voran stehn zwey Altäre, mit Bildern von sehr guten Römischen Künstlern. Vorzüglich hat das große Altarblatt mit der Mutter Gottes und drey Heiligen und einer Nonne sehr viel Wahrheit in Gestalt und Kolorite. Die Mutter Gottes ist ein Porträt von einer sehr reizenden liebevollen Frau. Es sind zwey Päbste darunter. Mir dünkts von einem Schüler Raphaels. Die Mutter Gottes ist aber das beste im Ganzen, der Ausdruck bey den andern Personen, außer daß sie weit schlechter gemahlt sind, grenzt stark ans fade.
Das andre ist eine heilige Familie mit unserm Herrn Gott und dem heiligen Geist oben. Auch viel Natürliche Gestalt, man freut sich immer, wenn man so etwas findet, weil es auch bey guten Meistern selten ist.

S. Giovanni.
Das große Altarblatt, vermuthlich vom Cavalier d'Arpin, hat viel schönes, es stellt die Enthauptung Johannis vor, der Henker und die Soldaten und die Wache stehen sehr brav, und das Mädchen in reizender Stellung, nur ist der Kopf in Profil und Schatten, und macht schlechten Effect. Der todte Kopf des Täufers ist die Hauptfigur samt dem Henker.
rechts Eine Madonna mit Heiligen, die das Christkindlein im Golde auf einem Schemel tragen, hat viel Gutes, besonders ist in der Madonna etwas erhabnes und ein großer freudiger Charakter.

Die Kirche ist ein länglicht Viereck, mit einem Dach wie ein Heuboden.
Der Dunst vom Sonnenbrand auf den Gegenden, la caligine del Sole benimt im Sommer meistens die Aussicht, und der Himmel ist selten rein. Für die Mahler giebt dieß mancherley Lufteffecten, für die Philosophen aber, der bloß Klarheit sucht, ist er sehr verdrießlich.
Die Lücke des Bergs von Civitá Castellana kann zum Theil auch durch die unendliche Reyhe von Jahren vom Flüßchen gerissen worden seyn, das durchschießt.
Die Häuser sind meistens sehr alt, und der Peperin überhaupt giebt ihnen ein verjährt Ansehen. Thurm zu einem Häuschen gemacht, mit einer neuen Fassade. Daneben war noch ander Befestigungs Werk, das jetzt zur Hälfte nieder gerissen ist, und die Mauern von einem Gärtchen macht. Das Grün, und der hohe und kleine Birnbaum und die Weinlaube und Olivenbäume machen dadurch ein mahlerisch Ansehn, und das Rauschen des Flüßchens dahinter im Bergriß ist äußerst anmuthig.
Zu Mittag hat man eine immerwährende Musik von Grillen in diesen Gegenden, Cicale.
Ein Gärtchen mit einem hohen Ulmbaum rundum von Granatenbäumen mit rother schöner Blüthe umgeben hinter einem Hause nicht weit von Ponte alto.
Wenn man sich ein Weilchen ins Gras legt, sieht man bald allerley fremde Insekten um sich her, besondre Arten von Käfern, Mücken und Spinnen und Gewürmen.
Das Wasser wird durch einen besondern Bogen in die Stadt geleitet, der über den hier sehr niedern Riß der Felsen geht.
Die Kapuziener haben zu ihrem Kloster außer der Stadt eine der herrlichsten Lagen gewählt, ihre Kirche prangt aus einem weiten Lusthayn hervor, wie der Liebessitz eines Fürsten.
Wenn sie ihr Korn eingeärndet haben, so werfen sie es mitten auf irgend eine Straße und jagen ein halb Dutzend Pferde darauf herum. Alsdenn reinigen sies mit einem großen Siebe, das an einem Strick in der Mitte hängt.
Das Thal vor Civitá Castellana ist ganz romantisch, und schlängelt sich jungfräulich mit einem Wiesengrund und allerley Gesträuch und Eichen zwischen den wilden barstigen Felsen herum, und weit in die Ferne mit seinem hellen klaren Fluße, der unter der Brücke von einem Wehre sanft sich hinab stürzt. Die gegenüber stehenden Hügel sind alle mit kurzer Waldung angeflogen. Die Cremer selbst ist hier und da mit kleinen Haynen meistens von Pappeln eingefaßt, die äußerst hoch und schlank und stark belaubt sind. Ihr muntres frisches helles Grün, die leichte zarte weibliche Beweglichkeit bringt lauter süße Gefühle in die Seele, die Augen sind gänzlich zufrieden von der Schönheit und weiden sich mit Lust an ihr.
Aufschrift an der Brücke: Innocentis XI. Po. M. An. Pont. II.

Viator siste grassum

Renovatam in hoc marmore de Vejentanis Conflictis lege memoriam restaurantibvs M^{mis} DD. abbate de Mitis. Gubernat. Josepho Sacco et Johanne Fantibasso Cos. Vrbanus VIII. P. M.

Ad Cremeram Vei nostri Fabios olim trucidavere Vejentes pontem hunc qua vetustas exaederat instauravit Anno Pont. XII. cet.

Den frappantesten Anblick macht Cività Castellana wenn man von Rom aus einer schönen Allee her kömt. — Es erhebt sich da über dem Fluß senkelrecht ein ungeheurer Felsen, der Breite nach etwa dreyhundert Schritt oder vierhundert und 300 Fuß hoch mit Gesträuch überall angeflogen, gerad wie ein Theater, und scheint an beyden Enden wie von einem Erdbeben abgerissen, weil sich andre eben so hoch gegenüber erheben, aber nur etwa zehn Schritte links und rechts etliche und zwanzig fortgehen, eben so hoch nämlich, denn sonst gehen sie weit fort, wenigstens linker Hand aber niedrig.

Die Hügel, wo man herkömt, bestehn aus lauter kalkartigen Kieseln, mit Kalkerde zusammen gehalten. Man sieht augenscheinlich, daß ein Fluß hier einmal sein Bett und seinen Ausfluß hatte. Überhaupt muß das Feuer und Erdbeben gräuliche Veränderungen hier angerichtet haben, denn alle Ordnung der Natur ist zerstört. Am Ufer des Flußes, ehe man darüber von Rom geht, sind viele Wallnußbäume gepflanzt. Wilde Feigen und Weinreben schlängeln und ziehen sich überall herum wie Gesträuch, und machen ein reizend Grün um Buchen und Hollunder.

Die Brücke besteht aus drey hohen Bogen, die zwey Drittel von einem halben Zirkel haben. Sie sind von dem Stein des Felsens hier gebaut, der von fern wie Travertin aussieht. Die Cremer ist ein klein Flüßchen, etwa dreyßig Schritte breit und drey Fuß tief, und verbreitet sich natürlich hier und da, und engt sich, hat sehr klares Wasser.

Die beyden Thäler sind entzückend, besonders aber das rechter Hand, wo die hohe Brücke nicht ist. Man <kann> nichts reizenders sehen, klarer Bach, schnell fortrieselnd, mit Pappeln und Buchen bepflanzt, und wilden Reben und Haselstauden, und dahinten steigt das Gebürg empor. Die Grillen zirpen, die Frösche quacken, die Nachtigallen singen und schlagen noch die letzten Liebesgefühle. Zarte Pflanzen in lieblicher Frische, und oben die kahlen schrecklichen Feuerfelsen. Der Grund hat Kiesel von Kalkstein und solche Erde, vermuthlich vom Bache.

Ich konnte der Lust nicht widerstehn, mich zu baden. Aus Furcht vor den welschen Straßenräubern scheute ich mich zwar, doch packte ich endlich meine Baarschaft zusammen und steckte sie in meine Unterhosen und legte diese, nach dem ich mich geschwind ausgezogen hatte, auf das zarte lange Gras am Bache. Welch Entzücken! Wahre eigentliche Begattung mit der schönsten zauberischen Gegend. Wie von fernem Gebürg das Grün zu einer Liebesmelodie sich herwälzt, wie alles üppig froh vollkommen um mich her lebt! Der herrliche wilde Rebenbusch, der seine schlanken Ranken ins Wasser sinken läßt! Die großen Blätter der Wasserpflanzen, die blühenden Wicken, Lavendel und Thymian herum duftend, die Ulmen, die Pappeln, das Nußgesträuch, Grasmücken, Nachtigallen, brennender Abendglanz an den Felsen, und wie der Bach herunter rauscht, mich kühl zu umpfangen, wie die kochende Gluth aus meinen Adern lieblich zieht, und der heitre lichte Himmel über mir! Wie ich herum plätschere, den Kopf hinein stecke, mich auf den Rücken

werfe, mit dem Leib herum wälze — ach daß ich keine süße Nymphe bey mir habe! wie würde im Wonnetaumel Himmel und Erde um mich herum vergehen und wieder neu gebohren werden!
Es ist ein wahres Zauberthal, die Berge gehn immer weiter hinten fort, wie in einem Operntheater der Natur in ungeheurer Größe, und alle mit Waldung bewachsen. Der süße Ton Abends ist unbeschreiblich, die Stille und Einsamkeit mit dem Rauschen des Bachs, und dem Gesang der Vögel. Wer auf einmal dahin versetzt würde, könnte denken, er wär im Himmel. Für einen Mahler ist eine Menge da zu verschiednen Landschaften, der größte Künstler würde seyn, wer mit der schönsten Parthie den Reiz des Ganzen zeigen könnte. Zu Bergen lassen sich selten schöne Conturen hier abnehmen, sie haben alle etwas fürchterlich schönes, wilde Macht mit hohem Reiz, der Contrast mit dem lieblichen Thal giebt ihnen das Zauberische. Entzückende Einsiedeleyen, bey Madonna di piaggie, wie sie piaghe aussprechen, sieht man recht das Wilde. Im Thal wird meistens Hanf gepflanzt, und dazwischen Wallnußbäume. Der letzte Berg in der Ferne prangt gar herrlich mit hohen Bäumen. Wenn man auf der Höhe zum andern Thore kömt, liegt der Sorakte wieder wie ein fürchterlicher Tyrann da in seiner ganz eigentümlichen Form. Ich habe noch nie in meinem Leben eine reizendere Wildniß gesehn. La porta Anziana heißt diese, die andern porta Romana, porta del Castello, porta del ponte und verschiedne Schlupfwege.
Das größte Kunststück eines Redners, der zu etwas unsicherm bereden will, ist allerley starke Empfindungen und Ideen zu erwecken, die auf seinen Endzweck Bezug haben. Der Geist geht leicht über, wegen angestammter Beweglichkeit, wenn man ihm einmal den Weg sanft und reizend gebahnt hat. So muß man es bey Mädchen machen.
Civita Castellana ist auf den drey abgerißnen Seiten reizend, und ein Wunder der Natur, das das Feuer und Erdbeben gemacht hat, und einzig in seiner Art. Die Einwohner leben von Viehzucht und Kornbau. Die Jugend hat einen frischen vollkomnen Wuchs, und die Weiber sind kräftig, stramm, ohne niederländischen Schwulst, die Römische Göttlichkeit haben sie nicht, aber wilde zärtliche Natur in der Phisiognomie. Die Männer sind gut und aufgeweckt, und alles sehr gesprächig.
Androsilli, Marchese, ist der reichste, er gewann viel im Spiel zu Rom.
Sechs große Kirchen sind hier. Der Dom, Franciskanerkirche, S. Giovanni, S. Cremata und ein Nonnenkloster und noch eine andre. Die Kapuziener wohnen außer der Stadt.
Die Flüsse sind la Cremera, la Treja, worüber Ponte alto geht, und der dritte ist ein torrente, der zuweilen entsetzlich anschwillt und alles fortreißt, Wagen und Menschen, auf der Seite nach Florenz zu, nahe dabey ist Nepi und Castello.
Der Berg S. Oreste hat wahrscheinlich seinen Namen von einem frommen Eremiten, der in den finstern Zeiten darauf wohnte. Es ist ein elender Einfall, daß er seinen Namen wegen eines Schreibfehlers verändert haben sollte.

Den 9ten Julius.
Nach einer völlig schlaflosen Nacht mit einem matten Eselchen abgereist, so klein, daß ich mit meinem Rohr auf der Erde mich stützte, der Sattel war aber so breit, daß ich mich Marcus Aurelius auf dem Kapitol dünken konnte. Alles außer der Stadt voll Eulen und allerley Art von Nachtvögeln. Herrliches Kornfeld, immer mit hohen Eichen bepflanzt. Bey Borchetti fängt das fruchtbare Sabinerland an. Ein drey Stunden langes und zwey Stunden breites Thal, das die Tyber durchströmt, von zwey Gebürgen eingefaßt. Il Capo della Sabina, Magnana hat einen Berg zum Sitz von einem der reizendsten Conture, die ich je gesehen habe, wahrhaftig atheniensisch, so mit Bäumen bepflanzt, und in seinen Linien abwechselnd, und die Häuser und Kirche und Thürmchen stehen lieblich am Anfang. Bey Otricoli macht die Tyber ein völlig Hufeisen, so windet sie sich herum. Dann liegen Berge jeder immer reizender als der andre, ein ächtes Mahlermusäum. Die Conture sind äußerst geistig, und haben außerordentlich viel Gleichheit mit einer wohl gebildeten geistvollen Naturseele.
Die Stadt Ocrea lag schön in einem fruchtbaren Amphitheater und hatte das Spiel des Flußes vor sich, auf der ersten Anhöhe. Jetzt ist alles davon zugeworfen. Otricoli liegt ganz hoch darüber auf der Kuppe eines runden Bergs, und enthält ohngefehr 1200 Seelen. Was die Leute hier arm und doch voll Feuer und Schönheit und heroischer Phisiognomie sind ist zum bejammern. Für einen Paul nach Narni, und für einen nach Terni, und dieß war wie ein vornehmer Herr bezahlt, man trug mir den Stuhl dazu her zum Aufsteigen und beyde Oerter liegen neun Miglien jeder davon. Herrliches Amphitheater von Gebürgen auf dem Wege, wovon man über den einen hohen Bogen wegfährt. Sonnengluth, daß das Blut in allen Adern siedet. Zwey Miglien von Narni das höchste Ideal von Wildniß und reizender Einsiedeley. Hohe schroffe Gebürge von allen Seiten breit in die entsetzliche Tiefe hinab mit lauter Elci auf der Nordseite, und der Mittagsseite mit Ölbäumen bewachsen. Gähe Abgründe hart am Wege um bis auf den letzten Knochen zu zerschmettern. Die Nera fließt grün schäumend schnell durch ein ganz romantisch enges Thal auf Viterbo zu, man kan sie sehr weit verfolgen. Die Contur der Gebürge ist scharf aber doch gemäßigt und natürlich, nicht so abgerissen wie die Feuerfelsen von Civita Castellana. Die Einsiedeley la S. Annunziata steht auf einem herrlichen Fleck, das Ganze zu überschauen, und wie von aller Gesellschaft abgesondert.
Narni ein fein Städtchen mit einem Fortino, es liegt noch halb in der Wildniß, wie ein Schwalbennest am Felsen, und macht den Anfang von dem großen entzückenden Thale, das fast einen Zirkel ausmacht, dessen Diameter 9 Miglien von Narni bis Terni ist. Reizende Gebürge rund herum von allerley fremden und höchst schönen Conturen. Der Boden unten ist lauter Fruchtfeld und Gartenwerk, lauter zugeschnitzte Ulmen dazwischen, wo sich Reben damit begatten, die Ulme muß natürlich sich nach der Rebe richten, die Stärke nach der reizenden nützlichen Schwäche, es ist eben kein anziehend Bild des Ehestandes für einen Mann.

Narni hat ohngefehr 3000 Einwohner oder Seelen. Abends an zu Terni.

Den 10 Julius.
Früh Morgens um 7 Uhr nach der Kaskade ausgezogen. Weg voll reizender Aussichten dahin, die Berge wölben sich immer einer höher als der andre himmelhoch weiter fort, als ob sie dieß Paradieß ganz von der irrdischen Welt absondern wollten. Die Sonne gieng eben auf, als ich nach der Höhe zu stieg, gerade über dem Gebürg den Felsenriß hinein, worin eine herrliche See von Nebel und Dunst in der Mitte des Gebürgs schwamm.
Der Wasserfall ist eine entzückende Vollkommenheit in seiner Art, und es mangelt nichts, ihn höchst reizend zu machen. Ein starker Strom, der feindseelig gegen ein unschuldiges Völkchen handelte, muß sich gebändigt durch einen tiefen Kanal stürmend in wilden Wogen wälzen, mit allerley süßem lieblichen Gesträuch umpflanzt, als hohen grünen Eichen, Ahorn, Pappeln, Cypressen, Buchen, Eschen, Ulmen, Seekirschen, und in die gräuliche Tiefe senkelrecht über zwey hundert Fuß hoch hinab stürzen, daß der Wasserstaub darinn noch höher von unten hinauf schlägt. Alsdenn tobt er schäumend über Felsen fort, breitet sich aus, rauscht zürnend um grüne Bauminseln und hastig schließt er weiter in den Grund von dannen, zwischen zauberischen Gärten von selbstgewachsenen Orangen und Frucht und Ölbäumen. Sein Fall dauert acht Secunden oder gewöhnliche Pulsschläge von der Höhe zur Tiefe. Das Aufschlagen in den zurückspringenden Wasserstaub macht einen heroisch süßen Ton, und erquickt mit nie gehörter Musik und Veränderung von Ton und Bewegung die Ohren, und das Auge kan sich nicht müde sehen. Es ist ein Kunstwerk, so vollkommen in seiner Art, als irgend eins vom Homer oder Pindar oder Sophokles, wozu die Mutter Natur Stoff und Hand lieh. Er läßt sich mit keinem andern vergleichen und ist einzig in seiner Art, die große Natur der herrlichen Gebürge herum, der frische Reiz und die liebliche Zierde der ihn umfassenden Bäume oben vor seinem Fall, das simple Ganze, was das Aug so entzückt, auf einmal ohne alle Zerstreuung so wollüstig verziert und doch so ganz wie kunstlos, überblickt, nährt des Menschen Geist wie lauter kräftiger Kern. Die Mannichfaltigkeit des andern Stroms, des bald langsamen bald schnellern Laufs, und gerad immer recht, das reizende Bett überall, so weit man hinkömt, der See in seiner Rundung von einem Amphitheater sich nach einander verlierender höchster Gebürge eingefaßt, das fruchtbare Thal, wodurch er rinnt, der Streit der Nachbarn um ihn, alles macht ihn immer interessanter. Gemahlt bleibt er immer ein armseeliges Fragment, weil kein Zuschauer des Gemähldes, der das Original nicht sah, sich das hinzudenken kann, da man es nicht andeuten kann. Und überhaupt ist es Frechheit von einem Mahler, das vorstellen zu wollen, dessen Wesentliches in Bewegung besteht. Poussin mahlte sehr klüglich die Wasserfälle meistens in der Ferne, wo ihre Bewegung sich verliert und sie stille zu stehn scheinen.
Terni selbst liegt äußerst angenehm zwischen lauter Gärten. An der Nordseite erhebt sich ein Bogen von Hügeln mit lustigen Landhäusern und meistens Öl-

bäumen besetzt, die einen kleinen Wald aus machen. Das beste gehört der Familie Canali, die die reichste hier ist. Hinter den Hügeln steigen alsdenn die Gebürge empor, auf dieser Seite meistens kahl, so wie sie ostwärts bey der Kaskade schön bewachsen sind, wenigstens verschiedne bis an den Gipfel. Die Nera fließt auf der Römischen oder südlichen Seite hart an dem Thor noch in der Stadt weg, und gleich darunter aus ihr. Vor ihr werden verschiedene Kanäle abgeleitet, die die Stadt selbst und die Gärten außer ihr herum bewässern. Das Wasser, ob es gleich weißlicht aussieht, ist doch rein und trinkbar, und die gemeinen Leute sagen è famosa und zechen, als obs die ewige Jugend verlieh. An den Mauern der Stadt beym Dom und Römischen Thor geht ein herrlicher Spazierweg, wo man die schönsten Aussichten hat, es ist eine hohe Lust, da herum zu wandern Abends und der Kühle zu genießen. Der Pallast Spada ist einer der besten. Simpel in Form und Verzierung und von reinem Geschmack. Er hat keine Säulen sondern lauter Pilaster. Die Fenster und Thüren sind von guter Proportion, und einfach verziert. Sonst sind noch Häuser da von guter Bauart.
Terni hat fünf Nonnen und neun Mannsklöster, worunter zwey Kapuzinerklöster sich befinden.
Der Adel divertiert sich mit Kartenspielen und Akademien von Musik.
Tivoli hatte einen so großen Reiz für die alten Römer weil es nahe an der Stadt lag, und wegen der Aussicht in die Römische Campagna bis zur See hin. Es hat etwas feyerliches, was Terni nicht hat. Aber dieß hat im Grunde größere Natur um sich her, und mehr Abwechslung, und an Fruchtbarkeit läßt Tivoli gar keine Vergleichung zu, es ist ein dürres und ödes Land, da Terni lauter Mark ist. Die Römer verstunden zu leben, sie genoßen den wahren Reiz von jedem, und wußten zu wählen aus tausenderley Erfahrungen. Scipio der jüngere wählte Terni, der ältere Cajeta und Puzzuolo, welches freylich des Meers wegen über alles geht, denn nichts ist doch lebendiger als das Meer und hat mehr Mannichfaltigkeit in Bewegung. Was ist dagegen auch der vollkommenste Wasserfall, wie der zu Terni? Er bleibt endlich immer dasselbe. Es ist also leicht zu begreifen, warum Bajae den Römern über alles gieng. Eine sehr gute Idee ists, Unsere Menschen durch eine Fabel, einen Roman zu diesem Genuß vorzubereiten, und ihnen zu fühlen zu geben im Traum was die Römer wirklich genossen. Sie hatten das wahre Leben und strichen herum, im Winter am Meer im Sommer auf dem Gebürg, und Italien gab ihnen beydes in kurzen Tagreisen.
Den Römischen Architekt, der mit mir von Siena reiste, als Caffeegesellen hier angetroffen.
Zu einer Cyther von einem Bettler à la Furlana geschwind in einem Hause tanzen sehn.
Ballon schlagen gesehn hinter dem Markt, mit einer Menge Zuschauern.
Unser Leben gleicht heutiges Tags einem todten See, all'aqua morta, denn nichts anders ist die Gewohnheit, wir kommen gar nicht recht in Gang.
Nicht weit vom Sturz des Velino ist ein Ponte Regolatoro, damit nur eine be-

stimte Quantität Wasser hervor kann, um den Torrosinern keinen Schaden zuzufügen. Am Ufer darüber ist eine Mauer gezogen, damit Niemand hinüber kann, mit folgender Aufschrift:

Jubente
Em ^{mo} ac r. ^{mo} Principe
Francisco Card. Barberino S. E. E. Vice C.
Hujusce supra Velinum Pontis occlusus est aditus
Vt non tam inundantis fluminis quam
Invadentium hominum audacia comprimeretur
Petro ab Otthobono Veneto V. S. R.
Interamnae gubernatore
Aere Publ. Interamnatum a. d. MDCXL.

Plus detur Vrbano qui ponte crimina frenat
Nam solo Clemens ponte coercet aquas.

Gleich dahinter geht nehmlich das Neapolitanische an, und die Einwohner von Terni hatten also nur vier oder fünf Meilen um in Freyheit zu seyn, wenn sie ermordet oder sonst ein Verbrechen begangen hatten. Ferner hielten sich eine Menge Straßenräuber auf, und raubten und plünderten. Der Berg an dessen obern Fuß sie steht, ist sehr hoch, und sein Kopf ragt über den Wasserfall stolz und herrlich hervor und giebt ihm eine schöne Zierde. Jetzt müssen sie dieser kleinen Mauer wegen einen Weg von 20 Miglien machen, ehe sie in das Neapolitanische kommen.
Inzwischen hindert dieser Ponte regolatore doch nicht, daß die Torrosiner und benachbarten Örter Castel del Lago und Collestato vom Sturz viel Schaden leiden, wenn die starken Regen kommen und die Wasser anschwellen. Die Nera unten kann nehmlich nicht fort, wegen der Gewalt des Schußes des niederstürzenden Velino, und tritt zurück, und wenn sie groß ist, so überschwemt sie alle ihre Felder mit Kies und macht sie unfruchtbar. Das Bett beyder Flüße ist hier eng zwischen Felsen, und es würde dem Schaden abgeholfen werden können, wenn man es weiter machte, allein dann würde der Kies auf die Felder von Terni gewälzt. Der Sturz war vorher näher nach Terni, und die Torrosiner ließen die Veränderung seines Laufs zu mit der Bedingung daß ihnen aller Schaden ersetzt würde, der dadurch entstünde. Dieß haben die von Terni aber nie gethan. Und so ist nun jetzt der Proceß: die Torrosiner verlangen, ihnen entweder den Schaden zu ersetzen, oder dem Fluß seinen alten Lauf zu geben. Weil die Terner aber Hab und Gut darüber verlören, und der Sturz allzuschön und durch die ganze Welt berühmt ist, und unansehnlich bey der Veränderung seyn würde, und weil ferner die Torrosiner nur ein kleines Oertchen haben, und ihnen die Terner alles abkaufen und aus dem Lande lieber haben wollen, so werden die Torrosiner ohngeachtet ihrer gerechten Sache doch angeführt bleiben. Der Streit ist inzwischen schon alt, und Cicero schreibt schon davon.

Den 11. Julius.
Augustiner Kirche, gothisch, festgemauert, gute Thür mit Verzierungen von Birnen und Feigen und Blättern zugleich, die Kirche selbst ein länglicht Viereck gewölbt. Kanzel in der Mitte, Orgel über dem Eingang, Chor am Ende.
S. Salvatore. Ein alter Rest von einem Tempel, rund wie das Grabmal der Metella. Unten sind zehn schmale Bogen mit Pfeilern, wovon man die Eingänge zugemauert hat, sie stehen vom obern Aufsatz ein wenig vor. Sehr fest alles ohne Kitt mit kleinen Quadern von Tufstein gemauert. Das Ganze äußere ist noch wohl erhalten, und wirft mit seiner simpeln Schönheit allen angeflickten Quark über den Haufen. Es steht da wie eine Jungfrau. Das Übrige ist verhunzt, so daß man die Einrichtung nicht merkt.
Drey Palläste neben einander Canali, Genuini und Graziani. Der von Genuini glänzt wegen seiner guten Bauart unter den andern hervor wie ein reiner Perl unter Fischschuppen. Canali ist eitle französische Pracht. Einige Statuen sind gut, als Bacchus auf der Treppe und Minerva im Hofe. Graziani ist auch im eitlen französischen Styl. Nicht weit davon steht noch einer des Conte Frapezzi auch in sehr gutem Styl. Die Kirche S. Lucia ist in sehr gutem Styl, die Fassade sehr gut. Das platte Dach in der Kirche thut schlechten Effect, die Form ist ein simples Oblongum. Antonius Rusticus interamnas steht an der Fassade, de Rusticis sonst, dieser ließ sie auf seine Kosten bauen 1550. S. Francesco ist gothisch. Das hohe Gewölbe thut sehr gut, und der freye Raum. Der Dom ist modern und französisch verziert, die Form ein Kreuz mit der Kuppel. Übrigens ist noch viel altes Gemäuer in Terni, woraus man sich Hütten zugerichtet hat, so gut es hat gehn wollen. Die Straßen sind klein und enge. Einige fürtreffliche Thüren, alle meist nach derselben Form.
Nachmittag um 19 Uhr nach der Kaskade unten. Hier ist man recht der Mutter Natur im Schooß und genießt die Höhen und Tiefen der Erde, und ihr Schaffen und Wirken und die Fülle ihres Lebens. Ein enges Thal von neuen und äußerst reizenden Kontrasten, Welsche Milde und Schweizer Rauhheit vereinbart. Himmelstrebende Gebürge, donnernder Wassersturz, hereinbrausende wilde Fluthen, und daneben die zarten Pommeranzen und Ölbäume, Lorbeergänge, süße Reben, zarte Pappeln, Feigen, Melonen. Das Thal durch die Felsen haben augenscheinlich die Flüße durch Jahrtausende gerissen, wie deutlich die an den Höhen noch hangenden Überbleibsel von Tartar zeigen, vorher machte es einen kleinen See aus. Der Velino auf der Höhe des Gebürgs linker Hand hat vielmalen seinen Lauf verändert, wie ebenfalls die Spuren deutlich zeigen. Gleich neben der jetzigen Kaskade ist linker Hand desselben noch sein altes Bett. Er stürmte schräg herein, hatte aber keinen geraden Sturz. Die Ternaner beredeten sich mit ihren Nachbarn, weil er ihnen zu vielen Schaden that, seinen Lauf zu ändern, und diese ließen es zu, mit der Bedingung, denselben den entstehenden Schaden zu ersetzen. Dadurch kam der jetzige Sturz, welcher sie zum ersten mal wunderbar muß entzückt und in Erstaunen gesetzt haben. Er hat oben ein sehr tiefes Bett, und dessen Ufer sind dicht

mit hohen grünen Eichen, Ulmen, Erlen, Pappeln und anderm niedern Gesträuch durchaus bewachsen, und man kan nicht erfreulichers sehen, als seinen schnellen rauschenden und hohe volle Wellen schlagenden tiefabhängigen Schuß dadurch, etwa vier Schritte vor seinem Fall hat er sich selbst einige Tartarschiefern gebildet, worüber er rauschend im Flug hinabgleitet, diese vier Schritte bis an die Mündung hält er ein wenig ein, als ob er sich doch besänne, und neben ihm schauen die hohen Pappeln und Eichen und Ulmen dem furchtbaren Schauspiel wirklich zu, aber die immer einbrechende Fluth treibt ihn von dannen, und er sinkt und zerfällt, von der immer heftiger anziehenden Kraft der Erde zu Platzregen und endlich Schaum aus einander gerissen seine gute zweyhundert Fuß in eine unergründliche Tiefe, wo bey dem immer währenden gleichen schneidenden Brausen des Falls in dem zurückspringenden Schaum ein sich herum wälzendes Donnern in wiegender Bewegung heraus brüllt. Alsdenn schießt er in schäumenden Wogen über Tartarschiefer durch ein krummes Bett ohngefehr die Hälfte noch so tief in die Nera, die rechter Hand durch das Thal furchtsam herbey schleicht, und sich nach und nach mit dem wüthenden heroischen Jüngling vereinigt, ob er sie gleich immer zurückstößt, so daß sie bey seinem hohen Ungestümm im Winterwetter zurücktritt, und den Torosinern ihre Felder verderbt.

Sein Sturz geht in ein Felsenloch das gerad wie eine zerbrochne Tasse aussieht, wo vorn der dritte Theil bis an den Grund abgesprungen ist. Auf dem Rand derselben linker Seite hat man jetzt eine Hütte wie ein Observatorium angelegt. In der Mitte der Tasse am Sturz steigt ein Felsenscherben herein, woran der feine Wasserstaub höher als der Fall selbst ist, in die Höhe fliegt.

Weiter vorn, wo man den runden Berggipfel von Torrosina sieht, und den andern schöngewölbten hintern Berg, sieht der Anfang des Sturzes weit reizender aus, als gerad davor, allein man sieht nur wenig davon. Die Berge bestehn aus harten Marmorfelsen, sind aber oben bis an die Gipfel alle mit Bäumen bewachsen.

Das Thal vom Ausgang der Nera aus dem Gebürg von Papigno an bis nach Terni und das andre Gebürg ist ein Anblick der üppigsten Fruchtbarkeit. Von dem Fluße werden eine Menge Kanäle abgeleitet in Stadt und Gärten herum, und diese Kanäle sind alle so dicht mit Gesträuch und Bäumen bepflanzt, daß man sie wenig sieht, aber immer wegen ihres schnellen Rauschens hört.

Wenn man nach der Kaskade von unten geht muß man durch einen Garten, der jetzt dem Graziani, einem Edelmann von Terni gehört, der erst vor sechs Monaten eine der schönsten Fräulein geheyrathet hat, und jung und schön und reich selbst ist. In diesem Garten ist eine der schönsten Lorbeeralleen, die ich gesehen habe, Ein Gang der besten Pommeranzen Bäume, und viel Wein und Feigen. Ein wohlgebautes Kapellchen in den Felsen mit einer Statue der heiligen Rosalia, und einigen Engeln um sie herum, sie liegt auf einem Küßen mit Blumen bekränzt. Welch ein Paradieß für ein paar verliebte Seelen, wenn sie ihr Leben und Glück zu genießen wissen!

In Terni ist alles wohlfeil. Der beste Wein kostet 6 Quatrini, oder einen Bajocco.

Das Pfund Rindfleisch 3 Bojocco. Korn ist in Überfluß da, und doch muß ein Fremder mehr bezahlen als in Rom. Dieß machen die Engländer und eitle alberne Mahlerstutzer, die zuweilen herreisen und sich sehen lassen wollen.
In der Nera und dem Velino fängt man viel Forellen, sie müssen zuweilen vom Sturz mit herab, und man erkennt dieß an ihren aufgeschlagnen wunden Mäulern.

Den 12 Julius.
Um sechs Uhr welsch mit einem Pferd abgereist. Olivenwäldchen auf und um und hinter dem nördlichen Hügel von Terni. Alsdenn immer durch Waldung und Gebürg, gerad wie in Thüringen. Die Nachtigallen schlugen äußerst stark. Schöne Grüne Eichen in herrlichem Wuchs. Verschiedne gute neue Gebirgsconturen, besonders einer auf der Mitte des Wegs in der Ferne, der über alle hervorragt, wild und königlich. Wenn man aus dem Wald in das enge Thal von Spoleto tritt, merkt man erst an den Weinreben um Ulmbäume geschlängelt daß man in Italien ist. Mächtige hohe Streifgebürge. Spoleto liegt auf dem Abhang eines Hügels, auf dessen höchstem Gipfel die Festung, oder der jetzige päbstliche Pallast sich befindet. Dahinter erhebt sich gewaltig der Monte Lupo, von welchem das Wasser vermittelst einer gothischen Brücke mit einige hundert Fuß hohen Pfeilern und kleinen Bogen gestützt über das Thal in die Stadt geleitet wird. Gegen über steht ein runder nedriger Hügel, und südlich steigt das Gebürg empor, nördlich ist die Pläne nach Fuligno.
Der Dom ist eine schöne Kirche, mit einem Kreuzgang, und einer Kuppel und Pfeilern und hat viel Marmor. Voran ist eine Vorhalle. Es ist darin ein Gemählde von Guercino linker Hand des Kreuzgangs, welches eben nicht viel bedeutet. Die heilige Cäcilia ist die beste Figur und scheint ein Porträt zu seyn. Das Ganze ist sehr schwach und Gestaltlos. Von Anibal Caracci aber ist die Heimsuchung Mariä ein herrlich Bild, voll Ausdruck, Charakter und schönen Formen. Schade, daß die Farbe hier und da abgesprungen.
Der Aeskulapstempel vor der Stadt al Santissimo Crocifisso ist eine Kinderey. Man merkt gar keine Form mehr von einem Tempel, und es sind 14 zusammengeflickte Säulen zu einem Altärchen, so gut sich es hat schicken wollen. Vier große Korinthischer Ordnung, zwey große Jonischer Ordnung, sechs kleinere Korinthischer Ordnung. Zwey kleinere aus Bruchstücken gestreift und ungestreift zusammengesetzte, eine dorischer Ordnung, der andern fehlt das Kapitäl und man hat ihr statt dessen ein Stück Gebälk aufgesetzt. Zwey Große sind schlecht und elend von Backsteinen dazu gemauert und Kalküberschmiert, haben aber Jonische Kapitäler und Kranz. Das dorische Gebälk existiert noch ganz über den kleinern, gehört aber wahrscheinlich nicht dazu, die Ochsenköpfe daran sind ganz abgerieben. Doch es verlohnt sich nicht der Mühe, viel Reden darüber zu verlieren, weil es ein Quark ist, obgleich Bernouilli den löblichen Volkmann darüber falsch corrigiert, und dieser seine Correctionen wieder abgeschrieben hat, so wie der gute ehrliche Mann alles abschreibt. Es ist ein Elend und Jammer wenn man den deutschen

Baronen so Häkerling und Stroh von diesen zwey blind in den Tag Hineinreisern und alles Aufschreibern auftischen sieht.

Von Rom bis Civita Castellana sind	34 Miglien
Von Civita Castellana bis Otricoli	12 –
Von Otricoli bis Narni	9
Von Narni bis Terni	9
Von Terni bis Spoleto	18
	82

Die Schnitter haben immer einen bey sich mit der Zither, der dazu singt, und sie machen oft zusammen Chorus.

Rechnung.	Von Rom bis Civita Castellana	4 Paoli
	In Civita Castellana	8
	Von Civita Castellana bis Otricoli	4
	Von Otricoli bis Narni	3
	Von Narni bis Terni	1
In Terni		15 für Essen
	für Wäsche und Trinkgeld	5
	Für den Bothen nach dem Wasserfall	10
	Auf der See	2
	Für Sohlen	2
	Für Pferd nach Spoleto	5
	dem Bothen –	4
	Kleinigkeits Ausgaben zusammen	3 Paoli
		66 Paoli.

Starkes Gewitter um Mittag. Eine halbe Stunde nach Mittag mich allein zu Fuß auf den Weg gemacht. Das Thal von Spoleto bis Fuligno ist vielleicht eins der fruchtbarsten in der Welt, lauter Kornland, und lauter fette lockre bräunliche mit ein ganz wenig Marmorkies untermengte verschiedne Ellen tiefe Erde. Die Gebürge zur Seite machen die ergötzendste Abwechslung, allerley herrliche Formen, klein und groß, immer eine schöner oder majestätischer als die andre, verschieden Grün von verschiednen Bäumen und Gesträuch darauf, kahle Felsen dazwischen roth und weiß und braun und grau, oder Flecke mit Heyde bewachsen, manches mit Mooß macht ein reizend Spiel von Farben. Das Kornfeld ist überall mit Ulmen besetzt um die sich fruchtbare Reben winden. Das entzückendste Schauspiel aber auf der ganzen Reise macht der Clitumnus, welcher am Fuß des höchsten Bergs der Gegend Campello, aus einem Felsen von hundert Schritten in einer Menge Quellen, deren ich über ein Dutzend gezählt habe, hervorsprudelt. Der Felsen ist mit vielen uralten Feigenbäumen bewachsen, die sich in dessen Risse und Spalten fest eingewurzelt haben, und alles lieblich beschatten. Der mittelste Quell ist der stärkste. Es ist eine wahre hohe Lust zu zu sehen, wie das klare, krystallhelle Naß aufquillt, in der Stille in Bläschen aufschwillt, alles innerlich sich regt und

bewegt und die Fülle von sich selbst auf ebner Fläche fortrinnt. Gleich wenige Schritte von den Quellen drängt er sich zu einem kleinen lebendigen Teich, der voll der frischesten zarten Lorbeerstauden ist, und aus diesem strömt er schon wie ein ansehnlicher Fluß, und wird binnen wenig Schritten so stark daß ich keine andere so volle Quellen kenne, als die der Vauclüse, die aber schon als ordentliche Bäche aus den unterirrdischen Felsengrotten hervor strömen. Sein Wasser bleibt das ganze Thal durch Krystall hell, und deßwegen wuschen und badeten die alten Römer ihre Opferthiere darin. Und es war ein Lobspruch auf den Clitumnus, wenn sie sagten, daß er das Vieh weiß mache. Die Ochsen in dieser Gegend haben auch wirklich ein glänzendes Silberweiß, und sind außerordentlich gutartig. Ich habe viele Menschen von so gütigen Mienen gesehn, und dieß waren immer die wackersten Bedienten und bravsten Unterthanen.

Wenn das Tempelchen auch nicht dem Clitumnus erbaut war, so dünkt es einem doch schön, es hier zu denken. Die Bauart ist offenbar aus den spätern Zeiten, vielleicht schon der Gothen. Die Säulen selbst verschieden, die mittlern schuppicht, die zwey folgenden schraubenförmig gestreift. Die Kapitäler und das Gebälk ist korinthisch.

Treve liegt ganz fürtreflich an einem runden Hügel die Hälfte herum gebaut, fünf Miglien von Fuligno. Es sieht aus, als ob die Menschen wie die Vögel sich in Bäume und an Häuser auch in die Höhe hätten nisten wollen. Es heißt mit Recht la Ringhiera o Loggia dell' Umbria, weil es über das ganze Thal von Spoleto herrscht, und man von da Perugia, Assissi, Fuligno und Spoleto mit vielen andern Ortschaften sieht. Der ganze übrige Berg ist ein reiner Olivenwald durchaus.

Der Ort, wo die Quellen des Clitumnus entspringen, heißt deßwegen le Vene. Der Clitumnus hat die herrlichsten Forellen. Von Fuligno aus rückwärts macht das Gebürg noch die pittoreskſten Formen und Farben und Fernen. Eine und eine halbe Miglie von Fuligno fängt die breite Chaussée an, fast so breit, wie die zu Neapel.

NB. Die Baurenwirthschaft zu Vene. Und die Prügeley zu Fuligno.

Abends mit einem Advocaten von Macerata gespeist, welcher den Berni und la Casa und Molze in der berneskischen Art für den Triumph der welschen Poesie hält, besonders einige Satyren des ersten für ‹die› besten unter allen. Ariosten aber doch für den größten unter allen welschen Dichtern, und den Tasso bloß für einen gelehrten Mann voll Geschmack. Die Priester wären immer die schlechtsten Menschen sagte er.

Rafaello al convento delle contezze.

Den 13 Julius.

Es ist der Mühe werth, deßwegen allein nach Fuligno zu reisen. Die Madonna, der Heilige Francesco, der Heilige Hieronymus welche Figuren, welche Charakter! wie ist alles so rein bis aufs Haar bestimt, ächte griechische klaßische Arbeit. Im Kopf der Madonna ist alles himmlische vereinigt, was bey den schönsten weib-

lichen welschen Köpfen hier und da angetroffen wird. Wie klar die Stirn, wie reizend das lichte Kastanien Haar nach den Ohren weggelegt, der bräunliche Schleyer wie sanft und lieblich, in den hold hernieder blickenden Augen welche Güte! wie schön die großen Augenlieder, die vollen jugendlichen Wangen mit Schaamröthe überzogen, wie jungfräulich, wie süß der völlige Mund und das zarte Kinn, und die Nase wie unschuldig herein, welch ein schönes Oval und wie reizend auf der rechten Seite herum bis auf den Hals in Schatten gehalten. Wie reizend schwellen die Brüste unter dem oben sittsamen Gewend hervor.

Welch eine welsche feurige eifrige Frömmigkeit und Wahrheit im Kopf des Heiligen Franciscus, und welch ein schöner knieender Abt! Wie kräftig ist der Kopf des Heiligen Hieronymus gemahlt und in welchem feyerlichen Ernst von Betrachtung! Johannes ist ein ächter wilder Eremit, der sich nicht auf bürgerliche Höflichkeiten versteht und dreust sagt, was er denkt. Der Kardinal bloß Porträt voll Bewunderung. Der Engel mit dem Täfelchen ist herrlich gemahlt, nur weiß man nicht was er soll, weil vergessen worden ist, es drauf zu schreiben.

Durch den linken Schenkel der Madonna, und den rechten des Kindes geht ein starker Riß, doch schadet es wenig, weil es an den minder bedeutenden Theilen ist. Das Kolorit in den Köpfen ist täuschend abgewechselt, wie die Natur thut, Madonna ganz weiblich, voll Empfindung erröthend, Francesco jugendlich männlich schön, Hieronymus kräftiger Greis, der Kardinal trockner etwas beinerner Kopf. Engel und Kind in gehöriger Zartheit und Fülle. Die Figuren sind alle in Lebensgröße, die Madonna noch etwas darüber, vermuthlich um sie zugleich dadurch zur ersten Person zu erheben.

Sie schwebt hernieder auf natürlichen grauen Wolken mit Engeln umgeben, von denen man die fernen Köpfchen in den Reflexen der Wolkenfarbe sieht, folglich ist die Glorie ganz begreiflich grau in grau. Die Madonna ist in vollem lebendigen Kolorit und wirft einen Glanz um sich wie eine Welt. Unten ist freyes Feld und ein Flecken, wo die Heiligen sich beysammen befinden, und sie anrufen und anbeten und in ihrer Betrachtung verloren sind.

Im Dom.

Am linken Kreuzgang am Altar linker Seite des mittlern großen ist ein tondo oder eine tazza, oder Halbbogen von Raphael gemahlt, eine der seltensten Mahlereyen.

Eine Madonna mit dem kleinen Christus zur linken und dem kleinen Johannes zur rechten, zwey holde nackte Bübchen in schöner Bewegung. Hinter ihr zur rechten der heilige Joseph und zur linken der heilige Antonius, und auf beyden Seiten zu Ende zwey Jungfrauen vermuthlich Marien. Alle haben knieende Stellungen außer den Bübchen. Die drey Weiber haben fürtrefliche Drapperien besonders das Mädchen zur linken, von der man den linken Fuß sieht, ist ganz wollusterregend und göttlich, so zeigt sich das Nackende und die schönen Formen des Unterleibs, der vollen Hüften und Schenkel, das Gewand macht eine ganz natürliche Falte zwi-

schen den Schenkeln und zieht sich im Knieen an. Die jungen Brüstchen schwellen reizend unter dem Gürtel hervor. Alle drey Weiber haben rothe Gewänder wie leichte Hemder. Die Gesichter sind voll Reiz und Grazie und die Madonna hat wirklich etwas süßes in Blick und Mund, wie vom Correggio und blickt in stiller Entzückung nieder. Alle sind vertieft in die Kinder, die auf einander zeigen und sich freuen. Der Kopf des heiligen Josephs ist zugleich meisterhaft gemahlt wie vom Tizian nebst dem herrlichen Ausdruck. Der heilige Antonius allein weicht sehr von den andern ab, und ist mittelmäßig durchaus, als ob er ihn nur weggejagt hätte, um fertig zu werden. Alles andere ist mit viel Liebe entworfen, und es herrscht durchaus die süße stille tiefe Raphaelische Empfindung. Madonna und das naive Mädchen zur linken sind äußerst reizend drappiert. Das untere ist nicht von ihm, aber doch von einem seiner Zeitverwandten. Ein Crucifix erscheint einem Heiligen, den man vor dem Sarg des heiligen Antonius aus Ungarn nicht sehen kan, welcher davor steht.
Das Haar der Frauenzimmer ist blond, schön abwechselnd geflochten und gelegt. Madonna allein hat einen Schleyer.

Beym Cavaliere Gregorj.
Eine kleine Gemähldesammlung worunter einige sehr gute Stücke sind und verschiedne Kopien, die man für Originale aus giebt. Das wichtigste ist eine unvollendete Heilige Familie von Raphael, die zwey Bübchen Christus und Johannes sind völlig fertig, und die Hände der Madonna, das übrige ist zum Theil schon angelegt mit Farben, und zum Theil nur gezeichnet. Es ist also äußerst interessant, um die Art zu arbeiten von Raphael zu sehn. Die Bübchen sind fürtreflich gezeichnet und gemahlt.
Atalanta und Meleager im Laufen, von Giulio Romano, meisterhafte Composition und Ausführung. Vorzüglich sind die zwey laufenden Figuren voll Kraft und wahrer Lauferbewegung.
Hiob blind mit Weib und Kindern vor ihm in einer Landschaft von Castiglione. Voll Natur in Gestalt und Kolorit, ein reizend Bild.
Ein Ecce Homo von Correggio in seiner ersten Manier. Verschiedne kleine Gemählde von Carlo Veneziano.

Zu S. Niccolò.
Ein fürtreflich und wohl erhalten uraltes Altarblatt von Alunno. Dieß besteht aus einer Menge Gemählden. Das mittlere Hauptgemählde stellt die Geburt Christi vor, oben darüber ist seine Erstehung, unten wie er zum Kreuz geführt wird, und darum her die andern Leidensgeschichten. Auf den Seiten S. Sebastian, und andre Heiligen. Alles ist äußerst bestimt, und deßwegen hart, hat aber viel Natur und Wahrheit in Gestalt und Ausdruck. Für die Geschichte der Mahlerey ist es ein wahres Kleinod.
Bey Claudio Gigli schönes Haus von Nudi. Fürtrefliche Thür und Fenster.

Verschiedne gute Gemählde zu verkaufen. Madonna mit dem Kinde vermuthlich von Andrea del Sarto, Christus mit der Samaritanerin von Tizian, Parmeggianino, einige fürtrefliche kräftige Porträte wahrscheinlich von Tizian.
Ihre Gothischen Kirchen bauen sie meist inwendig modern, so machen sie's jetzt mit dem Dom, wo sie lächerlich oben ans Gewölbe vor dem mit Stuck und Holz nachgemachten Altar von S. Peter geschrieben haben: Magna est Gloria domus istius novissimae. Agg. II. 7.
Die Statue des Heiligen Felicianus ist von Holz, das die Würmer schon deutlich genug zerfressen haben, und wovon schon deutlich genug verschiedne Stücker abgesprungen sind, um sie nicht für Thon oder sonst etwas zu halten.
S. Francesco, S. Dominico, Fraporta gothisch. S. Dominico sind nur zwey lange Wände mit einem Bogen vornen und ein Dach darüber. Zu S. Agostino sind noch ein paar gute Gemählde.

Um 19 Uhr abgereist.
Fuligno herrlich von einem Fluß durchflossen, umgiebt einen großen Theil der Stadtmauern, heißt Topino.
Auf der 104 Miglie Reste von einem Amphitheater. Am Wege steht eine Aufschrift deßwegen, beym Ort Spello:
Rudera Amphitheatri Spl. C. Juliae Hispelli Vrbis Fl. Constantis Municipes M. hanc P. Curarunt 1783 V. K. Jun.

Rerum tempus edax nihil hic durabile gaudet
Quae circum spectas sat monumenta probant.

Man kan die Lage und den Umpfang desselben deutlich sehen. Es stehen einige Maulbeerbäume in der Arena, das übrige mit Gras bewachsen.
Gleich daran eine reiche Villa mit viel Cypressen, und darauf ein ganzer Wald von Oelbäumen über eine Miglie. Der Weg geht immer rechter Hand am Gebürg fort, oben ist der Gipfel kahl, darauf wild Holz und dann Oelbäume, dann Kornland mit Ulmen woran immer der Weinstock seine Ranken hinauf und herum zieht, und die Straße eine herrliche gerade Chaussée ist mit Maulbeerbäumen und hohen Eichen eingefaßt. Auf der linken Seite dehnt sich das Thal breit aus, und da ist lauter Fruchtland.
Entsetzliches Gewitter, wo es rund um mich einschlug, sodaß ich in Flammen stand, aber ohne Regen, wie meistens die welsche Poesie ohne Empfindung. Ich flüchtete mich endlich in das erste Kloster, welches der Heilige Franciscus anlegte, wie die Jnschriften am Altare sagen. Die ersten Mönche waren fast alle von Assisi, an der Zahl zwölf. Viele Mädchen und Weiber und ein Paar Männer vom Felde, wo sie Korn gesammelt hatten. In Italien arbeitet man über all Sonntags, es ist genug, wenn man seine Messe hört. Das Kloster liegt 2 Miglien von Angeli.
Abends angelangt zu Angeli. Gut gegessen und getrunken. Padre Penitenziario ein Ungar, Organist, gute Haut. Der Padre Marcellino un Porco di S. Francesco, wie ich ihm alle die Reize von dem Thal di Spoleto erzählt hatte, blieb er ganz

still dabey, aber wie ich nur das Wort trotte vom Clitumnus nannte, schmazte er in der That wie ein Schwein und wurde lebendig, cattera! rief er aus. Wie ich dem Layenbruder sagte ho studiato le scienze verstund er stuccatore, und sagte: ah damit verdient man viel Geld in Italien, das ist ein gut Handwerk, das geht.

Den 14 Julius.

Kirche la Portiuncula.

Von herrlicher majestätischer Proportion durchaus. Das Ganze macht einen reinen Klang in der Seele wie C dur, oder der Jonische Rythmus, Alles weit und frey und voll Raum, simpel und ungeziert. Ein Paar Gemählde von Raphael an Ort und Stelle wo sie hingehören, würden ihr gut lassen, es wäre zu wünschen, daß die schlechten Mahlereyen in den Kapellen weg wären.

Die ganze Form ist ein Oblongum, wo am Ende die Kuppel in der Mitte sich erhebt und das Licht davon herein bricht. Hinten ist der Chor mit rundem Ende und drey großen und drey kleinen viereckten Fenstern angefügt und erhebt sich von dem Boden mit vier Marmorstufen die mit einem weißen marmornen Geländer eingefaßt sind. Er hat gerad nur die Breite des mittlern Schiffs, und der Baumeister hat sich glücklich aus der albernen Form des Kreuzes damit weggestohlen, es scheint eins wegen der Kuppel und den nicht zugemauerten Seitenkappellen, ist aber keins. Rechter Seite des Chors ist ein Privatchor, und linker die Sakristey. Die Rundung am Ende geht aus dem Oblongum heraus. Die Ordnung ist durchaus dorisch, und die Dreyschlitze allein in den Friesen. Die Kuppelpfeiler unterscheiden sich nicht von den andern, wie man zur Schande des Baumeisters aus Bernouillis Reisebeschreibung im Steigbügel gemacht glauben sollte.

Der Tisch des Altars ist von Marmor, die Einfassung von vergoldetem Holze. Das Gemählde des Barocci ist in der fünften Kapelle zur rechten vom Eingang an gerechnet, das in der ersten Kapelle zur linken ist so elend wie die andern, Herr Bernouilli hat sich versehen. Das Häuschen des Heiligen Franciscus, worin er seinen Orden erdacht, steht gerad unter der Kuppel und macht einen herrlichen Effect mit seiner Aermlichkeit und seinen bäurischen Mauern, er soll sichs mit eignen Händen gebaut haben, vermuthlich also auf der Stelle selbst, denn man begreift sonst nicht wie es hergekommen. Die Fassade und Äußers entspricht dem Jnnwendigen. Ich weiß nicht, was Bernoulli sich für ein Ideal von Breite und Höhe gemacht hat, ich finde sie sehr zusammen passend. Vorn gehn drey Thüren herein, die mittlere ist größer, alle viereckt. Das Schiff ist oben sehr gut und simpel eingefaßt nicht mit dem schweren albernen Pomp der Römischen Kirchenfassaden. Der Ganze Tempel stimmt zur Reinheit und Demuth, und ist gewiß einer der schönsten. Es fehlt freylich noch viel zur Größe der Peters Kirche. Seine Länge beträgt mit samt dem Chor meiner Schritte kaum 150 und Sankt Peter macht mit der Vorhalle ihrer 300. Selbst S. Giustina in Padua ist größer.

Hoc templum fundatum fuit die 25 Martii A. D. M. D. LXIX.

Er ist hundert Schritte lang, und achtzig breit ohne den Chor. Der Kuppelgang

etwas breiter als die andern Kapellen. Das Schiff ist 26 Schritte breit, die Nebengänge 13. Der Chor hat 50 von der Kuppel.
Das Häuschen des Heiligen Franciscus dient statt des Hauptaltars, und darin wird immer Messe gelesen. Den Hauptaltar kann man auch davor nicht sehen. Dazu kann aber der Baumeister nicht. An jedem Pfeiler ist ein Beichtstul, alle von verschiednen Sprachen, ausgenommen linker Hand vom Eingang steht am mittlern die Kanzel. Ueber der mittlern großen Thür ist eine Vinghiera, um dem Volk den Seegen zu geben. Jede Kappelle ist mit einem viereckten Fenster und zwey kleinen runden erleuchtet. Das große Schiff rechter Hand mit einem eisernen Geländer eingefaßt. Der Hauptaltar vor dem Chor macht gleichsam eine besondre Kirche.
Die kleinern Pfeiler in der Kuppel oben sind korinthisch. Es sind ihrer sechszehn, zwischen jedem Fenster zwey gekuppelt.
Das Stück von Baroccio ist manieriert wie seine andern, affectierte Grazie ohne Natur, so steht Maria da mit einem süßlichen Köpfchen und kniet der Engel mit einem Bein. Doch ist dieß das beste. In der Sakristey stehen noch einige Gemählde, wovon ein paar gut sind, von denen sie eins nehmlich einen Christus so gar für einen Raphael ausgeben. Das Kloster ist herrlich angelegt. Zwey Refectoria ungeheuer groß, und eine schöne Küche dazwischen.
Assisi. Liegt äußerst angenehm auf einem runden Hügel, und übersieht das ganze fruchtbare Land. Man geht dahin durch eine schöne Maulbeerbaumallee. Die Stadt ist sehr still und voll Brunnen schier wie Rom, worunter einige von sehr guter Architektur sind. Die Kirche al sagro Convento ist das wichtigste was man hier zu sehen hat, ein herrliches gothisches Gebäude nebst dem Kloster. Die Kirche macht ein Kreuz aus, vier Bogen bis zur Mitte, und der Kreuzgang hat 3 Bogen, und einen der runde Chor. Es sind zwey Kirchen über einander und nicht drey wie Volkmann irgendwo abgeschrieben hat. Die Suterranien, wo der Heilige Francesco begraben liegen soll, machen keine Kirche aus, und liegen unter dem Hauptaltar, Niemand komt und darf dahin. Das Gebäude ist erstaunlich fest, mit zwölf torrioni umgeben, die es mit ihren dicken Mauren halten. Die Gewölbe sind meisterlich gemacht. Der Chor geht hinten rund aus. Es ist eins der schönsten gothischen Gebäude. Die untere Kirche ist dunkel, und schickt sich treflich für severe Gottesdienste, die obere ist licht und hell. Das Kloster ist sehr weitläuftig und hat Substructionen, die meistens von Sixt dem vierten mit erstaunlichen Kosten aufgeführt sind. In der Kirche sind viel Gemählde von den ersten Wiederherstellern der Mahlerey, sie sind aber stark verloschen und verdorben. Von der Terrasse des Klosters besonders vor dem Refectorio hat man eine herrliche Aussicht, und übersieht das ganze fruchtbare Land. S. Francesco hat sich nicht übel mit seinen ersten Mönchen quartiert, hier ist alles voll Klöster und die andern armen Schelme gehen wirklich wie geprellte Coglioni herum und müssen arbeiten, indeß die Pfaffen sich ihre Kutte küßen laßen, und wohlleben und schmaußen.
La Minerva ist in der That ein schöner conservierter Ueberbleibsel von dem alten Römischen Leben. Es sind sechs gestreifte Colonnen, mit dem ganzen Gebälk, alles

wohl erhalten. Die Säulen sind von hiesigem Travertin oder wenn man so will, Tufstein. Nicht weit davon sind auf dem Markt einige antike Jnschriften, die aber wenig bedeuten.

Der Baumeister der Portiuncula heißt Galeazzo di Perugia, Vignola aber hat seinen Plan ausgebessert. Der Brunnen sind 26 von außen. Die Kirche macht ein Oblongum, man kan von außen den Plan am besten sehen. Der Chor geht heraus von dem Oblongum so weit er rund ist. Neben der Kuppel steht rechts ein Thurm, der linke ist nicht aufgeführt. An der Fassade sind alle Gänge von innen zu sehen. Das mittlere große Schiff, die zwey Gänge neben, und der kleinere Abschnitt zu den Kapellen, jeder Raum hat seine Pilaster. Und das Schiff oben ist mit vier andern bezeichnet. Die Kuppel ist mit Bley gedeckt.

Die Porci di S. Francesco merkten endlich, daß ich nicht ihres Gelichters war, und suchten mich geschwind los zu werden, aber es half ihnen nichts, es kam ein Gewitter mit lauter Wolkenbrüchen von Regen, und ich blieb solange bis dieser vorbey war, doch speist ich nicht bey ihnen sondern in einer osteria zu Assisi für 6 Bajocchi. Der Pater Penitenziario Haftl führte eine herrliche blecherne Schachtel mit dem feinsten Zucker und Moccabohnen bey sich, die Tasse Kaffee die ich davon trank bekam mir herrlich. S. Francesco hat schlechte Heiligkeit bey mir erregt, denn mir träumte bey seinem Heiligthum von einem verführerischen Mädchen und ich hatte eine Herkulische Pollution. Um 19 Uhr abgereist, ohne Abschied zu nehmen, weil der Pater Marcellino und der Penitenziario Hakl im Chor waren. Entsetzliche Ueberschwemmung bey Bastia wo ich mich durch drey reißende Wetterbäche tragen lassen mußte. Ein schon alter Kerl nahm mich samt meinem schweren Felleisen auf sich, und trug mich mit einem starken Stab versehen, wie ein großer Christophol leicht durch. Man kan von diesem Pröbchen auf die alten Römischen Legionen schließen.

Das Thal dauert immer fort, bis an die Tyber, die reißend in rauschenden Fluthen vor und unter der Brücke S. Giovanni vorbey schoß. Auf den Anhöhen von Perugia übersieht man noch einmal das reizende Thal von Spoleto, und Valdichiana, und die kleinen schönen Thäler daran selbst. Wenn man in die Stadt tritt, merkt man gleich die Ueberbleibsel von einem freyen Volke, das in herrlichem Wohlleben stand, aber man sieht nichts neues großes und schönes, alles aus vergangnen Zeiten. Doch sieht das Volk sehr munter und muthig aus, und hat etwas heroisches.

Ausgaben.

Zu Spoleto	3	Paoli noch ein Mückenstich
Zu Fuligno	9½	Paoli mit den Trinkgeldern
Zu Assisi	1½	Paoli mit Trinkgeld
28 Miglien.	14	Paoli.

120 Miglien von Rom in allem.

Den 15 Julius.
S. Francesco. Johannes mit vier Heiligen um ihn. Die zwey Figuren neben dem Johannes sind die besten. Der Held zur linken ist ganz wie Alcibiades in der Schule von Athen, nur hat sein Ausdruck im Gesicht weit mehr Süßigkeit und Zärtlichkeit der Empfindung, und die ganze Gestalt ist reiner und edler, Ein göttlicher Kopf ist es, mit den begeistert gen Himmel blickenden Augen.
Auferstehung. Die besten Köpfe und Figuren sind unten die vier Schaarwächter. Raphael sitzt unten in der linken Ecke als ein Schweizer gekleidet und hat den Kopf auf dem rechten Arm liegen und schläft, noch die zwey andern schlafen und Peter Perugino hält oben rechts den Degen in der Hand, und zieht aus. Zwey Engelchen beten an, in dem zur linken sieht man schon die Raphaelische Grazie. Am besten gemahlt ist der Wächter in der rechten Ecke. Christus hat einen einfältigen Charakter.
Nella Capella degli Oddi. Eins von den ersten Gemählden Raphaels, aber von unendlichem Werth, und ein göttlicher Inbegriff einer Menge jugendlicher Gestalten die in seiner Seele aufblühten.
Das Ganze stellt vor die Himmelfahrt Mariä, oben empfängt sie der Heiland mit Engeln die Musik machen und krönt sie, und unten stehn die zwölf Apostel an ihrem offnen Grabe. Und in drey Gemähldchen unten ist erst der englische Gruß, alsdenn die Anbetung der Heiligen drey Könige und dann die Beschneidung.
Alles ist ein wahrer Schatz von Gestalten und Schönheiten, die entzückendsten Blüthen eines himmlischen Geistes. Welche Heiligkeit im Kopfe der Madonna und zugleich Gefühl von Seeligkeit, welch ein Reiz in einigen Engelsgestalten, besonders der mit dem Tympanon! Aber das interessanteste sind doch die zwölf Apostel. Welche Charakter Paulus, Petrus und Johannes! Paulus hat viel von seinem Aristoteles, Johannes von dem aufblickenden Jüngling beym Bramante in der Schule von Athen. Wie wahr und lebendig sind die Gestalten aus seiner Seele hervorgegangen.
Die drey kleinen Gemähldchen unten sind äußerst interessant. Der Engel erscheint der Madonna in einem prächtigen Korinthischen Tempel, sie betet, und blickt mit Majestät vor sich hin, ohne ihn anzusehn, in einem Landschäftchen in der Mitte zeigt sich Gott der Vater, und der Heilige Geist als Taube.
In der Anbetung der Heiligen drey Könige sind eine Menge Figuren, worunter einige voll Ausdruck mit Erstaunen. Die Hütte in zerfallenen Ruinen und das Landschäftchen ist voll Naivetät.
Die Beschneidung ist das beste unter den kleinen. Ein Jonischer Tempel. Die zwey Priester, fürtreflich, herrliche Köpfe voll Charakter und Ausdruck, und die Seiten Figuren treflich gefühlt und gedacht. Die Arabesken, wenn man sie so nennen kan, denn sie bestehen aus bloßen Linienzügen, theilen sie reizend ab.
Der Kopf neben dem Petrus, die neben Paulus ganz göttlich. Das Ganze ist auf Holz, und wohl erhalten bis auf einige Sprünge, wo der Gips auf dem Grunde besonders in der Figur rechts am Ende zum Vorschein kömt.

Abnehmung vom Kreuz im Dom von Barocci.
Man kan nichts weiter davon sagen, als daß es viel Grazie in der Farbe und eine äußerst leichte und angenehme Manier hat. An Gestalt und Charakter ist gar nicht zu denken. Welch ein Johannes, welch ein Christus, welche Madonna, welche Marien! Doch sind die letztern noch die besten. Man kann wirklich weiter nichts davon sagen, als er mahlt eine schöne, so wie man von einem sagt, er schreibt eine schöne Hand. Viel Fertigkeit übrigens in Kolorit und Zeichnung, wo immer noch Wahrheit steckt, statt daß bey den Neapolitanern wenig oder nichts ist.
S. Pietro. In der Sakristey eine heilige Flavia über einer Thür mit 2 andern, ganz himmlisch schöner Kopf in der Jdee, woraus hernach die heilige Katharina zu Borghese kam.
Noch sind drey kleine Compositionen von Pietro Perugino da von fleißiger Ausführung mit viel schönen Figuren und Köpfen, die Anbetung der drey Könige, Taufe und Auferstehung. Und daneben zwey schöne Figürchen.
In der Himmelfahrt Christi von Peter Perugino ist gewiß verschiedenes vom Raphael, wenigstens hab ich nie etwas von Pietro Perugino gesehen, wie seine Madonna hier ist, zwischen Petrus und Paulus, ein ganz göttliches Köpfchen voll himmlischer Schönheit. Schöne gen Himmel gewandte Augen, süße röthliche Wangen und süßer Mund, reizendes Haar, herrlich gezeichneter Hals, und gute Drapperie. Es ist eine königliche Figur und sie hält sich gewiß neben jeder Mahlerey. Schöne Füßchen, und das Gewand golden gesäumt. Unter den Aposteln sind noch herrliche Köpfe, als Petrus und Paulus, und Johannes und andre, doch haben die des Raphael zu S. Francesco schon mehr Naturleben und innigere Einheit reiner himmlischer Empfindung, weit mehr Seelenschönheit. Auch je mehr man die Madonna ansieht, merkt man endlich doch daß sie nicht von Raphael ist, es fehlt ihr die unaussprechliche geistige edle Schönheitsform, die dieser hohe Sterbliche allein besessen zu haben scheint. Die ganze obere Glorie ist steif und geradlinicht. Auch haben die jugendlichen Gesichter unter den Aposteln meist einerley Physiognomie, und sind also bloße Manier. Die Madonna allein ist das schönste und bleibt sein Triumph, die Hände sind auch nicht gut zusammen gelegt.
In den drey Stücken von Vasari ist wirklich ein wackrer Styl und viel Wahrheit der Ausführung, aber es fehlt der Geist, er hatte keine schöpferische Phantasie von Gestalten, und alles ist nur ein leeres Großthuen, ohne daß etwas dahinter steckt. Eine Menge schöner alter Larven, die platterdings nichts sagen und bedeuten.
Peter Perugino war auf der Spur, aber er hat nicht durch gekonnt, er hat das Land der Schönheit voll lebendiger Gestalten nur geahndet. Raphael herrschte darin wie König, jener hat ihm den Weg geräumt und Fertigkeit beygebracht.

Raphael bey den Nonnen zu Monte Luce.
Himmelfahrt und Krönung der Maria. Die Jünger, zwölf Apostel finden den Sarg voll Blumen, Nelken und Jasminen, während sie oben ihr Sohn mit Engeln em-

pfängt und krönt. Es ist wunderbar, da Raphael die Apostel so oft gemacht hat, daß er ihnen immer andre Gesichter gab, und doch so treffende, daß sie immer passen. Es ist wahr, die Krönung der Maria zu S. Francesco, diese, bleiben Vorübungen zu seiner Verklärung, wo alles großer göttlicher Charakter, Handlung und Leben ist: allein welche reine himmlische Gestalten immer schon auch hier!
Madonna ist eine der frischesten weiblichen Gestalten voll Matronenreiz und edlem Ernst und heißer wunderbarer Empfindungen der Seeligkeit, noch im Taumel neuer Gefühle wie vom Erwachen. Nicht Mädchen, aber Weib so frisch und blühend wie eine Jungfrau, alles groß und herrlich schön. Sie faltet die Hände kreuzweis an die Brüste, und blickt durchaus gerührt mit entzücktem Aug auf ihren Sohn. Ihr Gesicht ist im Profil gehalten, man sieht ganz die rechte Seite und vom linken Aug nur den heißen Blick. Große schwarze Augen, weit aufgeblickt mit vielem Weiß, und ein zarter schwarzer Bogen Augenbrane, und Kastanienhaar unter dem langen grünen Schleyer, der sich hinter dem rechten Ohr hinab zieht. Die Wange und das Kinn sind rundlich und völliglich. Der Kopf macht ein länglicht Oval und ist fürtreflich gemahlt.
Christus sieht recht wie ein Sonnenverbrannter Enthusiast aus Kalabrien aus, in seinem starken Bart um die Kinnbacken, und derbem rechten aufgehobnen Arm. Der Engel mit aufgehobner Rechten voll Blumen an ihm hat einen Kopf voll himmlischer Schönheit recht sonniglich wollüstig, es scheint ihm überall Glanz aus seinem Gesicht hervorzubrechen.
Unter den Aposteln sind fürtrefliche Köpfe und Figuren, besonders Petrus und ein anderer im Vordergrunde, welch meisterhaft gezeichnete und gemahlte Hände hat besonders der letztre! Welche reizende schöne Jungen sind die zwey unbärtigen rechts, und welche edle feurige durcherfahrne Männergestalten die zwey obersten hintersten ebenfalls rechts, und wie kernhaft gemahlt! Das nackte Engelchen an der Madonna ist ein Meisterstück von treflich gemahltem Nackenden und ein reizender Bube. Die Wolke erhebt sich dicht und stark wie ein Wunder, schwarz unten, weiß oben, darunter liegt ein Landschäftchen mit Hügel und Burg zur Rechten, und zur Linken mit einem Wasserfall.
Er muß dieß Stück schon zu seiner besten Zeit gemahlt haben, denn von der zusammengeregten Manier des Peter Perugino ist nichts mehr zu sehen sondern alles lebt groß und frey.
Oben ist ein dichter Duft von gelbem Himmelsglanz wie ein gelblichtes Feuer, und der Heilige Geist schwebt zu oberst als Taube darinnen. Die vordern Figuren sind gut in Lebensgröße. Alles ist voll natürlicher Bewegung der Bewunderung mit Händen und Gesichtern, doch nicht zu stark für Apostel, denen so etwas nicht allzuaußerordentlich vorkommen mußte. Das Ganze ist sehr wohl erhalten. Der Auffahrt könnte man etwas mehr Schwebung und Leichtigkeit wünschen, allein auch das Gemache trägt zur Majestät der Handlung bey. Raphael hatte eine sehr reine klare Empfindung, die ihn minder fehlen ließ als der stärkste Verstand.
Die Kirche ist ein helles niedliches Oblongum mit sechs Seitenaltären und einer

Orgel und einem Chor, und ist wohl beleuchtet, ob sie gleich nur Licht von zwey Fenstern hat einem vorn in der Mitte oben und einem rechts vom Hauptaltar, wo der Raphael in einem prächtigen goldnen Rahmen hängt. Je länger man den Christus betrachtet, je mehr findet man etwas übernatürlich göttliches, das sich nur gütig herabläßt. Das Demüthige der Madonna stimmt einen nach und nach dazu vor ihm. Es ist etwas erstaunlich mächtiges und gebietrisches in seinem Wesen, das mehr im Ausdruck liegt als der Physiognomie. Es ist eine wunderbare Severität und Güte mit einander vereinbart. Jch habe noch nichts gesehn, was den Eindruck auf die Dauer immer tiefer und tiefer auf mich gemacht hätte. Je mehr man nachdenkt und fühlt und Gestalt nach geht, desto wahrer findet man diesen Christuskopf. So ist es mir noch bey keinem ergangen. Der Kopf ist der nähmliche der Physiognomie nach, wie in der Verklärung, hat aber unendlich mehr Feuer und Wahrheit im Kolorit. Je mehr ich dieß Gemählde ansehe, desto mehr entzückts mich und ich kan nicht davon wegkommen, ich möchte Tage lang mit Wonne daran hangen. Hoher göttlicher Jüngling der du warst Raphael! Empfange Unsterblicher hier meine heißeste aufrichtigste Bewunderung und nim gütig meinen zärtlichen Dank auf! Es ist das höchste, was die Mahlerey aufzuzeigen hat, diese Mutter und dieser Sohn, ich kan mich nicht von der Herz- und Sinn ergreifenden Wahrheit und Hoheit wegwenden, das untere ist alles schwach dagegen und wie sterblich Fleisch. Die Anordnung ist reizend. Madonna in der Mitte zur rechten, Christus zu ihrer Linken, an beyden ein Jüngling von Engel bekleidet, unter diesen bey jedem ein nackend Bübchen und oben der heilige Geist. Alles im kräftigsten Tizianischen Kolorit gehalten. Christus ist so im Profil zur Linken, wie sie zur Rechten, die zwey großen Engel ganz, die kleinern wie die Madonna und Christus. Diese zwey Figuren sind ganz wunderbar groß gedacht, in der That pindarische Grazie und sein Schwung der Phantasie bis auf die Drapperie. Wie mächtige Falten wirft Christus Unter und Obergewand! welch ein Arm sein aufgehobner rechter mit dem Aermel! wie meisterlich gezeichnet und gemahlt, und welchen Effect macht er in der ganzen Gruppierung! Und wie zeigt sich modest das Nackende an der Mutter und fällt besonders leicht und reizend das blaue Obergewand!

Bey Conte degli Oddi war alles in Unordnung, doch hab ich noch gesehen, zwey von den drey kleinen Raphaelen unter der Krönung der Maria zu S. Francesco. Raphael machte sie zur Probe vorher alle drey, um die Arbeit zu bekommen, denn die Kapelle gehört der Familie, die Ankündigung ist verloren gegangen. Sie sind gerad dieselben, nur däucht mich ist in denen der Kirche noch mehr Kraft.

Ein fürtreflicher Kopf von Correggio, ohne Zweifel Original. Und eine Kopie von eben demselben, sehr alt, und so gut, daß man leicht damit könnte angeführt werden.

Ein todter Christus am Kreuze, eine herrliche Zeichnung von M. Angelo.

Eine heilige Familie und eine Heilige, fürtreflich und wohl erhalten von Andrea del Sarto.

Ein schönes Bild mit verschiednen Figuren von Parmeggianino.
Eine Römische Charitas von Guido.
Verschiedne Stücke von Guercino, worunter ein büßender David fürtreflich. Eine Menge Mahlereyen war noch nicht ausgepackt, weil sie vor kurzem vom Kastell waren heruntergebracht worden.

Ballonspiel auf öffentlicher Straße vor dem Kastell. Abends gespeißt mit zweyen von Orvieto. Aus Orvieto wird jährlich für 40 tausend Scudi Wein ausgeführt und eben so viel nehmlich für 40 tausend Scudi verkaufen sie Hanf. Sie machen noch außer dem gewöhnlichen Weine Vino Greco von uva passa.
Verzehrt und ausgegeben zu Perugia etwa 16 Paul.
Abgereißt den 16. Julius. Früh um 8 Uhr welsch.
Unangenehmer Abstieg von Peregia hinter der Fortezza. Alsdenn ein Thal bis nach Torricella zehn Miglien lang fruchtbar, aber nicht so reizend und schön wie die vorhergehenden. Verschiedne Hügel unterwegs mit allen Schlößern. Der See von Perugia hat 60 Miglien im Umpfang. Bis an das Dorf Passignano geht man immer an niedren Hügeln hin, die von der See hundert und zuweilen zweyhundert Schritt abstehen, und der Raum ist mit herrlichen alten Oelbäumen, Ulmen mit Reben, hohen Eichen und Cypreßen bepflanzt, und unten wächst meistens Hanf. Die See giebt gegen Toricella oder nach Perugia zu einen mahlerischen Anblick, und in der Länge verliert sie sich in den Horizont. Bey Passignano rückt der Berg immer näher an die See, und es bleibt kurz davor nur gerad so viel Platz, daß ein Wagen passieren kann. Hierher trieb Hannibal nach der Niederlage einige Meilen in einer weiten Ebne, etwa ein paar Miglien, die Römer wie man Fische in ein Netz treibt. Diese große Geschichte, die so erstaunliche Folgen hätte haben können, macht die Gegend äußerst interessant, und nach Passignano wird sie überaus fruchtbar und lebendig: die vielen tausende Erschlagene düngen vermuthlich noch das Feld, und ich habe mit meiner foglietta Wein nella casa del piano wahrscheinlich mich noch mit altem Römergrimm, der ins Graß biß, gestärkt. Die Wörter Ossaja und die Brücke Sanguinetto klingen ganz homerisch bey einem frischen Zug in heißer Hitze. Hier trank ich wieder vino crudo, denn von Spoleto an bis hieher trinkt man lauter gekochten, weil dieser sich besser hält, wenn man sich keinen fremden geben läßt, der aber natürlich theurer ist.
Sich größer mächtiger zu machen, das ist der Trieb des Menschen und aller Geschöpfe, bey denen die angebohrne Kraft nicht durch das Schicksal zurückgepreßt und verdumpft ist. So handeln einzelne Menschen, so Völker. Der Philosoph sucht seinen Verstand zu erweitern, weil der Mensch hauptsächlich und eigentlich allein viel durch Verstand über andre Menschen und alles herrscht.
Apoll unter den Schäfern giebt ein herrlich Drama, man muß es aber zweckmäßig für die Prinzchen und Barönchen einrichten.
Hannibal zog ohnfehlbar durch das Valdichiana. Die Römer wollten ihn nicht weiter laßen, es kam zur Schlacht und er schlug sie. Der Ort ist ohne Zweifel an

der See gewesen bey Ossaja, weil da die Pläne am bequemsten für zwey große Armeen ist. Die Römer flüchteten alsdenn über den Berg bey Spelonca, und Hannibals Reuterey setzte ihnen nach, und da gabs ein zweytes Blutbad, bis er eine große Menge unten bey Passignano im Sack hatte. Daß kurz vor Passignano bey Sanguinetto die Hauptschlacht gewesen ist nicht wahrscheinlich, denn die Felder waren gewiß auf ähnliche Weise wie jetzt bestellt.

Cortona liegt herrlich, und hat die Uebersicht von dem ganzen herrlichen Valdichiana, bis an den See und darauf. So ists leicht zu begreifen, daß es der Hauptort bey den Hetruskern war. Jetzt noch ist der Adel sehr stark, und bey viertausend Seelen sind allein 39 Maltheser Ritter.

Den 17 Julius.

Schöner öffentlicher Pallast des Großherzogs mit vielen Wappen zum Andenken berühmter Kortoner behängt. Drey Stock hoch aus Lava mit drey Thüren in Rustik, so wie auch die Fenster.

Pallast Alticozzi schöne Rustik unten und durchaus von schöner Bauart.

Ueber dem Thor zum Markte steht das Brustbild Peters von Cortona aus weißem Marmor mit Lava eingefaßt und darunter die Aufschrift Equiti Petro Berretino Domo Cortona pictori et architecto praestantissimo Academici Etrusci Nerio Cardinali Cortino Lucumone curante Monumentum Pubblice posuerunt ann. salutis 1752. Mittelmäßig gearbeitet, doch zeigts immer die Gestalt deutlich von unten.

Maria nuova vor der Stadt. Man sieht hier die Gegend um Kortona von der andern Seite. Eine schöne Kirche, die drey gute und wohlerhaltene Gemählde hat. Die Geburt der Maria von Allessandro Bronzino hat schöne weibliche Figuren, besonders welche das Kind in Armen trägt im Profil ist treflich gemahlt, wie auch die heilige Anna, welche die Hände wäscht. Ein schönes Bild.

Palazzo Tomasi. Rustik nicht besonders. Die Gallerie besteht aus vier kleinen Zimmern Gemählden, die etwa in allem hundert Stück aus machen mögen. Es ist kein einzig Kapitalstück darunter, fast alles mittelmäßig Zeug und Kopien. Einen Johannes den man für Raphael ausgiebt, mit einer Glorie oben, könnte es doch vielleicht aus seiner ersten Zeit seyn, es bleibt aber nichts destoweniger mittelmäßig. Von Peter von Cortona sind einige gute Stücke da, besonders eine Skitze der Sturz des Zaubrers, Und noch ein paar Köpfe auf Papier gemahlt, das auf Holz gezogen ist, wovon der eine vom Correggio scheint, und vielleicht ist es auch der andre. Es ist leicht weggepinselt ganz in seiner Art. Von Guido und Giorgione sind noch etliche Stücke da, aber kein einzig vorzügliches ist in der ganzen Samlung.

Zu S. Francesco. Die Verkündigung von Peter von Kortona hat viel Feuer in Gedanken und der Ausführung, nur verderbt das papierne Gewand des Engels. Der heilige Antonius, der ein Maulthier keinen Haber fressen macht, von Civosi ist ein braves Bild, die zwey Hauptpersonen sind treflich gemahlt.

Zu S. Croce. Eine schöne Heilige Magdalena aus der florentinischen Schule, treflich gemahlt und wohl erhalten, nebst noch ein paar andern guten aus dieser Schule.

S. Margaretha liegt fast am höchsten Theil der Stadt und man genießt hier der ganzen herrlichen Aussicht, sieht den trasimenischen See, das ganze Valdichiana. Die Kirche ist von Peperinsteinen aufgeführt, so wie die meisten Gebäude, in toskanischer Ordnung, der Porticus mit vier Säulen.

Das Hauptgemählde der Kirche ist an der zweyten Kapelle rechter Hand vom Haupteingang, in der That ein fürtreflich Stück und das schönste von Kortona. Das Ganze stellt eine Madonna vor die allerley Thiere und Gestalten der Hölle unter ihren Füßen hat in der Luft schwebend von Wolken getragen, in göttlichem Glanz neigt sich zu ihr Gott der Vater mit einem absurden süßlichen Gesichte, das viel verderbt. Unten stehen vier Heiligen und beten sie an S. Dominicus, S. Francescus, S. Ludovicus, und die heilige Margaretha, und neben dieser ein reizender Engel mit blondem Köpfchen, welcher eine Tafel in der Hand hält, worauf geschrieben steht Ab originali praeservata. Neben diesem ein paar gebundene nackte Figuren im Schatten, nur vom Oberleib zu sehen. Die Madonna hat ein reizend göttlich Köpfchen voll Naturgestalt, und Süßigkeit und Heiligkeit. Der Heilige Dominicus hält den Heiligen Francesco umfaßt, und der Heilige Ludovicus kniet, und ist fürtreflich samt seinem Gewand gemahlt, die Heilige Margaretha macht mit ihrem Alter und ihrem Charakter und Nonnenhabit einen schönen Kontrast. Kurz, es ist ein Meisterstück, alle Köpfe sind vortreflich von Gestalt und Ausdruck, bis auf Gott den Vater, wenn dieser weggemahlt wäre, so wär es in seiner Art ein klaßisch Werk. Ich habe es nicht genug ansehen können. Unser Herr Gott ist gerad mit einem Gesicht gemacht, als ob er die Madonna gnädig vögeln wollte, und sie schaut ihn an, wie eine Cirkaßerin einen alten Sultan mit Demuth und göttlich lieblichen Augen. Madonna, S. Ludovico und der Engel sind die drey besten Figuren, wem der Engel gehört ob dem Baroccio oder Vanni muß die Geschichte zeigen.

Die Heilige Katharina gegenüber von Baroccio hat viel gelitten. Die Heilige hat einen reizenden Kopf, in einem schönen sinnreichen Akt. Die Menge Engelsköpfchen oben sind meistens übrig und wollen nicht viel sagen. Der Kopf der Heiligen ist von seinem gewöhnlichen Schlag, aber äußerst reizend hier. Sie hält ihn ein wenig auf die linke Seite und blickt gen Himmel, und hat in der linken einen Palmzweig.

Am ersten Altar rechter Hand.

Madonna in einer Glorie, mit Johannes dem Täufer, S. Francesco, und der Heiligen Margrethe. Von Vanni. Schöne Köpfe, und das Nackende am Johannes treflich gemahlt. Vermuthlich dem Bruder des Francesco.

Jm Chor über der Thür sieht man eine Abnehmung vom Kreuz von Signorelli, eins seiner besten Stücke. Sehr brav gemahlt für die Zeit, hat aber keinen Ausdruck. Ein großes wohlerhaltnes Bild von viel Figuren, mit guten Köpfen.

Wenn die Heilige wirklich so ausgesehen hat, wie sie am Altare todt abgemahlt ist, so war sie eine abscheulige häßliche Heilige. Welch eine Oberlippe! und Nase! Eine lieblichere Freundlichkeit kann man nicht sehen, als das Bübchen hat, und

reizend ist es durchaus gemahlt besonders noch die blonden Löckchen. Und eben so treflich ist der Kopf der Madonna, und der Heilige Ludovicus, der sie ganz froh und from betrachtet. Und eben so schön ist der Kopf der Heiligen Margaretha, und ihr Gewand thut treflich. Das Ganze hat eine ganz wollüstige Harmonie.
Gleich an der Kirche liegt die Festung auf dem höchsten Theil des Bergs. Sie ist klein und wenig größer als ein Pallast.
Im Dom, einer schönen Kirche mit vielen Säulen, ist ein schönes Stück von Pietro da Cortona, die Geburt Christi, noch nicht völlig fertig. Ueber der Thür unter den zwey Fenstern und hinten im Chor hängen zusammen vier Stücke, die Kopien von ganz fürtreflichen Gemählden sind, sie sind voll der herrlichsten Köpfe, besonders wo Thomas Christus die Finger in die Seite legt.
Al Giesù Gegenüber sind sehr ausgeführte Stücke von Signorelli, im Abendmal viel gutes. Die Andrea Sartis haben viel gelitten.
Den 17. Julius. Basrelief antikes im Dom. Stellt deutlich genug Amazonen und Centauren und andere Krieger zu Fuß vor. Unten liegen einige erschlagene. Zwey Amazonen zu Pferd sind schier unversehrt und von sehr gutem Styl, und so der Centaur, und die Krieger zu Fuß. Das Stück ist aus der guten griechischen Zeit.
Nachmittags um 2 Uhr französisch abgereist. Castiglione liegt sehr schön auf einem Berg, man muß sehr hoch hinan steigen. Herrlicher Wein, die Frau erinnerte sich aller Antiken von Rom sehr deutlich, besonders des Fechters und des Hermaphroditen in der Villa Borghese.
Abends angelangt zu Arezzo. Arezzo liegt in einer runden Ebne, etwa drey Miglien im Diameter, auf einem Hügel, und gleich daran gegen Morgen und alsdenn herum in der Runde erheben sich Hügel und ferne Berge. Am Pflaster allein erkennt man noch dessen alte Herrlichkeit, und sieht, daß es einmal mächtig und blühend herrschte. Die Loggia della Confraternita ist schön, samt dem Markt mit den Brunnen. Die Kirche A la Pieve hat eine wunderliche Fassade, die einen schlechten gothischen Effect macht. Sonst sind einige Häuser von guter Architektur, innwendig gewölbt. Die Straßen haben ordentliche Felsen zu Pflastersteinen, besonders bey der Kirche la Pieve.

Den 18 Julius.
Früh abgereist mit einem Veturin. So bald man über die Chiana gekommen ist, fängt das schlechte Land an, und dauert über einen Berg fort 7 bis acht Miglien. Man hat hier recht augenscheinlich vor sich das Sprichwort, daß Rom das Fleisch und Toskana die Knochen hat. Lauter häßliche Sandberge und Sandfelder. Bey Levane fängt sich ein reizend mit Wein und Maulbeerbäumen und Hanf meistens bebautes Thal an, wodurch die kleine Ambra fließt. Der Wein ist meistens an zugerichtete Ahornbäume gezogen (l'oppio). Die Maulbeerbäume sind äußerst hoch. Der Arno zeigt sich in der Ferne schön mit Pappeln umpflanzt. Das Feld besteht noch immer aus Sand, doch mit andrer Erde vermengt. Monte Varchi ist ein hübsch fruchtbar Städtchen mit emsigen Einwohnern. Der Großherzog hat von Arezzo

oder von der Chiana an eine schöne Straße mit verschiedenen kostbaren Brücken ganz neu anlegen lassen, nachdem die alte an ein paar Orten äußerst beschwerlich zu befahren war.

Levane, Monte Vardhi, S. Giovanni und Figline machen vier herrliche Flecken im Val d'Arno di sopra, und gehören zum besten Lande, was Toscana hat. Die kleinen Hügel linker Hand des Arno sind äußerst mahlerisch, besonders bey Ripalta und der Villa Salviati vor Figline, und machen einen reizenzen Kontrast mit dem hohen Vallombrosanischen Gebürg. Alle vier Flecken sind gut gebaut, viele Häuser mit Säulen, einige haben Steinerne Sparren oder Queersteine, um unten eine Vorhalle zu haben, gerad wie andre daneben mit Holz so gebaut sind. Zu Figline ist ein schönes Gerichtshaus mit 26 toskanischen Säulen. Das Volk ist sehr fleißig und munter, die ganze Gegend fruchtbar und freudig.

Den 19 Julius, auf Heu geschlafen und nach Mitternacht gleich abgereist. Schöne heitre Nacht vom Mond erhellt. Erquickender frischer Ton des Gebürgs von Vallombrosa im Morgenduft. Mauleseltreiber, die auf ihre Esel sich die Queere legen und schlafen, indeß der Zug fortgeht. Leute auf den Tritten vor den Thüren im Freyen schlafen gesehn, wie schon zu Rom vor der Porta del popolo. Es giebt doch eine Menge Menschen, die platterdings wenig mehr als thierisch leben und äußerst wenig Genuß haben, der größte Theil ist elend, und plagt sich und arbeitet sich ab, um nur armseelig zu essen und zu trinken zu haben, fühlt nicht der erste beste freye Vogel unter der Sonne glücklicher sein Daseyn weg? Je mehr man sich Florenz nähert je mehr merkt man die Industrie. Das Gebürg ist überall bearbeitet und bepflanzt mit Wein und Oelbäumen, es ist auch ganz natürlich, wo die Erde nicht freywillig giebt, muß sie von denen bearbeitet werden, die da wohnen und von ihr leben wollen. Verschiedene Villen von angenehmer Lage, als Altoviti, und besonders die Villa Rinuccini, welche auch sehr gut in Rustik von unten bis oben gebaut ist. Bey Incisa macht der Arno einen pittoresken Lauf durchs Gebürg in der Tiefe in mancherley Krümmungen, er hat sich mit Gewalt nach und nach durchgerissen.

Die Kuppel und der Thurm neben dem Dom zeigt sich fürtreflich von Florenz in der Ferne, und beyde machen schöne Formen. Ueber die Gegend selbst von lauter Hügeln und Gebürgen kan man nichts bessers sagen, als was Ariost gesagt hat: die Lusthäuser scheinen hier wie eine besondre Art Gewächse hervorzusproßen so viel sind ihrer.

Florenz macht einen starken Kontrast mit Rom, alles regt und bewegt sich, und läuft und rennt und arbeitet, und das Volk kömt einem trotzig und übermüthig und ungefällig vor gegen das stille große und Schöne der Römer. Der Römer überhaupt hat gewiß einen edlern und höhern Charakter. Die Politiker mögen die menschlichen Ameisenhaufen rühmen und preisen so sehr sie wollen, und diese selbst auf ihre Arbeitsamkeit sich noch so viel einbilden: Maul und Magen, denn dieserwegen geschiehts doch, ist warlich nicht was die Menschen über das Vieh setzt.

Schluß der Reise von Rom nach Florenz.

CARL STERNHEIM: DON JUAN, AUS DEM FORTGANG DES ERSTEN TEILES DER TRAGÖDIE.

(Vor einem Friedhof. Es ist Abend).

JUAN:

Sie müssen kommen.

RIPIO:

Bliebe nur die Frage,
ob heute noch. Es ist schon bitter kalt–

JUAN:

Sie kommen heute noch.

RIPIO:

Gott gebe bald,
wir stehen nun zwei Stunden. Unbehaglich
ist's unter toten Menschen und am Abend.
Und wäre man nicht völlig aufgeklärt,
gebildet, könnte man Gespenster sehen.

JUAN:

Laß das Geschwätz!

RIPIO:

In jener Richtung Herr!
Ich täuschte mich. Man hat die Ammenmärchen
noch nicht vergessen. Findet Ihr's nicht schwül?

JUAN:

Und das Begräbnis, sagst du, war bedeutend?

RIPIO:

Bedeutender als der Begrabene.
Was sich Behörde und Beamter nennt
war da, samt unsrer Stadt Paradestücken,
die nur noch, wenn ein Edler stirbt, sich lüften,
und einige alte Tanten. Alle kamen
verklärt und würdig, würdig und verklärt,
mit einem Schnupfen gingen sie nach Haus,
und Einer überbot den Andern immer
an wilden Flüchen für den feigen Mörder–

JUAN:

Schweig!

RIPIO:

Ja.

JUAN:

Man kommt–

RIPIO:

Es scheint, sie sind es wirklich.
Was nun? Was wollt Ihr jetzt?

JUAN:

Ich spreche sie an.

RIPIO:

Um Gotteswillen Herr, Ihr seid verhaftet,
wenn sie Euch sehen.

JUAN:

So? Psychologie
scheint deine starke Seite kaum zu sein.

RIPIO:

Laßt Euch beschwören Herr und geht zurück.

(Laurentia und Maria in tiefer Trauer kommen mit Dienern. Juan tritt in ihren Weg. Laurentia stutzt. Maria geht mit großen Augen an ihm vorbei. Juan gibt den Weg frei):

JUAN: Sei Gott mir gnädig, daß ich hier nicht rase!

RIPIO:

Gewiß. Doch bitte ich auch zu bedenken,
daß ich nicht schuld bin, und der eine Arm
mir beinah ausgerenkt ist Euer Gnaden.
Ich sagte ja — wenn Ihr auch freilich meintet,
Psychologie sei nichts für mich, ich wußte
die Frauen sind in schrecklicher Bewegung
und sintemalen, da in Anbetracht,
wenn man bedenkt, daß dies ein Kirchhof ist,
und daß er feucht und widrig, während doch
zu Haus ein warmes Feuer im Kamin.

JUAN:

Und warum sprach sie nicht? Warum denn nicht
ein einziger Laut, ein Schrei? War der Erregung,
Empörung dies nicht wert? Bin keiner Antwort
ich würdig? Dreimal schon vergeblich deine Stimme
erwarte ich. So spricht man nicht mit mir?
Ich werde dir die Worte aus dem Munde
alsbald mitsamt der stolzen Seele reißen.

RIPIO:

Sie hing an ihrem Vater—

JUAN:

Ganz vortrefflich.

RIPIO:

Ein schönes Bild, der stolze hohe Greis,
das feine, schlanke Fräulein Arm in Arm.

JUAN:

Du meinst, ich hätte tödlich sie verwundet?

RIPIO:

Ich glaube sozusagen ja, obwohl
sie nichts verrät und heute beim Verhör
wie ihre Mutter auch nur immer schwieg
und rätselhaft und groß zu Boden sah.
Ich wollte Euch den ganzen Tag schon Herr
um etwas fragen: Nämlich, die Beamten
benahmen sich recht seltsam in dem Fall,
es handelt schließlich sich um einen Mord.

JUAN:

Ein Zweikampf war's.

RIPIO:

Ja, sagen wir getrost
ein Zweikampf, aber doch auf solche Weise,
daß sonst die Häscher der Inquisition
mit vielem Eifer nach den Duellanten,
der übrig blieb, sich umgesehen hätten.
Doch heute — was geschah, war wie zum Spott.
Sie fragten obenhin, und als die Antwort
nicht augenblicklich kam, da nahmen sie
die Mappen wieder und verschwanden schnell.
Warum? Was macht Euch zur Respektsperson,
ist Don Quixada denn so einflußreich,
wer sonst, der seine Hände auf Euch hält?

JUAN:

Du fragst zu viel. Ich weiß nicht. Aber das
bemerke ich, die Nachricht ist geeignet
den Mut mir zu erhöhen.

RIPIO:

Um Heilands willen!

JUAN:

Die Kraft zu wollen, was nun von Minute
zur andern meine Seele mehr besitzt
und schnürt. Mich überläuft's! Verstecke dich
mein Guter, decke dich. Mir ist, alsbald

geschieht an dieser Stelle etwas grausig
Entsetzliches, das keiner außer mir
mitzuertragen fähig ist. Und was
in meinem Willen fertig, unaufhaltbar,
unwiderstehlich sich ans Tageslicht
zu stürzen lauert. Geh' ich warne dich.
(Ripio verschwindet hinter den Bäumen. Die Frauen mit den beiden Dienern kommen zurück. Juan tritt in ihren Weg und brutal auf Laurentia zu)
Halloh, wer bin ich? Guten Abend du
mein Liebchen.
(Laurentia steht fassungslos. Marie umschlingt sie und gibt den Dienern einen Wink, die zwischen sie und Juan treten. Die Frauen gehen schnell vorbei. Die Diener folgen. Juan schreit auf:)
Wieder nicht! Schon wieder nicht!
(und macht eine Bewegung, ihnen nachzueilen. Ripio naht vorsichtig).

JUAN:
Du sahst, du hörtest?

RIPIO:
Nichts. Ich war zu weit,
an zwanzig Schritte in die nassen Wiesen.

JUAN:
Du hättest sterben müssen für das Bild
in deinen Augen. Steht ihr Himmlischen
zu mir. Ich fühle mein Besinnen mich
empört verlassen. Alles Leben stürmt
in roten Fluten über das Bewußtsein.
Was tu ich? Rette dich vor mir! Du sollst,
sollst von mir flammen Mädchen, überwältigt
bis in die Wurzeln, Grenzen deines Seins,
sollst du von mir dein Schicksal haben Weib,
Der Mund, der nie sich öffnen konnte, muß
bis in das tiefste Herz mir offenliegen,
die ganze Welt dient fortan diesem Ziel.
Ich setz' mein Leben, setz' dies Feuer ein,
das aus mir schlägt, die Schranken überwältigt,
Gesetz und Achtung tobend niederreißt.
Und hör' mir zu, dein Innerstes tu auf,
sieh mir ins Auge: Weißt du Knecht auch noch,
daß mir dein bißchen Leben, Knecht, gehört?
Ich ließ es dir, doch nur zu diesem Zweck.
Für diesen Namen schwör' ihn mir—

RIPIO (gebannt):
Maria.

JUAN:
Es ist dein Treueid. Hundertfacher Tod
in Grausamkeit belohnt dir das Vergessen,
Maria morgens, mittags und zur Nacht,
Maria im Gebet und noch im Traum!
Und du Geschöpf – die Nacht, der Augenblick
vor einer Friedhofsmauer, wird fürs Leben
dir ewig unvergeßlich sein. Nach Haus!

(Vor des Grafen de Mendoza Haus).

RIPIO:
Der Auftrag ist klar, an ihm ist nicht zu deuten und zu drehen. Eine Faust, ein Auge hat dieser Mensch! Immer wenn man den blauen Fleck, den er gekniffen oder gestoßen hat, streicheln will, muß man vorher das Loch flicken, das er durch einen sah. Stets dreißig Grad Hitze im Schatten. Und trotzdem, und justament! Ich werde mich zusammennehmen und etwas ausrichten, denn sonst dürfte ich Himmelfahrt nicht mehr erleben, insofern ich selbst eher zum Himmel führe. Dem Sinne nach ist der Befehl klar. Ganz etwas anderes ist die Ausführung. Es bleibt die Frage: Wie machst du es? Denn daß es unmöglich ist, sieht ein Narr. Er will die Damen sprechen, nach solchen Vorgängen, die höflich gesagt, nicht eben höflich gegen sie erscheinen. Und wenn ich auch der Meinung bin, man täte gut, durch Nachgiebigkeit diesen Feuerkopf zu besänftigen, was gilt das? Mit Sicherheit ist vorauszusehen ich tanze dort zum Hause hinaus, bevor ich noch den Mund geöffnet, und eine, auch durch die von mir vorgetragenen Vernunftsgründe vorläufig mühsam gebändigte Racheempfindung wird zügellos in ihm und jagt mich mit andern dorthin, von wo das Wiederkommen schwierig ist. Einige Taler springen lassen? Zu wem? Die Diener? Pah! Wieviel Taler habe ich genommen und versprochen, und wußte doch, ich konnte nichts halten als das Maul. Nein, Inez müßte helfen und die ist nicht zu bestechen! so nicht und anders noch viel weniger. Oder? Mir ist seltsam bewegt zu Mute. Todesgedanken umschweben mich auf mannigfaltige Weise. Ich habe wieder diese eherne Stimme in meinen Ohren. Sapperment, sapperment, was soll das geben?
(Inez kommt vom Hause her.)

RIPIO:
Inez? Bei Gott, wie gerufen. Einen guten Tag zu wünschen Jungfer Fromm.

INEZ:
Bleibe er mir einige Meter vom Leibe.

RIPIO:

Das versteht sich. Wie dürfte meine Wenigkeit es wagen...

INEZ:

Wenigkeit? Nichtigkeit. Nichtsnutzigkeit!

RIPIO:

So wollte ich sagen. Sagen wir geradezu Ungeheuerlichkeit. Aber es handelt sich nicht um mich, sondern um seine Herrlichkeit.

INEZ:

Seine saubere neue Herrschaft.

RIPIO:

Sauber ist sie. Das will ich meinen. Kennt sie ihn, Jungfer Fromm?

INEZ:

Gott lob nicht. Aber lasse er gefälligst diesen Spitznamen.

RIPIO:

Einen Ehrennamen!

INEZ:

Kurz und gut: ich habe weder mit ihm noch mit seinem Herren das Geringste zu schaffen.

RIPIO:

Und doch...

INEZ:

Und nein!

RIPIO:

Jungfer.

INEZ:

Lasse er mich vorüber.

RIPIO:

Es ist ja nichts sonderliches, was ich verlange, und meine Dankbarkeit kennt keine Grenzen.

INEZ:

Seine Undankbarkeit will er sagen.

RIPIO:

Es wäre eine Dummheit, hätte ich das sagen wollen. Don Juan de Quixada mein Herr möchte durch ihre wichtige Vermittlung ihren Damen alleruntertänigst Aufwartung machen.

INEZ:

Und durch seine Vermittlung bestelle ich seinem Herrn, daß ein anständiges Mädchen nie mit ihm zu tun haben wird. In Ewigkeit, Amen.
(sie geht schnell).

RIPIO:

Hallelujah! Hoplah!
⟨ruft ihr nach⟩:
Es wird sich finden, Jungfer! Es wird sich für so widerwärtige Verschlossenheit ein Mittel finden. Gott, du hast es gehört, daß ich alles aufgeboten habe. Allen Liebreiz, der mir zur Verfügung steht. Aber was kann man gegen ein so unkultiviertes Frauenzimmer ausrichten, ein so unkultiviertes, dem für hervorragende Männervorzüge der Sinn fehlt?
⟨Juan kommt⟩.
Nun?

RIPIO:

Teils, teils.

JUAN:

Wie verstehe ich das?

RIPIO:

Wie es gemeint ist. Eben: teils ist es ausgeschlossen.

JUAN:

So?

RIPIO:

Das heißt: nur eines kleinen Teils. Bliebe Inez.

JUAN!

Wer?

RIPIO:

Donna Marias Gesellschafterin, vertraute Freundin. Sie müßte man zur Fürsprache bewegen.

JUAN:

Also bewege sie. Warum ist das noch nicht geschehen?

RIPIO:

Das ist keine Frage: warum? Weil ganz besondere Schwierigkeiten vorliegen. Es fehlt sozusagen am Anknüpfungspunkte.

JUAN:

Bei einem Weibe.

RIPIO:

Wenn sie doch gewissermaßen kein Weib ist und sozusagen der Punkt fehlt?

JUAN:

Was ist das wieder?

RIPIO:

Sie ist von einer blöden Tugend, die sonst in Bilderbüchern nur sich findet.

JUAN:
Lächerlich.

RIPIO:
Durchaus nicht!

JUAN:
Schäme er sich in seiner Manneswürde.

RIPIO:
Herr Herr, ich leiste was zu leisten ist. Dies aber ist ein ganz verzwickter Fall.

JUAN:
Sie ist häßlich, Schurke!

RIPIO:
Sie ist hinreichend niedlich.

JUAN:
Nun – und?

RIPIO:
Klug. Sie wuchert mit ihrer Keuschheit.

JUAN:
Teufel!

RIPIO:
Ich würde keine höhere Lust kennen, als gerade ihr die Röcke aufzuheben, aber...

JUAN:
Und sie hat Einfluß?

RIPIO:
Donna Maria schwört auf sie. Inez ist ihr in allem Beraterin. Haben wir sie, haben wir alles.

JUAN:
So soll's geschehen!

RIPIO:
Was Herr?

JUAN:
Dir aber rate ich noch einmal im Guten.

RIPIO:
Ich tat mein Möglichstes.

JUAN:
Unmögliches tu.

RIPIO:
Sapperment!

JUAN:

Still, wer geht da?

RIPIO:

Sie selbst.

JUAN:

Komm.

<er läßt im Gehen ein Bild fallen und verbirgt sich mit Ripio. Inez kommt, stutzt vor dem Bild, beugt sich hin und hebt es auf. Besieht es, sieht sich vorsichtig um und läßt es in ihrem Busen verschwinden. Als sie weiter gehen will, tritt Juan vor>:

Ihr saht hier nicht, mein schönes Kind, ein Bild
— ich wage nicht, es Eurer scheuen Tugend
noch näher zu beschreiben, sage nur,
es ist nicht sittlich, nein, es ist sogar
das schlimmste Gegenteil, es würde wahrlich
noch einen Korporal erröten machen —
ich bin beauftragt, so gewissermaßen
inquisitorisch, Ihr versteht mich, Kind,
inquisitorisch, polizeilich, es zu finden.
Und hier ist es verloren. Saht Ihr's nicht?

INEZ <bekreuzigt sich>:

Ich? Nein Herr! Und ich will von solchen Dingen
nichts wissen. Heilige Jungfrau, schütze mich.

JUAN:

Nicht wahr, bei solcher Sittsamkeit noch Händel
mit Polizei und mit dem Allerschlimmsten
wer weiß! Und doch, es ist verwunderlich,
es wurde hier im Augenblick verloren,
der Mensch ward grade abgeführt, er ist
des Mords verdächtig. Alles hängt zusammen.
Und ging kein andrer doch vorüber noch?
Sehr peinlich schönes Kind, es wird nichts nützen,
Ihr folgt mir hier in diesen Busch hinein,
pro forma nur natürlich, doch die Pflicht
muß ich erfüllen. Zwar ich glaube Euch
aufs Wort, Ihr habt es nicht. Es wäre auch!
Ein junges, reines Kind und solch ein Bild,
das eine Hure scheute anzusehen.
Jedoch was hilft es? Euch zu reinigen
von solchem scheußlichen Verdacht, bleibt nichts,
als mich in Euren Kleidern umzusehn.

INEZ:

Ich habe nichts! Die heilige Jungfrau weiß.

JUAN:

Schreit nicht und laßt die Jungfrau aus dem Spiel.
Kein Aufsehn. Das Geschäft liegt zwischen uns,
und braucht kein andrer drum zu wissen. Nicht?
Nur voran!
⟨er treibt sie in die Büsche⟩.

RIPIO ⟨kommt aus seinem Versteck vor⟩:

Hahahaha! Ich berste! Ich sterbe vor Lachen! Hahahaha. Ruhig, still doch. Hahahaha, ich möchte die Himmelsleiter hinansteigen, hahahaha, so etwas! »Ihr saht hier nicht mein schönes Kind?« Man beachte diese Finte. Er legt ihr die Antwort in den Mund. Doch nicht. Doch ja nicht. Im Tone liegt: Doch um Gottes und des Heilands willen nicht. Da mußte sie ja nein sagen. Aber war es erst heraus, war auch die Unterschlagung fertig, konnte sie nicht zurück. Und das stolze, das superstolze: Ein anständiges Mädchen wird nie etwas mit ihm zu tun haben. Wie steht es nun damit? Hahahaha! Ich muß anfangen, diese Streiche aufzuschreiben. Sie sind ganz hervorragend geeignet, anderen Menschen Spaß zu machen. Es wird erst hapern, aber Übung macht den Meister. Auf diese Weise, hinterher, lohnt es sich mit ihm zu leben.
⟨Juan kommt mit Inez aus den Büschen. Juan schärft ihr noch einmal mit einem Blick ein. Inez geht ins Haus⟩.

JUAN:

Ripio!

RIPIO:

Gnädiger Herr?

JUAN:

Das Fräulein, das dort geht, richtet einen Auftrag von mir an seine Herrschaft aus. Erwarte hier die Antwort und bringe sie mir schleunigst.

RIPIO:

Eure Herrlichkeit befehlen.
⟨Juan wendet sich und geht⟩.

RIPIO:

Dieser Mann hat etwas Eigentümliches. Ohne Federlesen ist er, möchte man sagen. Daß er je bitte sagt, wer könnte das behaupten? Sondern etwa: Hinaus zum Fenster, oder: Bereite dich zu sterben. Kurz, schlicht und wirkungsvoll und es schaudert einem die Haut. Aber die Sache ist nicht ohne Reiz. Dadurch, daß man eigentlich immer sein letztes Stündchen schlagen hört, gewinnt man das Leben ganz absonderlich lieb. Ich pfiff auf das ganze

Dasein, weil ich's ziemlich sicher besaß, heute aber überwältigt mich der Gedanke vollständig: Ich bin ein Gast nur auf Erden und der Wirt kann jeden Augenblick die Stube schließen. Das macht Einem das Bleiben außerordentlich wertvoll. Gestehe dir auch, daß du bisher wie ein fremder Hund durch die Welt liefst, nirgends hingehörtest und daß dir darum elend zu Mute war. Und du wußtest nicht einmal, was du suchtest. Heute, da du fühlst, bei ihm wirst du sterben, weißt du auch, was dir fehlte: Der Herr, und daß du nicht aus Zwang ein Diener bist, sondern von Religion. Und dies heilige Gefühl Herr, hat mich bis heute vermocht, mit meinen letzten, aufrichtigsten Ratschlägen hinter den Berg zu halten. Sonst hätte ich Euch gesagt: Herr, der Handel, den Ihr mit diesem Weibe habt, stinkt. Hier versagt, was Regel ist. Laßt ab, laßt noch ab. Aber wie gesagt, der Dienst ist blind wie der Glaube.

(Inez kommt).

RIPIO:

Bete Herz, öffne dich Ohr und vernimm.

INEZ:

Ich habe auszurichten — ich kann Euch nichts anderes sagen, als daß, da ich den Mund öffne und die Worte Don Juan de Quixada spreche, Donna Maria laut seufzte und sagte: Ich verbiete dieses Mannes Namen je wieder in meiner Gegenwart zu nennen. Er ist halb böse, halb ein Narr—

RIPIO:

Nein!

INEZ:

Das sind ihre Worte.

RIPIO:

Das sind ihre Worte! Und ich soll die Verantwortung für sie übernehmen? Höre sie. Von mir aus soll die Dame sagen, was ihr beliebt, zu anderen im Gebet und im Schlafe, aber nicht, wenn es eine Bestellung ist, die ich auszurichten habe. Das ist ja empörend! »Halb böse, halb ein Narr.« Die Hälfte der halben Botschaft reicht aus, mich aus dem Weltall auszulöschen wie einen Kreidestrich, ganz abgesehen von dem erwähnten Seufzer. Und sie glaubt, die überbringe ich? Das wäre Selbstmord. He? In die Flucht jagt sie mich. Herrenlos wieder in die weite Welt hinaus. O dieses Weibergezücht! Hätten es nicht andere, berühmtere schon getan, ich würde jetzt eine Sentenz hervorbringen, die ihr das Blut in die Wangen triebe, einer solchen Menschenklasse anzugehören. Aber wie gesagt, ich bin fassungslos...

(und er sinkt hilflos auf eine Bank).

(Das Zimmer der Alten).

DIE ALTE:
Das arme Kind starb just eine Woche, nach dem Ihr es zum Weibe gemacht.

JUAN:
So?

DIE ALTE:
Ein Erbarmen war's. Hier im Bette lag sie, die Blicke unverwandt zur Türe, als erwarte sie jemand, der bestimmt kommen sollte, unverwandt.

JUAN:
So.

DIE ALTE:
Aber das muß ich mir nachsagen, wie ich sie gepflegt habe.

JUAN:
So.

DIE ALTE:
Keine Nacht ins Bett. Ich bedeutete mir: Der Herr hat dir dies Kleinod anvertraut, da mußt du ein übriges tun, er wird es dir sicherlich lohnen.

JUAN:
Hm.

DIE ALTE:
Ja. Was eigentlich war, wer will's sagen? Halt ein Hinsterben, eine Schwäche, von früherher. Ich habe sie mit Hühnersuppen und Pastetchen gefüttert.

JUAN:
So.

DIE ALTE:
Und als das Geld, das Eure Herrlichkeit mir gegeben, hin war, da legte ich vor. Sagte ich mir doch: Gotteslohn.

JUAN:
Hält sie endlich ihr Schandmaul! Was gehen mich diese Dinge an?

DIE ALTE:
Ich dachte, der Herr käme darum.

JUAN:
So!

DIE ALTE:
In meiner Einfalt.

JUAN:
Bist du einfältig?

DIE ALTE:
Sozusagen.

JUAN:

Was will ich alsdann bei dir? Bist du wirklich von Grund auf einfältig?

DIE ALTE:

Ich weiß nicht, wie Ihr es meint. Ich kann freilich auch, hehe – ein wenig anders sein, so wie der Herr befehlen, gewissermaßen ...

JUAN:

Wie?

DIE ALTE:

Hehe, wir verstehen uns schon.

JUAN:

So?

DIE ALTE:

Ich könnte Dinge erzählen! Der Herr würde alsbald auch in der Beziehung rechtes Vertrauen zu mir fassen.

JUAN:

Was kannst du erzählen?

DIE ALTE:

Dinge, die ans Licht gebracht, schaden könnten.

JUAN:

Wem?

DIE ALTE:

Hehe, mir vor allem.

JUAN:

Es sieht hier so aus. Ich habe auch die volle Überzeugung, daß man dir jede Schurkerei zutrauen kann.

DIE ALTE:

Das ist erfreulich.

JUAN:

Andererseits aber scheinst du mir ohne Phantasie. Nur aufs Gröbste gestellt. Daß du einen Mord hingänglich ausführst, in der Engelmacherei zuverlässig bist, will ich glauben.

DIE ALTE:

Es kommen wohl auch schwierigere Dinge vor.

JUAN:

Wie hat sie eigentlich das Mädchen unter die Erde gebracht?

DIE ALTE:

Aber nein, nein Herr, das will ich beschwören!

JUAN:

Gut. Es hat auch augenblicklich keinen Sinn.

DIE ALTE:

Darf ich fragen, wie der gnädige Herr gekränkt wurde?

JUAN:

Von einem Manne nicht.

DIE ALTE:

Das versteht sich. Einmal führt der Herr Graf den Degen, und dann wäre es nicht wichtig genug, um sich mit mir zu besprechen.

JUAN:

Richtig.

DIE ALTE:

Weiter ist das Fräulein sehr jung.

JUAN:

Fräulein? Warum jung?

DIE ALTE:

Weil Ihr herausgefunden habt, daß es für das Weib über achtzehn Jahre nur eine Strafe gibt: es zu verlassen.

JUAN:

Richtig.

DIE ALTE:

Da Euch auch an ihrem Tode nichts liegt.

JUAN:

An ihrem Tode...

DIE ALTE:

Der Gedanke kam Euch noch nicht?

JUAN:

Nein. In der Tat.

DIE ALTE:

Es muß auch wohl nicht sogleich das Schlimmste sein.

JUAN:

Der Tod das Schlimmste? Alte, schon scheint sich deine Unfähigkeit im hellsten Licht zu offenbaren. Nimm dich zusammen. Den Tod für jemand, an dem ich mich rächen will? Ist das alles, was du weißt?

DIE ALTE:

Nun...

JUAN:

Da sitzest du seit fünfzig Jahren. Verbrechen ist dir Beruf. Vierundzwanzig Stunden von vielen tausend Tagen hast du Zeit gehabt nachzusinnen, und jetzt wird sich herausstellen, daß mir, der ich erst seit drei Stunden über solche Möglichkeiten denke, alles viel grausiger vorschwebt.

DIE ALTE:

Wozu braucht Ihr also mich?

JUAN:

Weil ich die Bilder, die mir erschienen, und vor denen du dich bekreuzigen würdest, verwarf als unebenbürtig meinem Haß. Weil ich mich als einen Stümper empfand und auf dich hoffte, wie der Schüler auf den Meister. Weil ich nicht annehmen kann, daß mein Schrecken das Ende aller Schrecken bedeutet. Weil irgendwo in einem Menschenhirn noch ein furchtbarerer Gedanke lauern muß, der mich jauchzen läßt und weil ich dir, dir diesen Gedanken zutraute.

DIE ALTE:

Der hinterlistige, langsam wirkende braune Saft hier...

JUAN (nimmt das Fläschchen):

Gift! Hühnersüppchen, wie du es nennst. O du heilige Einfalt! Ja du bist es wirklich. Schandbar der Mensch, der in seinem Beruf von jedem Dilettanten übertroffen wird. Herunter mit der Maske der Scheußlichkeit, auf die du dir einbildest und mit der du auf die Welt und früher auf mich wirktest. Eine Komödiantin bist du! Ein Marionettenscheusal. Und als Abschluß deiner Laufbahn rate ich dir, die auf hübsche Art aus der Welt herauszuschaffen, denen du Lehrgeld bezahltest. Denn ich, der ich kein Bösewicht bin, nur ein armer, armer Geplagter und unselig Verfolgter, wie muß ich mir glorios erscheinen vor dir, die du die Schandtat gepachtet hast, und wie mußt du dich schämen, wenn dir zu Ohren kommt, was ich gewollt, was ich mit Wollust getan!

(er läuft davon).

DIE ALTE:

Ein grauenhafter Mensch, wahrhaftig.

(Morgen und Wiese).

EIN JÜNGLING (kommt singend):

Im Frührot marschierend
hinaus in die Weite
hinaus in die Welt,
du spürst jubilierend,
es geht dir zur Seite
auch Gott über Feld.

JUAN (auf dem Rasen liegend, erwacht):

Wo bin ich? Hier fiel ich gestern nieder. Schlief ich nach alledem Übermaß so gut und sanft auf bloßer Erde? Wer sang? Ist das noch mein schöner milder Traum, der singt?

DER JÜNGLING:
Grüß Gott!

JUAN:
Grüß Gott.

DER JÜNGLING:
Kannst du mir sagen, wo ich bin?

JUAN:
Eine Stunde von Valadolid.

DER JÜNGLING:
Gehst du mit mir weiter?

JUAN:
Nein. Wohin?

DER JÜNGLING:
In die Welt.

JUAN:
Wo ist das?

DER JÜNGLING:
Überall.

JUAN:
Was suchst du?

DER JÜNGLING:
Nichts. Vielleicht ein Ende.

JUAN:
Und hast Tränen?

DER JÜNGLING:
Vor Glück. Du hast am Boden geschlafen? Hast du nichts gespürt, da du dich niederlegtest?

JUAN:
Nach langer grausamer Qual war Müdigkeit stärker als jeder böse Wunsch, und ich schlief endlich einmal wieder.

DER JÜNGLING:
Und bist nun des Elends ledig.

JUAN:
Halb träume ich noch.

DER JÜNGLING:
Gut?

JUAN:
Sanft.

DER JÜNGLING:

Ich weiß, wie es dir geschah. O mein Bett! Wie oft sank ich mit eingebildetem Gram hinein und wie oft stand ich auf in himmelhochjauchzendem Glück.

JUAN:

Wenn ich erst erwache!

DER JÜNGLING:

Bald ist wieder Abend.

JUAN:

Die Welt, die Welt!

DER JÜNGLING:

Wandre, sei müde und lege dich.

JUAN:

Diese gute gesegnete Nacht!

DER JÜNGLING:

Diese schöne gesegnete Sonne.

JUAN:

Eine klare verwandelte Welt.

DER JÜNGLING:

Komm mit.

JUAN:

Ich bleibe noch wo ich glücklich war und dankbar sein muß.

DER JÜNGLING (geht):

Lebe wohl.

JUAN:

Leb wohl.

(und wirft sich nieder):

Erde, du bist es! Von dir kommt es! In dir besitzen wir es alle! Überwältige, überwältige und erwürge mich mit dem Begriffe der Gemeinsamkeit, der aus dir strömt. Mache mich wieder stark mit diesem und ziehe meinen Geist herab zu dir von den Sternen und den Himmeln. Du kannst es immer wieder. Mutter, dein Kind drängt sich an dich in Todesangst. Beruhige den vom fremden Dinge Aufgestörten und gib ihm die Einheit mit dir und mit sich selbst zurück. Wie wohl du mir tust. Wie streicheln deine Blumen mich und wie singen mir deine Vögel. Lauter Einklang ist auf Erden, Einklang, Einklang und die Himmel sind ganz geschieden. Die Jugend hast du Knabe! Mit der Mutter spürst du den Zusammenhang, die Nähe der Erde. O Morgen, goldener Morgen schmiede mich! Mit deiner Sommerglut schmiede mich fest an die Brüste meiner Mutter, daß

ich nicht los kann von ihr, auf Wege, die in den Himmel und zur Hölle führen.

RIPIO <kommt>:

Da seid Ihr, Herr! Eine Botschaft, o solche Botschaft!

JUAN:

Schweig!

RIPIO:

Was Ihr wissen müßt!

JUAN:

Schweig!

RIPIO:

Und wenn ich Euch beschwöre...

JUAN:

Nichts, nichts! Die Stunde ist geschlossen.

RIPIO:

O mein Gott, Ihr spracht anders...

JUAN:

Irgendwo und überall!

RIPIO:

Wie?

JUAN <läuft davon>:

Narr!

RIPIO:

Herr! – Er muß mich anhören!
<und läuft Juan nach>.

<Ährenfeld. Vorn ein Baum.

JUAN <kommt in Hast gelaufen>:

Er ist dicht hinter mir. Jetzt nicht. Jetzt nicht wieder! Wohin? Gib mir den Ausweg Himmel, gib ihn mir!
<er steigt auf den Baum>.

RIPIO <atemlos>:

Eben bog er um die Ecke. Eben. Heiland, mit mir geht es zu Ende. Ich habe keinen Atem, ich zerschelle, falle tot zu Boden.
<er fällt unter den Baum>:
Da liege ich. Herr, Herr! Ich habe lauteres Gold für Euch im Munde. Ich kann Euch sagen... Soll man's glauben, daß so ein Mensch läuft, davon läuft, als sei ihm sein schrecklichster Feind auf den Fersen. Ich bin ein

treuer Diener. Viele Meilen bin ich gelaufen. Aber jetzt ist's aus, zu viel war's, Müdigkeit überwältigt mich.
<er schläft ein>.

JUAN <oben im Baum>:
Dank dir Vater im Himmel!

<Ein reichgeschmückter Raum in Don Juans Wohnung, hinten durch einen Vorhang ein Alkoven abgetrennt. Ein kleiner Altar rechts. Ottavio, der Bildhauer meißelt an einem hauptlosen Frauentorso>.

RIPIO <behaglich in einem hohen Lehnstuhl sitzend, sieht zu>:
Es ist der schönste Leib, den ich gesehen,
zu üppig nicht und doch … Mein junger Freund,
die Frau macht Euch noch überall berühmt.

OTTAVIO:
Er hat mehr Anteil an dem Werk als ich.
Stets bei mir, hat er meine Hand geführt.
Wie konnte ich, der kaum ein Weib gesehen,
nie eins berührt, an einem Frauenleibe
die Wunder finden, die er sah und wies.
Sein Wert war Offenbarung, schon sein Auge
das um die Flächen glitt, die Teile maß
und plötzlich festhing, seine Lider schlossen
sich halb, und wo die scharfen Strahlen trafen,
ward helles Licht, und dem bewegten Blick
verriet der Leib die innerste Natur.
Was wußte ich vorher von der Künste Zweck!
Schien mir das letzte Ziel nicht schon erreicht,
wenn ich des Auges ganzen Eindruck gab?
Er aber lehrte meine Seele sehen,
und wie in ihr ein Ding sich schließlich fand,
das mußten die entzückten Hände bilden.
Versteht Ihr mich?

RIPIO:
Vollkommen.

OTTAVIO:
Wirklich ganz?
Denn darin liegt das ewige Geheimnis,
die Wahrheit für den Künstler, die er braucht.

RIPIO:
Ganz einverstanden. Uberhaupt, Ihr wißt
damit Bescheid, das gebe ich gerne zu.

OTTAVIO:
Wenn Ihr mich mißverständet! Es hält schwer,
mit wenig Worten sich zu offenbaren.

RIPIO:
Mein Herr, ich muß mich oft mit einem Wink,
mit einem Blicke, einem Husch begnügen,
ja, schweigend will er schon verstanden sein.
Und delikate, heikle Dinge sind's
um die sich's bei ihm handelt. Stets Affairen,
die auch das kleinste Ungeschick verdirbt.

OTTAVIO:
Jedoch...

RIPIO:
Durchaus nicht. Ihr verwechselt ihn
mit einem Juan, den vor Wochen Ihr,
vor einer Woche kanntet. Herr, gefehlt.
Der lebt nicht mehr. Es war bei jenem auch
kein Dienst, in dem man Mücken fangen konnte,
jedoch bequem dem heutigen verglichen.
Denn damals galt's bei aller Scherereі
nur einer Einzigen, da gab es wohl
noch sozusagen eine Übersicht.
Doch wie ein Blitz schlug die Erkenntnis ein:
trotz dieser gibt's noch andere. Auf der Erde
ist jeder zweite Mensch als Weib gebildet.
Potztausend Herr, ich sage weiter nichts.
Herr, wißt Ihr, was ein Dämon ist? Nun gut,
kurz, eines Morgens finde ich ihn wieder
in seiner Eltern Garten. Auf dem Boden
mit seltenen Gebärden. Und ich komme
mit Botschaft, die, wenn ich ihn richtig schätzte
für seine Ohren ein Entzücken ist.
Man hatte nämlich mitgeteilt, die Dame
von der ich eben sprach, und die bisher
sich spröde, albern, ungebildet hielt,
sie scheine, langsam freilich, ihren Sinn
zu wandeln, was im übrigen natürlich.
So will ich reden, ihm den Honig schon
einträufeln, und ich freue mich im voraus
des Lohns — da hebt er sich und sieht mich an,
bricht mir die Rede ab, und da ich wieder

versuche, ihn zu seinem Glück zu zwingen,
entflieht er, wie von Furien verfolgt
So ungern meines Lohnes ich entriet,
erkannte ich doch bald, was hier geschehn
und wo fortan mein Vorteil lag. Vergessen
die Erste. Mehr. Er schämte sich der Zeit,
die er mit einem Weib verloren hatte.
Nun galt es Zartgefühl für mich. Der Name
war jetzt verpönt, ich nahm mich sehr in acht
und schonte ängstlich seine Eitelkeit.
Er aber — Herr, ich will mich nicht verbreiten
und Ihr versteht mich schon, wenn ich Euch sage,
ich habe nun in einundzwanzig Tagen
an ebenso viel Pfund bei ihm verloren.

OTTAVIO:

Es fällt nicht auf.

RIPIO:

Ich spür's. Ihr dürft mir's glauben
und manchmal bin ich bis zum Sterben matt.
Dann heißt es »Rip«, er nennt mich Rip, heut' Abend
um elf am Burgtor. Strick und Larve, Degen
verstehen sich von selbst, wer weiß, wie's kommt.
Rip wieder, halt für heut' die Pferde fertig
und füttere gut, sie müssen tüchtig laufen.
Ei, denke ich morgens, heute schlief ich gerne,
ja hollah! Immer weiß er wieder Neues,
sein Auge dringt auch durch die kleinste Ritze,
die Blicke durch den schmalsten Spalt zu ihm,
und jeden schönen Busen stört er auf
für sein Vergnügen, einen Wollustrausch.

OTTAVIO:

Und dennoch ist's ein Glück mit ihm zu sein.

RIPIO:

Nur freilich reichlich unbequem, gefährlich.

OTTAVIO:

Die Zeit verflog. In sieben schönen Tagen
entstand das Werk, nun ist das Glück vorbei.

RIPIO:

So sagt das Weib mit Euch: in sieben Tagen
verlohnte sich das Leben. Nun ist's hin.
Tut nichts mehr. Es ist dunkel.

OTTAVIO:
Ich bin fertig.

RIPIO:
Und glaubt mir, drinnen ist ers auch mit ihr.
Es dauert schon viel länger als er will,
ich sah's ihm an, als er sie heute empfing.

JUANS (Stimme):
Schuft! Rip!

RIPIO (geht):
Ich sage ja: sehr schlechte Laune.
Ich muß die Donna bis zur Tür geleiten,
die sich zum letztenmal für sie bewegt.

JUAN (kommt und tritt vor die Statue):
Laß sehn. Bei Gott, vollendet. Und der Stein
hat vor der Wirklichkeit noch eins voraus:
man kann den Inhalt sich so groß man will
und edel träumen. Doch, ein schönes Werk.

OTTAVIO (auf den Knieen):
O Herr laßt endlich mich Euch danken! Nein,
verwehrt es mir nicht wieder, bitte nicht.
Ich sterbe sonst an meinem Dank. O seht,
ich war ein Nichts, ein Knabe von der Straße,
als Ihr mich malend fandet in den Sälen
der Galerie. Ihr fragtet mich nach allem
was mich beschwerte, hörtet meine Armut.
Und da Herr, ja, da warfet Ihr mir nicht
Almosen zu, weil Eure Seele fühlte,
ich bin ein Künstler, Künstler aber sind
nicht Bettler, nein, Ihr sichertet mein Leben
für alle Zukunft. Aber dann Herr, dann
habt Ihr mir mehr getan, Ihr hobt mir ja
mein bißchen Kunst herauf und immer höher,
so daß ich nun in allen Himmeln bin,
ein König von Euch in das Leben gehe.

JUAN:
Ottavio mein Lieber, ja du bist
und weißt es lange nicht wie sehr, ein König.
Und wüßtest du, wie oft ich dich beneide,
weil dir die Kraft, die dir ein Schöpfer gab
umsonst nicht wurde, sich in deine Werke
hineingibt und sich ewig dort erhält.

OTTAVIO:
Doch seid Ihr viel mehr Künstler noch als ich.

JUAN:
Ich sehe künstlerisch wie du. Die Welt
entschleiert meinen Blicken ihre Schönheit
in gleicher Weise, manchmal, sei es, mehr.
Doch nicht vermag ich, was das Auge so
entzückend fand, der Seele später wieder
entzückender und reifer zu entreißen.
Es wird aus dem, was mir Ereignis wurde,
kein schöneres Ereignis für die Menschen.
Was mich erschüttert und mich glücklich macht,
unselig, ach, ich kann es ja der Welt
nicht hinterlassen, und kein einzig Werk,
wird Menschen, die in Andacht vor ihm stehen
erzählen, was einst Don Juan bewegt.
Nun aber weiter lieber junger Freund.
Du mußt mir eine Frömlichkeit erfüllen.
Du kennst die Frau nicht, deren schönem Leib
dein Meißel Ewigkeit verlieh, jedoch du weißt,
daß sie sich mir ergab. Es wäre möglich,
du träfst sie in Gesellschaft. –

OTTAVIO:
Herr!

JUAN:
Nicht so.
Bleib ruhig. Schwöre mir, daß dir bewußt:
des Weibes Ehre ist ein Sakrament
in alle Ewigkeit. Hier am Altare.

OTTAVIO:
Ich schwöre!

JUAN:
Gut.

OTTAVIO:
O lieber, lieber Herr.
(Ripio kommt zurück).

JUAN:
Herz, Mund und Hände müssen zärtlich sein,
um dieses zarteste Gefäß zu hüten.
Leb wohl.

(zu Ripio):
Und du vergegenwärtige dir,
was ich für heute Abend dich gelehrt.
Es ist bald fünf, um acht sind wir bereit,
schickst du dich gut, wird es dir wohl gedankt.
(er geht).

OTTAVIO:
Erstaunlich rührend ist, wie so ein Mann
vor Frauen immer noch voll Andacht ist.

RIPIO: Es mag so scheinen, doch vergeßt auch nicht,
dergleichen Leute sind brillant erzogen.

(Reichgedecktes Speisezimmer in Juans Hause).

RIPIO (in der Kleidung eines vornehmen Mannes):
Ahnungsloser Jüngling. Wüßtest du, was sich hier vorbereitet. Du hättest mit deinem Lob über seinen Respekt vor dem Weibe vielleicht zurückgehalten. Aber wie sollte es auch möglich sein? Unsereiner, jede stattliche Erscheinung, ist damit bald bankrutt. Rückschauend kommt es einem so vor, als habe man außer der Mutter nie ein jungfräuliches Weib gesehen. Hehe, das Leben ist kurios. Würde es mir einer glauben, wenn ich ihm sagte, mit heutigem Tage trete ich in die Weltgeschichte ein? Und zwar wie? Auf die einfachste Art. Mein Herr zieht mir einen anständigen Rock an und ernennt mich zum Herzog von Torgola, für diesen Abend. Er lädt zwei Damen, Fürstinnen zum Souper und bestimmt mich der vornehmsten zum Tischnachbar. Ein verfluchter, zwar geistreicher, doch auch peinlicher Gedanke, wenn's geschähe, sie spräche französich. Italienisch da mag's gehen: è l'amore che mi fa parlare. Worauf kommt's ihm dabei an? Meine Verlegenheit ist solchen Vorbereitungen gegenüber nicht wichtig genug und kann ich ihn ganz erraten, müssen die Damen doch die Zeche bezahlen, er hat mit ihnen einen Hauptspaß, und zum Schluß kommt mit Lachen und Jubel alles an den Tag. In diesem Sinne will ich mich auch halten. Was sonst? Verstünde ich ihn falsch, müßte ich notwendig schlechten Dienst tun. Alsdann aber wäre die Schuld bei ihm, indem es Pflicht des Herrn ist, dem Diener, sei er noch so einsichtig, in gewissen Fällen einen Wink zu geben, wie Hase läuft.

JUAN (mit zwei Damen):
Hier ist der Freund.
(Diener treten auf und servieren).

DIE ERSTE DAME:
Wohl schon recht hungrig, Herzog,
es tut uns leid, jedoch die Domestiken...

RIPIO:
Ah pah!
JUAN:
Wir gehen gleich zu Tisch.
(zu den Dienern):
Fangt an.
DIE ZWEITE DAME (zu Ripio):
Wie geht es unserer teuren Angela?
RIPIO:
Ganz ausgezeichnet, außer, daß vielleicht,
man munkelt...
DIE ZWEITE DAME:
Wie, die greise Herzogin?
Läßt auch das Alter von der Sünde nicht?
RIPIO:
Durchaus nicht. Was ich eben sagen wollte,
geht ihren Stuhlgang an.
JUAN:
Ein lapsus linguae
der tollsten Art. Jedoch ich möchte bitten,
daß die Verwandtschaft aus dem Spiele bleibt.
DIE ERSTE DAME:
Sehr einverstanden. Alles was Familie heißt
ist mir horrible.
RIPIO:
Was Familie heißt
ist mir ganz schnurz.
DIE ZWEITE DAME (lacht):
Original das Wort.
JUAN:
Der Herzog kommt jetzt von Amerika
und weiß davon sehr amüsant zu plaudern.
Dort sind, wie er erzählt, die Menschen nackt.
RIPIO:
Sind splitternackt und schwarz.
DIE ERSTE DAME:
Wahrhaftig nackt?
Das ist bequem.
RIPIO:
In mancherlei Beziehung,
man braucht die Kleider nicht erst loszuschnüren.

DIE ZWEITE DAME:
Und sitzen sie auch so bei Tisch?

RIPIO:
Gewiß.

DIE ZWEITE DAME:
Und wir ersticken fast in unseren Miedern.

JUAN:
So macht Euch frei!

DIE ERSTE DAME:
Die Diener.

JUAN:
Vieh!

DIE ZWEITE DAME (zu Ripio):
Was ist?

DIE ERSTE DAME (zu Ripio):
Was haben Sie?

RIPIO:
Nichts. Ich verschluckte mich.

JUAN:
Erzähle doch von deinen Abenteuern.
Er schlief einmal mit einer Häuptlingsfrau,
wie ging das Spiel?

RIPIO:
Bei Gott sehr amüsant.
Ich schlief mit ihr, das heißt, wir schliefen nicht,
das darf man glauben. Und der Häuptling stand
ärschlings bei mir, ihr Mann, und wehrte mir
die Fliegen ab mit einem Palmenwedel.

DIE ZWEITE DAME:
Freiwillig?

JUAN:
Gänzlich. In Amerika
ist's guter Ton, der Gatte gibt dem Gast
sein Weib zum Weibe.

DIE ERSTE DAME:
Eine schöne Sitte!

RIPIO:
Ich hatte jeden Tag an zwanzig Frauen.

DIE ERSTE DAME:

Und alle Gatten waren einverstanden?

RIPIO:

Und wer nicht angemessen sich benahm,
ward ausgepeitscht. Ha, das war eine Lust!

DIE ZWEITE DAME:

Und zwanzig täglich ward Euch nicht zu viel?

RIPIO:

Im Gegenteil, Mir wuchs der Appetit
mit jeder Mahlzeit.

DIE ZWEITE DAME (zur anderen):

Ganz absonderlich
in diesen Zeiten.

JUAN:

O, er war berühmt
für dieses auf der Schule schon. Wir nannten
ihn drum Prinz Nimmersatt.

DIE ZWEITE DAME (zärtlich):

Prinz Nimmersatt.

RIPIO:

Ich habe Ungeheures ausgeübt
und weiß noch ein Geschichtchen...

DIE ERSTE DAME:

Schnell, erzählt!

RIPIO:

Der Oberhäuptling, Mumfo sagt man dort,
war jung vermählt. Ein süßes, kleines Weib,
doch ganz unnahbar, und sie wollte auch
sich dem Gesetz durchaus nicht unterwerfen,
das sie dem Gaste in die Arme gibt.
Ich aber wollte sie! Ich hatte es
mir in den Kopf gesetzt, und wenn ich erst
ein Weib begehre, muß ich es besitzen.
Kurz, eines Tages treffe ich sie im Garten.
Sie sieht mich nicht. Und ich, was fällt mir ein,
ich lasse ein wüstes Bild zu Boden gleiten
und berge mich im Busch. Sie hebt es auf,
besieht's und läßt's in ihrem Kleid verschwinden.

DIE ZWEITE DAME:

Ich meinte, alle Damen sind dort nackt?

RIPIO:
Das sind sie, nur Marambo trug als Sinnbild
der Würde einen Schurz um ihre Hüften
Darin verschwand das Bild. Ich trete vor
und frage sie. Sie leugnet, doch ich hebe
die Schürze, und ich habe sie gefangen.

DIE ERSTE DAME:
Sie mußte?

RIPIO:
Mußte!

DIE ZWEITE DAME:
Wie genial.

JUAN:
Das hat er
sich ganz allein erdacht, der gute Herzog.

DIE ERSTE DAME:
Sie sprechen also auch amerikanisch?

RIPIO:
Durchaus.

JUAN:
Doch mit Akzent.

DIE ZWEITE DAME:
Wie hocherfreulich
mit weitgereisten Menschen sich zu freuen.

DIE ERSTE DAME:
Sie wirken sehr apart und werden sicher
in Spanien auch bei Hofe reüssieren.

JUAN:
Wenn er nur heute Abend Euch gefällt.

DIE ZWEITE DAME:
Wie sollte er wohl nicht.

DIE ERSTE DAME:
Er ist charmant.

JUAN:
Ich muß die alten Komplimente sagen,
die Damen haben äußerst scharfe Augen
für alles Ungewöhnliche.

DIE ERSTE DAME:
Gewöhnliches

ist mir horrible und routure bleibt
entzückend.

JUAN:
Richtig. Und du stürbest lieber
eh' du mit deinem Diener schlafen gingest,
Erbfürstin von Toledo, süße Clara.

DIE ERSTE DAME:
Ein toller Einwurf.

JUAN:
Deine Glieder bäumten
sich gegen die Besudelung. Natur,
die Ahnenreihe stünde flammend auf,
die Alba, Paez, Fürsten von Castilien.
Wie eine rassereine Stute tief erbebt,
naht ihr ein schlechtgezogener Hengst. Es schüttern
die Flanken und die Hufe fliegen rückwärts.
So wärest du.

DIE ERSTE DAME:
Geschmacklos.

JUAN:
Hahaha.
höchst seltsam dies!

DIE ERSTE DAME:
Höchst albern dies mein Teurer.

DIE ZWEITE DAME:
Wir stehen auf. Es ist erstickend heiß.

DIE ERSTE DAME:
Im Garten ist es sicher angenehmer,
kommt Herzog.

JUAN (zur ersten Dame:
Sagtest du nicht einst zu mir,
du liebtest mich?

DIE ERSTE DAME:
Laß diesen ernsten Ton
mein guter Freund. Was fällt dir plötzlich ein?

JUAN:
Was fällt mir ein? Was fällt mir plötzlich ein?
O närrisch!
(er lacht).

DIE ERSTE DAME:
Gehen wir hinunter, Herzog.
⟨geht mit Ripio⟩.

DIE ZWEITE DAME ⟨zu Juan⟩:
Gehn wir nicht auch? Komm.

JUAN ⟨starrt sie an. Plötzlich⟩:
In die Kniee nieder!
Tief in die Kniee! Bete! Betest du?
Denn eins ist not, und niemand wahrlich soll
den Namen unnütz führen. Wer bist du
und wer bin ich? Vermag dein blödes Hirn
dies noch zu fassen? Bete! Soll ich dich
mit einem Schlag zerschellen, soll ich lieber
durch Blitze dieses Scheusal vielfach teilen
und oftmals mich entzücken? Wie zerstöre
am besten ich, was jetzt mich überwältigt
zusammen? Lachst du, heulst du Weib? Was ist
das für ein Laut? Welch grausige Grimasse,
du mußt sie steigern, soll sie mich erfreuen.
Sie steigert sich. Der Abschaum deiner Seele
fließt über, und der Strom besudelt dich
nach außen vollends. In der Hölle kann
kein Teufel dich noch niedlich heißen, Holde.
Mir bist du...
⟨Die zweite Dame hat sich von ihm losgerissen und entflieht⟩.

JUAN:
Fort? Ein redlicher Entschluß –
welch schimpfliches Gesicht!
⟨Laurentia ist eingetreten⟩.

JUAN:
Schon wieder hier?
So geht der Tanz von neuem? Nicht mehr lange!

LAURENTIA:
Verachte mich, doch schilt mich nicht so sehr.

JUAN ⟨erschüttert⟩:
Ich träume. Wer? Ich träume doch. Zurück!
Versuch mich nicht, mein Wille ist erschöpft,
mir graust. Ich halte länger nichts.

LAURENTIA:
Ich bin's.

JUAN:

Du bist's. Doch ging nicht eine Andere fort?
Sie war verrückt. Denn dir vertraue ich's,
sie hielt mich wirklich für den Herrgott selbst,
sank in die Kniee, betete. Es war
zum Lachen!

LAURENTIA:

Wer?

JUAN:

Doch nimmer käme dir
ein ähnlicher Gedanke? Dir? Vielleicht
ein anderer. Sag' mir, ist das Eine wahr,
das sage mir zuerst, doch lüge nicht:
Erschlug ich dir denn deinen Gatten nicht?
Kurz, ich erschlug ihn. Ferner: eines Abends
an einer Kirchhofstür, da tat ich dir
doch Ungeheures? Ja, ich tat es dir,
und jetzt erscheinst du mir aus einem Grunde,
damit der Abend, der burlesk begann,
auch also endet und damit ich nicht
mehr aus dem Lachen komme. Ganz brillant!

LAURENTIA:

Ich liebe dich.

JUAN:

Mein Stichwort, nenne es mir,
blitzschnell mein Stichwort. Dieses ist Komödie,
ich werde ganz verwirrt...

LAURENTIA:

Ich liebe dich.

JUAN:

Ich liebe dich, ich liebe. Immerfort
das gleiche. Welche Rolle spielst du denn?
Wie lächerlich! Und wer ist nur der Dichter,
der das erdacht? Fällt ihm nichts anderes ein
als Liebe, gar nicht anderes auf der Welt.
Da ist doch Haß, Verbrechen, Mord und süße
langausgedachte Greuel, Blut in Strömen
das über deine heißen Glieder läuft.
Da ist noch manches andre, wüßt' ich nur
was noch ist! Kurz und gut, was soll der Scherz?

LAURENTIA:
Ich gehe schon.

JUAN:
Und warum kamst du her?

LAURENTIA:
Ich bin verrucht.

JUAN:
Das wäre wahrlich etwas
das stark mich reizen könnte. Bist du's auch?

LAURENTIA:
Als meine Sehnsucht über meine Seele
hinauswuchs, wurde ich verrucht, verflucht.

JUAN:
Wie köstlich! Ist das alles?

LAURENTIA:
Das ist viel.

JUAN:
Weib, das ist nichts! Schau, meiner Seele liegen
schon Menschenleben auf, und meiner Ehre
die Tugend und das Glück Betrogener,
Verführter. Ich bin jung und kann es noch
weit bringen. Meine Straße ist vor mir
tief dunkel, und ich sehe Schatten fliehn,
die meinem Ungestüm entgehen wollen
und die ich doch ereile. Hör', Gewitter sind
um mich und wilde Stürme toben —
doch darum geh' ich meinem Ziele zu
und fühle mich noch lange nicht verflucht.
Und du, weil dir ein Feuer noch von mir
im Leibe wächst, und weil in deinem Schlunde
dir alles ausgedorrt und trocken ist,
und weil du darum mein sein willst, gebrauchst
du große Worte? Nein, das sollst du nicht!
Komm her zu mir! Ich schelte nicht. Warum?
Du hast und ich ein Abenteuer. Und
das soll genossen sein. Die Brüste her!
Das ist das Ende immer! Deine Pracht,
die Wunder deines Leibes mögen wieder
den Rest, die Grenzen dieser Welt bedeuten.

<er schreit auf, da seine Hände ein Medaillon auf Laurentias Brust freigemacht>:
Mein Heiland!

LAURENTIA:
Ach, Marias Bild.

JUAN <lacht>:
O Himmel
ich seh' Gespenster, eine Angewohnheit,
von Kindesbeinen, die in allen Stunden
mich albern neckt. Wir wollen trinken, tüchtig
erst trinken und darauf von Herzen schlafen.

LAURENTIA:
Gott was geschieht mit mir?

JUAN <dämonisch>:
Doch was du willst.
<er führt sie in den Alkoven>.

LAURENTIA:
Ich bin gerichtet.

JUAN:
So, ich lege dich
und hole uns den Nachttrunk. Stoßen wir
auf diese Liebe an. Auf diese Liebe!
<er kommt nach vorn und bereitet den Trank, dabei hält er ein Fläschchen gegen das Licht>:
Ich komme, komme.
<leise>:
Dieser Schuft von Diener,
ich habe ihn in Verdacht, er hat's verdünnt,
der Saft ist gelb statt braun. Dann gnade ihm Gott.
<er gießt aus dem Fläschchen ins Glas>.

LAURENTIA:
O Juan, Juan...

JUAN <zu ihr>:
Doch. Ich kehre schon wieder.
Das schmeckte. Dies für dich. Nun wird auch bald
ein Himmel dich umfangen, süße Frau.
Ich lösche noch das Licht.
<Stille. Dann kommt er mit dem Bildnis in Händen nach vorn und sieht gespannt durch den Vorhang>:
Das Mittel wirkt,
sie schläft, schläft langsam ein und schläft hinüber.

⟨Vor dem Altare reißt er Marias Bild hervor und bedeckt es mit Küssen⟩:
Herr wende
den Kelch von mir!
Ich bin ohn' Willen,
ohn' allen Willen,
ertrinke grenzenlos in ihr.
Ich will sie schlagen
und muß ertragen
daß sie mich krank und wunder schlägt,
auf alles was im All lebendig
ihr Zeichen prägt.
Das muß nun enden!
Ich will vollenden.
Der Himmel höre
den Schwur: Ich schwöre
bei Gottes Ehre
und meinem Leben:
Nun schweige alles andere still,
mag untergehen
die Welt, bestehen –
Maria jetzt – du sollst! Ich will!
⟨er stürzt davon⟩.

MAX MELL: DER SPIEGEL DES SÜNDERS

Am 30. September 1536 starb der Prior der Kölner Karthause Peter Blomevenna aus Leyden, mit seinem kanonischen Namen Petrus a Leydis, im siebzigsten Jahre seines Lebens, im siebenundvierzigsten seiner religiösen Profess, im neunundzwanzigsten seines Priorats. Sein Leben ist eigentlich durch diese Daten markiert, aber gewisse Vorgänge darin sind, glaube ich, wert, nicht vergessen zu werden, und da ich in »Wetzer und Weltes Kirchenlexikon oder Enzyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften« Bd. 2, S. 922 eine ungenaue Darstellung finde, so bin ich, in meinem Interesse für den gelehrten Prior, genötigt, das Fehlende hier nachzutragen, wobei ich, für allfällige Benützung kirchlicher Schriftsteller, bemerke, daß meine Angaben durchaus wohlgegründet sind, obschon ich mich selbst über manche Wendung in diesem Lebenslauf höchlicher Verwunderung nicht enthalten kann.

An einem Frühlingstag, bald nach Ablegung der Profess, war der junge Mönch im Küchengarten des Klosters damit beschäftigt, für den Koch Radieschen auszusuchen, denn die jungen Brüder mußten jede kleine Tätigkeit des Alltags in Demut auf sich nehmen. Der Morgen strahlte und die Schatten hatten etwas lichtes und zitterndes, das dem Frühjahrswasser verwandt war, und auf dem Antlitz des Bruders mit dem zarten Flaum ums Kinn lag aller Glanz der Unberührtheit und aller Schatten der Askese in den tiefliegenden Augen. Er hatte bereits ein Büschel Radieschen in der Hand, und da er jetzt eine neue kräftige Wurzel herauszog, sah er, daß sie wurmig sein mochte, er schnitt sie an und fand sie wirklich von dem kleinen braunen Gang durchzogen, weshalb er sie einfach über die Hecke warf, die den Küchengarten von der Landstraße abtrennte, an jener Stelle gab es keine Mauer. Indem er sich wieder bückte und das nächste Büschel der rauen Blätter packte, bekam er auf einmal einen Schlag auf den Kopf, und das eben weggeworfene Radieschen fiel davon herunter. Er sah erschrocken auf und bemerkte, daß ein Weib hinter der Hecke stand und ihn anlachte, sie hatte die Wurzel auf ihn zurückgesendet. »Wirft man sich in Eurem Kloster statt des Grußes Gelobt sei Jesus Christus Küchenabfälle an den Kopf?« spottete sie. »Mich wenigstens hast du so artig begrüßt, wie ich vorbei ging, und ich hab so gedankt, wie das »Ewigkeit Amen« dann lauten muß.« Der Mönch war blutrot und starrte sie an. Sie war eine große Gestalt, wohlgebaut und mit glänzenden dunklen Augen wie Tollkirschen. Ihre vollen nackten Arme griffen in die Zweige der Hecke, bogen sie auseinander und ließen sie sachte an ihre hohen Brüste zurückschnellen, die unter dem leichten Gewand breit dastanden. Der junge Mönch flüsterte endlich mit heißen Wangen: »Gelobt sei Jesus Christus.« Darauf lachte sie und ihre weißen Zähne blitzten so sehr wie ihre schwarzen Augen, sie zteckte ihr Zünglein ganz klein heraus und zog es rasch wieder zurück, und blieb stehen mit zwinkernden Augen, und die vollen Arme hob sie und verschränkte die Hände hinter dem Kopf, so daß in ihren Achselhöhlen zwei Büschel schwarzen Haars zu sehen waren. »In Ewigkeit Amen« erwiderte sie endlich langsam und sagte gedehnt: »Du bist

noch jung, gelt? Du bist noch nicht lange im Kloster?« Er nickte und hielt seine Radieschen fest. »Ich bin hungrig, ich komm von weit her. Magst du mir was zum Schmausen geben? Nichts wurmiges aber, und nicht so auf mich werfen wie das. Ich bin eine fromme Seele.« Er zuckte die Achseln. Sie senkte die Arme und sagte mit einem listigen vertraulichen Ausdruck: »Du da seh ich Stachelbeersträucher... ist da was reif?« Er schüttelte den Kopf. »Aber die Johannisbeeren — ich sehs schon rot — wart.« Und ehe er sich bedenken konnte, wie er sie los würde, war sie schon zwischen den untern Zweigen der Hecke und arbeitete sich durch wie ein wildes Tier, und funkelte ihn auch so an mit den Augen während des Kriechens. Jetzt stellte sie sich vor ihn und sah ihn von oben bis unten an, die Hände an die Hüften legend. »Mein Haar ist zerzaust«, sagte sie, »richt es mir, ja?« Sie drehte sich um und er sah ihre volle und runde Gestalt. Mit zitternden Fingern schob er ihr einen schwarzen Haarsträhn unter den Kamm. Sie lachte dabei ein unzüchtiges Lachen. Dann wandte sie sich zu den Johannisbeersträuchern, pflückte in die Hand einige kleine Träubchen, setzte sich auf den Boden und aß, wobei sie die Stengel zwischen den gepreßten lachenden Lippen hervorzog und ihm ins Gesicht warf, der ratlos dastand vor ihrem frechen und großen Sitzen in dem zarten Schatten. Das letzte Stenglein traf ihn ins Auge. »O, das tut mir leid«, sagte sie spöttisch, »aber sieh her, wie du mir weh getan hast.« Er war so gewöhnt zu gehorchen, daß er zu ihr trat. Sie schob das lockere Kleid über die rechte Brust herab und sagte wehleidig: »Hierher hast du mich getroffen«, und da sie sah, daß er sich kaum auf den Knien halten konnte, schlang sie ihre Arme brünstig um seine Hüften und zog ihn zu sich herab.

»Was macht die Zeche?« lachte sie dann über die Hecke zurück, »such deine Radieschen zusammen, Junge, und laß uns bald wieder solche Mahlzeit halten.«

Diesen Tag und die nächste Nacht verbrachte Peter schlecht, und am andern Morgen trat er mit verstörter Miene vor den Prior, den einsichtigen Josef von Bonn, und beichtete ihm unter häufigen Tränen, was ihm begegnet war. Der Prior schwieg zuerst und die angstvollen Blicke Peters erspähten in den alten Augen des Priors ein Nachdenken, ein Sich-erinnernwollen, das er zunächst auf die Überlegung, wie er zu strafen wäre, bezog. Er nahm die geistliche Buße in Demut entgegen und wollte gehn, doch der Prior hieß ihn bleiben und sprach: »Mein Sohn, ich werde dir einige Lebensumstände von dir mitteilen, die man dir bisher verhehlt hat. Es ist an der Zeit dir zu erzählen — erschrick nicht, denn es ist nichts Unerhörtes, und dem ist nichts zum erschrecken oder zur Ängstigung, der sich Gott anvertraut hat.«

Peter war zu Leyden in einer Zeit geboren, da die Pest in der Stadt ausgebrochen war, und wenige Tage nach seiner Geburt hatte sie seinen Vater, einen reichen Tuchhändler, dahingerafft. Nun lebte in derselben Straße ein Bruder des Verstorbenen, ein Goldschmied, der von je auf das Erbe des Tuchhändlers gepaßt hatte; mit der Geburt des Knaben, die nach sieben Jahren der Kinderlosigkeit erfolgt war, hatte sich diese Hoffnung freilich bescheiden müssen, aber in dieser Zeit der

Seuche wußte keiner, ob er am andern Tag noch mit gesunden Fingern die Sanduhr umdrehen würde. Der Goldschmied fürchtete für sich nichts, denn er hatte ein Amulet, auf dem in einer fremden Sprache ein geheimer Segen eingegraben war. Der Tuchhändler war kaum beerdigt, als die Krankheit auch die Mutter Peters befiel. Jetzt wartete der Goldschmied gierig, bis beide abgestorben wären, und in der Ungeduld wich er nicht von dem Hause seiner Schwägerin, da er aber ein unreines Gewissen hatte, wagte er sich nicht ans Krankenlager, sondern blieb hinter dem einen geschlossenen Flügel des Hoftores auf einem Mistkorb im Dunkel sitzen. Er blieb unbemerkt, als ein barmherziger Mönch die Kranke aufsuchte, und hielt immer die Glieder einer feinen Kette, die er im Gürtel trug, zwischen den Fingern, so daß sie ihm brannten. Er blieb auch unbemerkt, als der Mönch Gebete murmelnd und die Hände in den Ärmeln vergraben herunterkam, aber nun pochte sein Herz vor Freude, denn die Mutter mußte wohl gestorben sein. Das Kind freilich lebte noch, denn er hörte es durch die jetzt offengelassene Türe oben am Ende der Holztreppe schreien. Der Goldschmied stieg, unwillkürlich mit leisen Diebesschritten, hinauf, bekreuzte sich und überzeugte sich mit einem schnellen schlechten Blick vom Tod der Mutter, das Kind sah er munter, gesund und schreiend mit den dicken von Falten eingeschnittenen Beinchen strampeln. Offenbar hatte es Hunger, und da dies dem Goldschmied einfiel, bekam Satan Macht über seinen Willen: Er nahm das Kind, öffnete der Toten das Hemd und legte ihr den Kleinen an die Brust. Das Kind sog, trank, ward ruhig. Der Goldschmied nahm es dann und brachte es seiner Frau nach Hause. Er sah ihre ungeduldigen Augen und antwortete darauf: «Wir müssen zeigen, daß wir für das Kind alles taten, damit uns niemand einen Vorwurf machen kann. Übrigens lebt es gewiß nicht mehr lange« — und erzählte alles seiner Frau. Die packte ein Grausen und wie sie das Kind sah, vermochte ihr mütterliches Herz die Tränen nicht zurückzuhalten.

Unter tausend Leiden barg sie das Geheimnis bei sich, bis sie sich damit tröstete, daß die böse Absicht ja nicht zur Sünde geworden: Denn das Kind gedieh, die Seuche starb ab und Peter wuchs auf wie die drei andern Jungen des Goldschmieds.

Er sollte für das Geschäft herangezogen werden, und der Goldschmied hatte, des Erbes wegen, die Neigung, ihm vor seinen eigenen Kindern den Vorzug zu geben. Doch Peter war von versonnener Natur und ungeschickt, und Josef von Bonn, der damals sein Lehrer war, erweckte in ihm die Lust zum geistlichen Beruf, und vielleicht reizte ihn auch das Erbe. Jedenfalls entstand ein hartnäckiger Kampf des Goldschmieds gegen seine Frau, gegen Peter und dessen Lehrer, und die Frau die zur Vollkommenheit ihrer Seelenruhe Peter ins Kloster wünschte, vertraute sich zuletzt in der Beichte Josef von Bonn an. Dies war entscheidend, und als Josef von Bonn sich in das Kölner Kloster zurückzog, folgte ihm sein Schüler bald dahin nach.

Der Prior meinte nun, daß das an der Mutterbrust eingesogene Pestgift eben erst nach der Profess zu wirken beginne, er sollte sich ja hüten und Gott danken, daß

er bereits im Kloster wäre, wo jeder Schaden gleich ausgebessert werden könnte. Er sehe eine Lebensaufgabe vor sich: Die Pest in seinem Innern auszuheilen, die Seele sei zwar offenbar nur an jener kleinen Stelle, wo sie für die Sünde des Fleisches empfänglich ist, versehrt, aber ausbreiten dürfte sich diese Krankheit nicht. Er unterrichtete Peter in den nötigen Bußübungen und entließ ihn in ungeminderter väterlicher Huld.

Peter kam in seine Zelle zurück. Er empfand seine Sünde als weniger gewichtig, denn wenn er das Pestgift in sich hatte, konnte er nicht mehr so viel dafür, man hätte ihn früher aufklären und zur Vorsicht mahnen müssen. Während er noch betete, Gott möge ihm lange Jahre bis zu seinem Tod geben, damit er in allen Altersstufen mit den härtesten Bußgraden der sündigen Veranlagung zusetzen könnte, hörte er etwas durch das offene Fenster, das ihn aufspringen und hinaussehen machte: Der Koch zerrte die schwarzäugige Frau gefesselt den Gartenweg entlang und gab der hie und da wild und trotzig Aufschreienden manchen Schlag mit der Peitsche, mit der er sonst den Hund traktierte. Das Schrein und noch mehr das Klatschen der Peitsche auf dem Fleisch bewirkte, daß Petern alles Blut ins Gesicht schoß und ein ungheeuerer Schmerz und eine brünstige Sehnsucht nach dem gequälten Weibe in ihm aufbrannten. Aber während die beiden in ein Seitengebäude verschwanden, warf Peter sich wieder hin und betete halbtot um Vergebung und um Kraft, zu überwinden.

Leicht wurde es ihm nicht. Denn sein jugendliches Blut war empört und wenn er sich auch zu den härtesten Bußübungen zwang, so war in der Übermüdung und Kraftlosigkeit danach etwas, was ihm während der Anstrengung als holdes Ziel vorschwebte, die Erwartung einer süßen Hingegebenheit. Dann stellte er sich das schwarzäugige Weib vor mit seinen Liebesgeberden, er aber redete mild zu ihr und zeigte ihr den Weg des Heils, und unter solchen Gedanken pflegte er einzuschlafen. Allmählich wurde das Erinnerungsbild der Frau unsicher und veränderte sich leise, aber das hinderte seine Jugend nicht, sich viel mit ihr zu beschäftigen, nur die Frage, was mit ihr damals geschehen wäre, versagte er sich, und da ihn das zu manchen Stunden, namentlich des Morgens, arg bedrängte, und er doch niemals sprach, hielt er sich für standhaft. Wenn ihn einmal wieder rasende Sehnsucht anfiel, schrie er zum Himmel, warum er denn so viel leiden müßte, und fluchte dem Oheim, der ihm den Samen der Fleischeslust ins Herz gesät hatte, und betete dann wieder, ihm das Fluchen zu verzeihen. Doch schon während dieses Gebets fühlte er wieder seine Andacht zu Rachegedanken verwildern, bis ihm die Erkenntnis kam, daß sein verruchter Oheim niemand anderer als der böse Feind selber war, der uns allen den Stachel der Sünde ins Fleisch gedrückt hat. Und nun beruhigte es ihn, diesen Teufel hassen zu dürfen wie jeden.

Der Prior und seine Ordensbrüder verfolgten seine unermüdliche Bußfertigkeit mit Genugtuung und mit Bewunderung. Eines Tages beauftragte ihn der Prior sogar, vielleicht mit dem Gedanken ihn zu prüfen und zu stärken, mit einer Sendung an ein Kloster nach Leyden. Peter erreichte die Stadt seiner Kindheit, ließ die Er-

innerungen klaglos und unbeteiligt in sich aufwachen und entledigte sich seines Auftrages. Nun mußten dabei die Kirchenbücher nachgeschlagen werden, auch die, die in der Zeit der Pest geschrieben waren: und da zeigte sich, daß in früheren Zeiten, als sich die Todesfälle nicht so häuften, alle Eintragungen von einer kunstfertigen und liebevollen Hand gemacht waren, mit roten Anfangsbuchstaben bei Geburten und Hochzeiten, und wie diese Hand verwahrloste in der furchtbaren Zeit und die Kolumnen schleuderhaft und mit verwischter und verronnener Tinte ohne Unterbrechung und schwer leserlich herunterstanden. Und auf vielen Blättern dieser Verwirrung hob sich nur ein einziger roter Buchstabe ab, und das war das B des Namens Blomevenna. Sich so angezeigt zu sehen inmitten der Zeit des Schreckens diese Liebe zu finden, das rührte den Mönch bis zu Tränen: So hatte man ihn damals nicht blos an die vergiftete Brust gelegt, es lebte damals auch einer, der ihm Liebe erwiesen, und so verließ er am Abend mit guten Gefühlen das Pfarrhaus.

Es war schon ganz dunkel, alle Gassen schwammen in Nebel, aus manchen Fenstern stach ein Licht in den Schleier des feuchten Dunkels. Er ging in der Richtung des Klosters, wo er nächtigte, da trat hinter einem vorspringenden Eck an einem Haus eine Frauensperson hervor, ging eine zeitlang in seiner Nähe mit und rief zuletzt halblaut: »Kennst mich noch Liebchen?« Da er nicht antwortete, ging sie dichter an ihn heran, und er mußte ihr ins Gesicht sehen: sie war schön, und sein Blut begann sich von ihrem Blick zu erhitzen. Er stellte sich jedoch vor, wie er im Kloster dann mit Zufriedenheit auf seine Selbstüberwindung zurückblicken würde. »Hier sind wir«, sagte sie auf einmal und machte einen Schritt auf ihn zu, so daß er stehen bleiben mußte und sich an der schmalen dunklen Türöffnung sah. Da lenkte irgend etwas seinen Fuß auf die Schwelle. »Gib acht, da kommen Stufen«, sagte sie mit merkwürdig sanfter Stimme, »laß dich führen.« Die wohltätige Sorgfalt eines Weibes nahm ihn für sie ein, und Leib an Leib gepreßt wanden sie sich die Holztreppe hinauf. Am ersten Treppenabsatz blieben sie einen Augenblick stehen, und der Mönch fühlte, daß sich im Finstern lautlos eine Tür bewegte, die aber auch nur in Finsteres führte, und es roch nach Fischen. Das Weib murmelte etwas und leitete ihn die nächste Treppe hinauf, als sie oben waren, fand sie gleich die Türe und stieß sie auf. »Was war das?« fragte der Mönch erschrocken, denn es war blitzschnell etwas an seinen Füßen vorbeigestrichen. »Meine Katze war's wohl«, lachte sie leise, schob ihn hinein und zog die Türe zu. »Mach Licht«, sagte er mit klopfenden Herzen, und die Erinnerung an jenen Frühlingstag war in diesem fremden, dumpfen und schwarzen Raum groß und schwer zugegen. Da glomm die kleine rote Flamme auf, und wie er da stand, tauchte ihm aus der Dunkelheit ein übermäßig bleiches Antlitz mit tiefliegenden brennenden Augen und verwirrt hängendem Bart entgegen, aus der Scheibe eines schlechten unreinen Spiegels, und dahinter die gewölbte Mauer eines kahlen Loches. Er begriff nicht gleich, daß er das war, aber wie er sich in seine Augen gestarrt hatte, und sich seine Existenz gleichsam mahnend vor sich gestellt sah, dieses Gesicht, das er nicht kannte, aber er war

es, und war so den geistlichen Vorgesetzten und den Brüdern bekannt, da wandte er sich mit unsäglichem Schrecken um und stürzte hinaus und planlos mit unsichern Füßen die Treppe polternd hinab, und etwas schien hinter ihm zu lachen; und zuletzt fiel er nieder und glitt die Stufen hinunter, wobei sein Kopf an einen Pfosten schlug, so daß er liegen blieb. Es war aber nicht sehr lange, denn die kühle Luft des Freien brachte ihn zu sich; er erhob sich und schritt ohne Ziel die Häuser entlang, die sich aus dem Nebel lösten und wieder darin versanken.

Er bedachte wohl, daß er sich gerettet hatte, und mit seiner eigenen Erscheinung. Aber weh war es ihm, daß er der Versuchung so weit nachgegeben hatte, und er fluchte dieser Stadt, die ihm einmal die Pest nicht ersparen wollte, und dem Oheim, der ihr Anwalt gewesen. Wie er aufsah, erkannte er die Gegend wo er war, der Goldschmiedladen mußte ganz in der Nähe sein. Und da ergriff ihn die Lust, seinem Widersacher in die Augen zu blicken.

Er sah Licht im Laden, pochte und trat gleich ein. Es starrten ihn, um den kleinen Schein einer Lampe geschart, die drei Köpfe seiner Vettern an: alle hatten vom Licht einen gläsernen und zugleich blutigen Glanz im Weißen der Augen, und schwarze Schattenflecke in der einen Hälfte des finnigen Gesichts. Hinter ihrem strähnigen, weißblonden Haar war alles andre in Schatten gehüllt. Schwächlich und kindisch sahen sie aus und hatten in den überfeinen Fingern die Werkzeuge, die sie an kostbare Gesteine legten. Sie grüßten still, der Mönch fragte nach seinem Oheim. Er wäre eben den Augenblick fortgegangen, sie wüßten nicht wohin. Er erwiderte, er käme morgen wieder, machte einen Schritt zurück und fühlte sich bereits im Dunkel, und empfand noch das Nicken der drei Köpfe in dem geisterhaften Lichtkreis ungewiß und unwirklich.

Indem er hinging, suchte er sich zu erinnern, ob er denn auch so ungesund ausgesehen habe, wie die drei Vettern. Er ging nahe an den Häusern, um etwa in einer Fensterscheibe sein Spiegelbild zu erblicken. Aber es war unmöglich und nun kam er an die weitläufige Mauer eines Gartens, die er, auf feuchten Erdreich, entlang schritt. Endlich fiel ihm ein, daß sein Herumgehen in der nebligen Nacht kein Ziel hätte, daß er auf diesem Weg aus der Stadt käme, und so kehrte er unlustig um, es war ihm aber, als hätte er nach diesen Erlebnissen noch nicht alles abgetan. Nach einigen Schritten bemerkte er, daß jemand ihm entgegenkam: zuerst als er die Gestalt nur als dunkle Fläche im Nebel sah, schien es ihm nach dem Gang ein Weib zu sein; beim Näherkommen erkannte er einen älteren Mann, der langsam und wie blind vor sich hin stapfend an ihm vorbei kam. Auf einmal merkte der Mönch, daß es sein Oheim gewesen; des Satans Botschaft an sein Leben, die hier noch im Dunkel um ihn herumschlich. Mit der er fertig werden mußte...

Er kehrte sofort um, trat unwillkürlich mit demselben Schritt wie früher die Dirne vor den Mann und fragte laut: Wo aus, guter Freund? Der Mann blickte ihn zusammenfahrend an, dann legte sich um den verfurchten Mund und in die magern Wangen ein verlegenes Lächeln, und er lispelte: Gelobt sei Jesus Christus. — Dies war dem Mönch ein leiser Vorwurf, er sagte barsch: In Ewigkeit, Amen — wo

führt der Weg hin? Der Mensch sah neugierig vor sich auf die Erde, dann weiter auf den Weg, und dann hob er die Finger, bläulich und verquollen, an den Mund, blies darauf und lächelte ihn schüchtern an: Es ist kalt, eigentlich, und ist doch erst Oktober. — Kennst du mich nicht? herrschte ihn der Mönch an, ich bin dein Neffe Peter. — Im Gesicht des Alten legten sich die Falten anders, voll Unterwürfigkeit, ohne ihn anzusehen sprach er: O welche Ehre, und nahm den Saum von Peters Ärmel und küßte ihn. — Ich geh nämlich ... ich geh nämlich, lächelte er fast flehend, da auf die Wiese am Ende der Mauer, Dortchen mein Enkelkind, Ihr müßt es kennen, das liebe Wesen — so denkt doch, Dortchen, das reizendste Kind unserer Straße mit dem Lachen wie Goldklang und dem Lächeln wie Silberschimmer, Dortchen kennt Ihr doch. Das arme Ding hat den Kopf von ihrem hölzernen Püppchen verloren und hat immer so gedrängelt und so geschmeichelt, ich soll ihn suchen gehn ... und ich such's auch, heimlich, die andern greinen sonst ... habt Ihr die hölzerne Kugel nicht gesehen? — der Mönch wußte nicht, ob er das Geschwätz für Wahnsinn oder für Verstellung nehmen sollte: nach einem Schweigen fragte er leise und drohend: Kanntest du nie ein andres Kind? Hast du nie an einem kleinen Kind einen Frevel begangen? — Dortchen ist so lieb ... murmelte der Alte, und als ob er erst jetzt die Frage verstanden hätte, hob er die Handflächen zitternd in die Höhe seines Gesichts und stieß hervor: Ich nicht, da sei Gottes Schutz vor ... Ich nicht. — Auch an mir nicht, du feiger Hund? — Ich nicht, da sei Gottes und aller Heiligen Schutz vor. Den Mönch machte es irre, daß der Mensch so hilflos und so verstockt zugleich war, er wandte sich mit verachtender Geste zum Gehn, der Alte drehte sich halb nach ihm um und murmelte ihm nach: Ja. Ja ... Über diese Laute quoll die ganze Bosheit in Peter auf, er sprang zurück, faßte mit der Linken den Mann an der Brust, mit der Rechten zog er den Dolch aus dem Gürtel des Alten, streifte die Scheide ab und stieß ihm das Eisen in das Herz. Jener griff mit beiden Händen hin und faßte röchelnd nach dem Griff der Waffe, indem Peter aber dem Stürzenden ins Gesicht sah, erkannte er mit Grausen dieselben Züge, die er bei der Dirne im Spiegel gesehen hatte. Der Körper lag auch schon dunkel und noch sich leise rührend da. Mit Entsetzen floh der Mönch, mehr vor dem Blendwerk, als vor der Tat. Es fröstelte ihn, dann schüttelte es ihn eisig am ganzen Körper. Er lief und erreichte das Kloster und suchte sich am Portal zu fassen, bis ihm auf sein Anläuten aufgetan wurde.

Vor dem Einschlafen bekannte er Gott seine Schuld, vertraute ihm aber auch an, daß es eine Tat gewesen, mit der er dem Satan zusetzte, und die opferte er dem Herrn auf, ebenso wie sein ganzes Leben, das ja nun wohl befreit und ruhiger verlaufen müßte. Noch vor Tag machte er sich auf die Heimreise und wanderte betend und die Deutung all der wunderbaren Gesichte Gott überlassend dahin, und es wurde ihm wohl, wie der Tag sich erwärmte und die Bauern, untersetzt und knoperig, breit grüßend an ihm vorbei zur Stadt wanderten, dann auf dem flachen sumpfigen Land die gefleckten Kühe weideten und eine derbe Hirtenmelodie aus Gehegen zu ihm drang. Seine Straße war dann von hohen Bäumen begleitet,

die alle durch den Wind einen ungeraden Wuchs bekommen hatten, und ein schnurgerader Bach lief längs der Felder mit. An einer buschigen Stelle, das Herbstlaub lag teils auf dem Boden, teils hing es vereinzelt und wie vergessen an den schwarzen Ruten, dort also wollte er sich erfrischen und den Schweiß von Gesicht und Brust waschen. Aber da er das Unterkleid öffnen wollte, spürte er, daß es auf der Brust klebte und jetzt schmerzte. Verwundert gewahrte er, daß er über dem Herzen eine Wunde hatte. Wie tief sie war, konnte er wegen des gestauten Blutes nicht abschätzen, und wie viel Blut er verloren hatte, wußte er nicht, er fühlte sich durchaus bei Kräften und jetzt um so frischer, als er mit voller Zuversicht, ein Wunder sei an ihm geschehn, fortwanderte. Er ließ die Kleider über der Wunde und beschloß, sie nicht anzurühren noch jemand um Heilung anzugehn, denn Gott hatte ihn offenbar nach der Stadt gesendet, damit ihm dort Wunderbares begegne, die leise winkende Aufzeichnung im Kirchenbuch, die ihn an seine Kindheit mahnen sollte, die Dirne, die Vettern, die ihn an sich selbst erinnern sollten, und der Angriff auf den Satan, damit das ungesunde Blut aus ihm ausfließen könnte. Er war nun sicher, daß die Begegnung mit dem Oheim nur ein Spuk gewesen und daß jener noch lebte. So kam er mit dem Bewußtsein, er wäre keiner Versuchung mehr ausgesetzt, nach Köln zurück. Der Prior freute sich seiner heiteren Stimmung, fragte aber nicht.
Es vergingen nur wenige Jahre, da starb der Prior Josef von Bonn, und Petrus a Leydis wurde einstimmig zu seinem Nachfolger gewählt, und ein Jahr später schon wählte man ihn auch zum Visitator der rheinischen Provinz. Dieses Amt übte er mit besonderem Genuß aus. Denn wenn das Frühjahr erwachte, fühlte er die Notwendigkeit in sich, hinauszugehn und nach dem Rechten zu sehn, manchmal merkte er es aber sich selber an, daß es ihm außer der Lust, die geistliche Pflicht zu tun, auch eine Lust war mit Menschen in Berührung zu kommen, doch immer war es nur ein Drang ihre Züge scharf zu betrachten und danach ihre Wesensart zu beurteilen. Er kam zunächst viel in die Pfarreien der Dörfer und kannte den Frieden auf den Gesichtern der alten Priester, und der war überall der gleiche und erinnerte an die Wintersonne über Schneefeldern, und die Lüsternheit in den Zügen der jungen Pfarrer, die hatte sich in jedem Gesicht anders herumgetrieben wie ein Windwirbel die abgefallenen Blätter zu immer neuem Tanze peitscht. Aber er sah sie nur an und ermahnte sie mit Worten der Heiligen Schrift, er meinte zwar bei sich, daß die nichts vermöchte über dies Fleisch und diese verlangenden Augen, aber eigene Worte in diese Gesichter zu sprechen, geziemte ihm als Karthäuser nicht.
Aber auch viele andere Menschen schaute er an, und besonders oft ging er in die Hospitäler. Denn da trat in den Zügen der Sterbenden die Sünde heraus, daß der Priester sie wegfinge wie die Fliegen, die die Einschlafenden unaufhörlich belästigten: Die blutigen Landsknechte, die Krüppel und Bettler und die Hurer in allen Ländern gaben aus verdrehten Augen und aus zuckenden blauen Lippen ihre Schuld her und die armen verkümmerten Jungfrauen starben mit ächzender Sehnsucht nach Erlösung, und die Genesenden hockten wie eine Schafherde um das geöffnete

Fenster gedrängt, weil von unten der Geruch aus der Klosterküche aufstieg, wo man die festlichen Gerichte für den verehrten Visitator bereitete.
Und was sah er nicht alles auf den Landstraßen, in den frechen Gesichtern der wandernden Studenten, in den listigen Blicken der Scherenschleifer, in der Kopfhaltung der blinden Bettler, die aneinander hingen und deren Augen dem Ausgeronnenen eines Eies glichen, und in dem mutigen bärtigen Mund der geworbenen Söldner, die nach Frankreich zogen unter Trommelwirbel mit männlichem Schritt. Und jeder Handwerker, der ihn in Städten aus Fenster oder Halbtür grüßte, hatte sich seinen Ausdruck aus dem Eifer der Arbeit angewöhnt und behielt einen Teil davon zurück, wenn ihm die Pfeife vom Mund baumelte, wenn er einen auf dem Pranger oder ein aufgeführtes Nashorn angaffte, oder wenn er vom dicken Bier besoffen war. Mit den Gelehrten aber und Schreibern in ihren Roben hatte er nicht so gern zu tun, sie waren überaus hochmütig und trugen im Antlitz ein unentwirrbares Gemenge ihrer Süchte, Askese und Lüste zur Schau. Eine weise Freude hatte er an den ehrbaren Blicken der ältlichen Bürgersfrauen, und entschuldigte das Kupplerische an ihnen wie das Neugierige an den schämigen Gänschen.
Dies war seine Tätigkeit in der schönen Jahreszeit. Im Winter aber blieb er in der Karthause und verfaßte Schriften, in denen er zur Enthaltsamkeit anleitete, er überwachte den Druck der Bücher und sorgte dafür, daß sie mit schönen Holzschnitten geziert würden. Und an stillen Abenden betrachtete er sein Leben. Wenn er jetzt auf seinen Visitationen nach Leyden käme, würde sich dort bestimmt etwas zutragen, und es schien ihm ausgemacht, daß er mit dem Oheim und mit sich selbst zu tun haben müßte. Denn sicher lebte er noch, die Wunde, die über der Brust des Priors eine dunkle Narbe hinterlassen, hatte nie in das Herz des Alten geführt, und Gott würde ihn sicher nicht abberufen, ehe er den Prior noch gesehen. Einmal müßte er wieder nach Leyden reisen, aber indem er es möglichst lange hinaus schob, meinte er dadurch dem Leben des Oheims Dauer zuzulegen und ihm so Gutes zu erweisen. Dennoch fand er, müßte er sich auf den Besuch vorbereiten, und sich selbst sehr genau kennen, sein Gehaben, sein Gesicht und seinen Ausdruck, damit er sich nicht mit dem Oheim verwechseln könnte. Und so gab er zuletzt einem kölnischen Meister, der lange in Venedig und Frankreich gelernt, den Auftrag, eine ganz kleine geheime Zelle an den zwei Wänden, die nicht von Türe und Fenster unterbrochen waren, mit großen Spiegeln zu versehen.
Der Meister war fort, und nun kam ein ängstlicher Augenblick, da der Prior die Türe langsam und herzklopfend öffnete, und rasch noch eine Miene annahm, wie er sie den Beichtenden zu zeigen pflegte. Schwer atmend stellte er sich vor den Spiegel auf. Er sah einen Menschen, der ihm ganz fremd war. Er blickte ihn prüfend an, Einzelheiten von tausend Gesichtern schwebten ihm vor, und hier stand vor ihm einer, der das Aussehen eines vollkommen Verworfenen hatte. Die unstäten Augen des Irrgläubigen, die Lippen des Wollüstigen, die Mundwinkel des Lügners, der Bart des Mörders, die Stirne des Unbußfertigen und Verstockten. Der Hang der vom Alter scharfen Nase aber trug den Ausdruck eines, der die

andern Menschen zum bösen bringt und ihre Seelen verdirbt, so daß das geistliche Gewand zu tragen Verrat war. Er öffnete es und entblößte die Brust. Das Spiegelbild war unverwundet.

Aufschreiend vor Grauen sank der Prior in die Knie und stammelte Gebete, der Sünder im Spiegel mit ihm. Aber dieser Mensch tat es so, daß es kein Erbarmen rege machen konnte. Er erweckte allen geistlichen Aufschwung, er ließ sein Gebet anschwellen von Inbrunst, daß es ihm selbst anstieg wie Orgelklang, und wenn er dann geduckt wie ein Knecht das Spiegelbild anschielte, fand er, daß aus einem, der so kniete und so die Hände rang, kein Gebet austreten könnte, das zur Erlösung führte. Wenn Gott in diese Zelle blickte, wendete er gewiß sein Auge mit Abscheu wieder fort von diesen Anblick, und mit ihm der Sohn, und mit ihm der heilige Geist, und die Seligen und die Märtyrer schüttelten die Häupter, daß ihre besonnten Scharen wogten, wenn er ihre Namen in fliegenden Litaneien aufrief, für ihn fürzubitten. Die kühle Abendluft, untermengt mit Geruch von verfaulenden Laub und Herbstdunst weckte ihn zuletzt aus seiner Apathie, und im Spiegel nur mehr eine dunkle Gestalt unterscheidend, machte sich der Prior fort.

Doch das Gebet war das einzige, was er hatte, und täglich zwang er sich mehrere Stunden hindurch andachtsvoll in jener Zelle zu verweilen. Er schloß Bekanntschaft mit dem Spiegelbild, er gewöhnte sich daran, aber ohne su einem andern Urteil über den Menschen zu gelangen. Und bald fühlte er sich auch außerhalb der Zelle so aussehen, spürte er sich so bewegen wie dieses Spiegelbild und wußte nun nicht mehr, ob er früher der gleiche war oder ob er dazu gekommen war, die Art der Gestalt im Spiegel anzunehmen.

Endlich aber, da er dem siebzigsten Lebensjahr nahe war, erkannte er, daß es an der Zeit war für einen guten Wirt des Lebens, nun die Zeche zu machen, und er vermeinte, wenn er sich nun wieder begegnen würde, müßte er sich unverweilt erkennen, auch wenn er sich im Nebel sähe. Und gegen den Herbst zu war es, daß er sich zur Reise nach Leyden entschloß und dort alles Wissen um die sonderbaren Zufälle versammeln und auf ein neues Zeichen warten wollte. Er entsendete vorläufig einen jüngeren Bruder in die Stadt, um Nachrichten über den Oheim einzuziehen. In der Zeit des bänglichen Wartens wurde der Prior ganz schwach. Endlich an einem klaren Abend kam der Bote zurück und brachte die Nachricht, daß der Oheim sich vor langen Jahren in einer nebligen Nacht an einer Gartenmauer selbst entleibt hatte.

Der Greis erkannte, daß sein alter Geist dies nicht mehr verstehen konnte, und daß die Kraft aller Gebete abgewetzt war, hier hinein Klärung zu bringen. Er tappte im Dunkel des Ganges der geheimen Zelle zu und schien sich voll Schrecken auf einmal erblindet. Aber nein, das war ja nur die innere Wirrnis und das nahe Sterben. Und wie der Schlüssel im Schloß erbittert aufkreischte, spürte sich der Prior an der Schwelle stehen und wußte nicht, wohin er ginge, und daß dieses sein Hinscheiden ins Ungewisse dasselbe war, wie vor langen Jahren die schwarzäugige Frau in etwas Unbekanntes abgeführt worden, wie auch vor vielen Jahren der tote

Körper bei Nacht, tief im Nebel, an einer feuchten Mauer gelegen und ins Rätselhafte vergangen war. Da trat er vor den Spiegel und erkannte seinen Oheim. Gerade und unbeweglich stand er Aug in Auge mit seinem Widersacher, der aber war der mächtigere, denn hinter ihm sah er, nur wenig beschnitten durch den Fensterrand, den Nachthimmel, violenblau und besät mit den ewigen Figuren der Sterne, die aus dem klaren Glas glitzerten mit einer Bedeutung, als wollten sie gar nicht anders gestellt sein als um diesen Mann. Blindheit konnte es nicht sein, dies so scharf zu sehen. Und der Oheim schob das Kleid vom Herzen weg und zeigte eine frische Wunde, aus der ein Blutstrom schoß. Der Prior fiel lautlos hin, und die Mönche fanden ihn zuletzt in seinem Blute schwimmend.

Sie brachten ihn auf sein Lager. Er kam wieder zu sich, aber die Augen öffnete er nicht mehr. Das brauchte er auch nicht, denn er sah sein ganzes Leben vor sich geordnet wie durch die kleinen Wege ein lieblicher Garten geordnet ist. Aber neben sich auf demselben Ruhebett fühlte er den andern liegen, den er haßte, und es war auch gar nicht Platz für zwei. Es war der Wunsch in ihm: Nur der soll weg, nur der soll nicht neben mir liegen. Er hatte aber keine Kraft, mit ihm zu ringen und ihn vom Bett zu stoßen, sondern fühlte, daß seine Hände auf der Decke lagen und kalt wurden, bis sie nicht mehr ihm gehörten, daß aber dafür eine andere Kraft, gegen die es keinen Widerstand gab, den andern angefaßt hatte und ihn nicht mehr losließ, so sehr er auch keuchte und röchelte. Und wie freute es den Prior, daß diese Kraft den andern hob und schon sah er ihn über sich liegend schweben, und indem er Dank empfand, daß er von ihm befreit war, streckte er sich aus und war tot. Die Mönche aber standen, wie Kerzen um den Altar, an seinem Bette, ernst tonsuriert und unbeweglich.

Dieses ist der Lebenslauf Peter Blomevennas, genannt Petrus a Leydis. Ich selbst habe ihn aufgeschrieben, diesen Schluß schrieb ich am 6. Dezember 1907, und wiederhole heute am 10. Jänner 1908: Wenn mich einer fragt, wo liegt in diesem Leben Sünde und wo Entsühnung, wo Frevel und wo Heiligkeit, so wüßte ich nicht mit dem Finger darauf zu zeigen. Denn diese Namen gelten nicht für den, der eingefangen in seinen Gott hinschreitet wie innerhalb der Linie eines Kreises. Und ich selbst bin in mein Schicksal verstrickt, und noch andere haben daran Teil, und wo ich mich über dieses Geschick zu erheben glaube, dort werden gewiß andere Fallen gestellt sein, und der selbst greift in sie hinein, der die gefalteten Hände an die Lippen hält. Die Worte der Erlösung aber sind beim Herrn, Amen.

NOTTURNO

Nun weht der Abend um das Haus,
Ich horche ernst bewegt hinaus
Wie auf ein Freundeswort:
Ihr alten Bäume, rauscht nur fort,
Ihr Lichtlein blinkt nur hier und dort,
Es zieht so wunderbar mich fort,
Als stünde ich an Schiffes Bord
Und bin doch ganz zu Haus.

Was du am Tag gesammelt hast,
Am Abend wird es dir zur Last,
Da kommt der Schlaf, der stille Gast,
Zu jedem Menschenkind.
Er spricht: Nur, dem sein Tun zerrinnt,
Nur der sich selbst verliert, gewinnt
Die Freuden, welche ewig sind
Und wird der Götter Gast.

Dein Herz, wie wird es umgekehrt!
Es wird so grausam-süß versehrt,
Und dennoch tausendfach vermehrt
Durchströmt es dein Gebein.
Es haucht die Nacht: Lieb Knabe mein!
Es zieht die Erde dich hinein
In ihr geheimstes Kämmerlein
Und letzet dich mit Brot und Wein,
In ihrem Schoße schläfst du ein,
Wie's Feuer auf dem Herd.

Auch Liebchen, was dein Herz erfreut,
Das liegt nun sinnlos hingestreut:
Zur leeren Hülle wird das Heut,
Sobald dein Äuglein ruht.
Dein allerschönster Federnhut
Der schwimmt nun fern auf dunkler Flut,
Es nistet wunderliche Brut
In deinem seidnen Kleid.

Oh Nacht, nimm alles was ich hab',
Nimm hin mein Schwert, zerbrich den Stab,
Arm will ich gehn zu ihr hinab,
Der ich mich ganz ergab.
Arm will ich in die Tiefe gehn,
Da wird ein schneeweiß Bettlein stehn,
Durchgrauset ist's und dennoch schön
Bei einer Kerze anzusehn,
Halb Wiege und halb Grab.

Bald ist's, bald wird die Tiefe rufen,
Dann öffnen tausend goldne Stufen
Wie in ein wunderbares Grab
Zu dir, Geliebte, sich hinab.
Oh goldne Stufen, voll Verderben!
Oh tausendfaches heiliges Sterben!
Oh Luft voller Dolche und Schlingen!
Oh Grab voll Weinen und Singen!
Engel der Tiefe schaue mich an,
Lächle nur, so ist es getan,
Schließe mich nur, mein schweigsamer Schwan,
In deine weißen, weichen heiligen Schwingen!

LIEBESLIED

Ich weiß einen Rosengarten
Voll wonniglichem Duft,
Gefärbt ist von den zarten
Rosen Licht und Luft.
Darin spaziert,
Geputzt, frisiert,
Die Frau, die alle Wege ziert.

Ihre Äuglein liebkosen
Mein Herz so lind und weich,
Um ihrer Wange Rosen
Sind meine Wangen bleich.
Küßt sie mich,
So taucht sie sich
In mein Blut, herzinniglich.

Es geht ein holdes Schweigen
Ihr immerdar zur Hand.
Voll Engeln, welche geigen,
Wölkt sich ihr zart Gewand,
Scham ist ihr schönstes Kleid,
Ihr Mund ist Herzeleid,
Ich küß' ihn wohl in Ewigkeit.

DAHEIM

Windschiefer Pappeln Straße!
„Harhüh!" Peitschenknall!
Ewig knarrende Wagen!
Feldarbeit überall!

Aus tiefem Grün ragt die Station.
Bingbang! geläutet hat es schon.
Gras wächst auf den Schienen,
Roter Mohn zwischen ihnen.
Alle hundert Jahre kommt ein Zug
Und bringt fast jedesmal Besuch.
Ein Bauer und ein Schneider —
Der Zug kann kaum weiter —
Wird ein alter Geisbock vorgespannt,
So geht es herrlich durch das Land.

Bimbim bim!
Gebt acht, sonst geht es schlimm! — — —
Verschwunden hui! ist schon der Zug.
War's etwa gar nur Sinnentrug?
Und grüne Stille wie vorher —
Jetzt schwankt ein rascher Taubenflug
Hin übers Feldermeer . . .

FRANZ BLEI: DREI BRIEFE AN EINEN JUNGEN MANN

Sie erweisen mir die Ehre, mich zu Beginn Ihrer schriftstellerischen Laufbahn um Rat zu fragen, wie Sie solche am besten und aussichtsvollsten ins Werk setzen könnten. Und fügen gleich hinzu, daß Sie nicht auf das Erträgnis Ihrer literarischen Arbeit angewiesen seien und sich in ausgezeichneten Vermögensumständen befänden. Das habe ich vorausgesetzt. Denn ich halte Sie für einen vernünftigen Menschen, der weiß, was er will. Mittellos wären Sie nie auf den Gedanken gekommen, Schriftsteller zu werden und mich um Rat zu fragen, den ich Ihnen unter diesen Umständen um so weniger vorenthalten will, als ich mir für einen reichen und aufgeweckten jungen Mann heute keine bessere Verwendung seiner freien Zeit denken kann, als in der Literatur. Ich weiß alles: Sie haben ein kleines Amt im Ministerium mit sicheren Aussichten auf rasche Beförderung, verkehren in guten Häusern, lassen beim besten Schneider arbeiten, beziehen Ihre Wäsche aus Paris, essen abends im Club, machen die Unsitte des Caféhausbesuches nie mit, lesen alle neuen Bücher in den Luxusausgaben — ich sehe also nicht ein, warum Sie nicht auch schreiben sollen. Zudem, da Ihnen die Berühmtheit sicher ist, Talentlosigkeit vorausgesetzt. Denn Talent, und wäre es auch nur ein ganz kleines, würde Ihnen Schwierigkeiten machen. Mit Talent kann es Ihnen passieren, daß Ihnen die reifen Früchte Ihres Ruhmes aufs Grab fallen, und Sie wollen doch vernünftiger Weise diese Früchte noch bei jungen Jahren selber pflücken. Talent führt zur Vereinsamung, und Sie sind eine gesellige Natur. Halten Sie sich also nicht mit Talent auf. Solange andere eines haben, brauchen Sie selbst keines. Was Sie brauchen, sind Talente, und daß Sie die haben, davon bin ich überzeugt, und mein Rat besteht nur darin, Sie zu erinnern und Ihnen den rechten Gebrauch zu weisen. Vor allem: nennen Sie sich nie Schriftsteller oder gar Literat, einmal weil das später Ihre Gegner — man lebt, also hat man Feinde (welche Gegner übrigens alle reiche junge Leute wie Sie sein werden) — ohnedies und mit verächtlichem Accent tun werden, und dann weil es heute nicht chic ist, dem was man als reicher junger Mann treibt jene Wichtigkeit eines Berufes zu geben, daß daraus eine Bezeichnung sich ableitet. Schriftsteller — das Wort ist so gemein wie Zeitungsschreiber, so ridikül wie Dichter, ist der Inbegriff ganz schlechter Manieren, lächerlicher Schulden, übelster weiblicher Beziehungen. Darüber gibt es an Gemeinheit nur noch die Bezeichnung Literat, eine strafrechtlich zugelassene Umschreibung für Zuchthäusler. Merken Sie sich das für Ihre spätere kritische Tätigkeit. — Sie haben einen netten Vornamen, nicht zu banal, nicht zu gespreizt, Sie haben einen passablen, nicht jüdisch klingenden Familiennamen, sind Dr. jur. und im Ministerium. Das genügt vollkommen. Lassen Sie sich nach wie vor tadellos anziehen, tragen Sie das Gesicht rasiert, erhalten und erweitern Sie sich die Beziehungen zu guten, möglichst adeligen Häusern, und vermeiden Sie die Bekanntschaft von, verzeihen Sie, Kollegen wie die Pest. Ich meine natürlich die unberühmten Kollegen und alles, was man Literat nennt. Denn die Berühmten kennen zu lernen, das muß Ihre heimliche Sorge sein bei Tag und Nacht. Da schreiben Sie mir, Sie hätten Ihr Jahr

bei demselben Kavallerieregiment gedient wie Herr von Hofmannsthal. Schon daraus, daß Sie mir das schreiben, war mir klar, daß Sie es weit bringen müssen. Sie fühlen bereits, daß dieser Zufall ein Stück Ruhmkapital ist, ein erstes Eisen im Feuer. Nehmen wir beispielsweise an, Herr von Hofmannsthal muß einmal weil er zufällig in der Stadt ist und aus irgend einem Grunde bei Dehmel den Thee nehmen. An diesem Tage und zu dieser halben Stunde müssen Sie auch bei Dehmel sein und Herrn von Hofmannsthal begrüßen, als Regimentskameraden natürlich nur und nur mit Hutziehen. Des abends sagen Sie dann so nebenbei einmal in der Gesellschaft — und Sie müssen an dem Abend in Gesellschaft —: »Ich habe heute mit Herrn von Hofmannsthal beim Dehmel...« Lügen Sie nie! Halten Sie sich strenge an die Tatsachen. Geben Sie ihnen nur das Licht, das Sie wünschen. Auf solche Weise werden Sie die in Ihrer Stadt lebenden berühmten Männer bald alle persönlich kennen und sie Sie. Aber sonst: Haben Sie einen guten Freund, der auch Schriftsteller werden will, so treffen Sie sich mit ihm nur ganz im Geheimen, oder geben Sie, sicher ist sicher, diese compromittierende Freundschaft sofort auf, rücksichtslos. Man darf Sie nicht in einem Rudel sehen. Und gymnasiale Rückfälle in Gemeinschaften der Ideale sind für einen Reserveleutnant lächerlich, für einen angehenden Schriftsteller schädlich. Denn Sie müssen diese erste Etappe Ihrer schriftstellerischen Existenz mit äußerster Diskretion leben, nur wie ein ganz blasses, scheues Gerücht darf es eine Dame einer andern sagen, daß man glaube, Sie dichteten. Niemand wird bei Ihren tadellosen Manieren und Ihrem ganz korrektem Anzug so taktlos sein, Sie direkt daraufhin zu fragen. Aber daß etwas los ist müssen Sie schon merken lassen, etwa mit plötzlicher schwer gemeisterter Zerstreutheit in Gesellschaft oder damit, daß Sie sich allein an entlegenen Orten sehen lassen, wovon man durch dritte erfahren muß und wohin Sie sich selbst unter den größten Qualen der Langeweile begeben. Nuancen, Verehrtester! Sie müssen einfach Ihrem Leben, das Sie führen wie jeder andere Ihres Kreises auch, die Nuance geben, kaum merkbar aber doch anders bestimmend. Der Aufenthalt in einem Sanatorium ist ein zu grobes Mittel und heute, wo das Müde nicht mehr die Mode Ihrer Kreise ist, veraltet und blöde. Sie markieren besser englisch-sporthafte Gesundheit, auch wenn Sie einen chronischen Magenkatarrh haben sollten. In Gesellschaft weichen Sie allen Gesprächen über Kunst ostentativ aus. Müssen Sie sich aber äußern, so sprechen Sie bei der Skulptur begeistert nur von den Ägyptern, bei der Malerei begeistert nur von den Malern des Settecento (welchen Blödsinn man originell finden wird), bei der Musik begeistert nur von Orlando (merken Sie sich ein paar Opustitel), bei der Dichtkunst begeistert nur von den späten Lateinern, bei der Architektur sagen Sie meinetwegen Messel. Sie können aber auch eine oder mehrere Künste prinzipiell ablehnen. Die Begeisterung versteht sich bestimmt aber gemessen, unter Vermeidung enthusiastischer Vokabeln. Die modernen Dichter billigen Sie mit Zurückhaltung, geben an allen aller Richtungen etwas Gutes zu, lassen aber durchblicken, daß sie Ihnen samt und sonders gar nicht in eigentlichen Betracht kommen. Politisch seien Sie indifferent. In Hinsicht auf die

Wissenschaften empfehle ich Ihnen den Grundsatz: Was man nicht weiß, ist sicher noch dümmer als das, was man weiß. Schließlich müssen Sie etwas drucken lassen. In zweihundert Exemplaren auf Ihre Kosten. Davon im nächsten Brief.

Was ich Ihnen, verehrter Herr, im andern Briefe schrieb, betraf einiges Ihres äußeren Lebens, Ihre Aufmachung sozusagen (um Ihre Existenz in einem Worte zu nennen), war die Lehre von der auffälligen Unauffälligkeit, von der anmaßenden Bescheidenheit, von der Zurückgezogenheit, die überall ihre Fühler hat, von der Harmlosigkeit, die immer auf dem Sprung ist. Ich gab Ihnen einige Vokabeln in Ihr Kaleidoskop, nun drehen Sie es bitte und lassen die Leute durchschauen, aber nicht sich durchschauen. Sie sind manchmal etwas absonderlich, aber immer comme il faut, nehmen öfter mit H. v. H. den Thee und grüßen im Theater etwa vage nach der Richtung hin, wo Herr Arthur Schnitzler sitzt, den Sie natürlich dazu gar nicht zu kennen brauchen und er Sie nicht, und sagen zu Ihrer Nachbarin in der Loge: »Der gute Schnitzler wird immer dicker.« Aber sagen nicht etwa, Sie wären gut befreundet mit ihm, denn die Dame könnte Lust bekommen, durch Sie Herrn Schnitzler kennen zu lernen. Ich sagte Ihnen schon: nie lügen! Immer nur so tun. Ihre Rede muß immer so sein, daß der Zuhörer das für Sie Angenehmste mit Ihrer leichtnickenden Nachhülfe heraushören kann, aber auf seine Kosten und Gefahr. Sie müssen leichten Herzens in der schwierigsten Situation fragen können: ‚Habe ich je gesagt, daß ...?' Von der Freiheit, die Sie sich damit Ihrem späteren kritischen Tun vorbehalten, gar nicht zu reden. Wie die Dinge jetzt liegen und auch später liegen werden, dürften weder Herr von Hofmannsthal noch Herr Schnitzler je den Wunsch haben, Sie persönlich kennen zu lernen. Es genügt, daß Sie die Herren auf Ihre Weise persönlich kennen. Außerdem kennen Sie Peter Altenberg auf jede Weise persönlich, denn P. A. kennt jeder, da er in Ihrer Stadt eine öffentliche Einrichtung ist. Lassen Sie es sich mit ihm genügen. — Wenn ich kurz noch nachhole, daß Sie das Bekanntwerden Ihrer wirklichen Liebesaffairen durchaus vermeiden müssen — Frauen und Kammerdienern ist nichts heilig —, dafür aber Ihre fingierten Verhältnisse, so weit sie ganz außer der Kontrollierbarkeit durch Ihre Gesellschaftsklasse, also in höheren Kreisen, stehen, unter der Hand verbreiten — seien Sie sehr mäßig —, glaube ich nur so Geringes im Bereich Ihres äußeren Lebens vergessen zu haben, wie daß Sie z. B. nicht rauchen, nie von Wilde oder was gerade der Tagesenthusiasmus ist reden und im allgemeinen, so schwer es auch einem jungen Mann wird, lieber zuhören sollen. Mit einem gut dreinschauenden Kopf schweigen, wenn über große Dinge gesprochen wird, bringt den guten Kopf oft in den Ruf, größer als die großen Dinge zu sein. Schweigen hat immer etwas Bedeutungsvolles und blamiert nie. Französisch sprechen Sie, im Englischen lernen Sie noch hundert Vokabeln über das hinaus, was man beim deutschen Tennis braucht, italienisch behaupten Sie lesen, aber nicht gleich gut sprechen zu können, birmanisch treiben Sie als Liebhaberei.
Ihr Bücherl in zweihundert Exemplaren ziehen Sie, kaum daß es erschienen ist, sofort aus dem Handel, schreiben in jedes Exemplar eine beziehungsvolle Widmung

an die genanntesten Autoren Europas und schicken es Ihnen eingeschrieben mit der Adresse des Absenders und dem handschriftlichen Vermerk »nicht mehr im Handel.« Den Sendungen an die berühmteren deutschen Autoren geben Sie auch noch einen Brief bei, der den Empfänger zu irgend einer Antwort mit jedem Satze reizt. Nach diesem ersten Schlag verlassen Sie sofort die Stadt, wie in Scham darüber, daß Sie durch das Buch Ihren bisherigen Ruf als europäischer Gentleman schädigten. Deuten an, daß drängende Freunde die Schuld an der Veröffentlichung trügen, an die zu denken Ihnen bei dem heutigen Tiefstande unserer Dichtung nie auch nur im Schlafe eingefallen wäre. Und Sie hätten ja auch sofort die ganze Auflage einstampfen lassen. Dies und ähnliches schreiben Sie auf dem wappengezierten Briefpapier eines Bekannten, zu dem Sie sich für die vierzehn Tage zur Jagd einluden, an ein paar Leute, von denen Sie genau wissen, daß sie überall hinkommen und aus Mangel an eigenem fremde Bagatellen mit großer Wichtigkeit erzählen. Vergessen Sie nicht: immer noch sind Sie der keusche Amateur, wenn auch bereits mit einem wortlos zugegebenen Stich in den Berufenen, irgend was an Ihnen, im Gang, in der Haltung, in der Kravatte, muß dieses Geständnis unbefragt machen. Sie müssen diskret merken lassen, wie heftig Sie sich noch gegen das Dichterische, das in Ihnen ist, sträuben. Wie es aber doch stärker ist als all Ihr gegensätzlicher Wille, wie es eben eine Elementarkraft ist, gegen die sich nichts machen läßt, wie es sich eben als das eingeborne Genialische durchsetzt, wobei Ihnen nur dies zu tun bliebe, die Korrektheit der guten Manieren, die Haltung zu wahren. Jetzt müssen Sie Kampf markieren, um später Sieg markieren zu können, jetzt müssen Sie tun als ob eine Gleichgewichtsstörung wäre, um später eine prachtvolle Ausgleichung zu finden. Jetzt muß der Grundton sein: »Was soll ein Dichter in dieser Zeit! Wir wollen das Leben!«, wozu sich später die Tonica ergeben muß: »Ich habe die Fülle des Lebens, ich bin der Dichter.« Ohne es noch bestimmt auszusprechen (das kommt später) sind Sie sich Ihres einzigen Wertes jetzt schon ganz bewußt, aber Sie wollen nur nicht in dieser elenden Zeit der Scribenten u. s. w. sich auf den Markt stellen. Haltung! Üben Sie Haltung ein wie vorher die Nuance! — Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie mit sich allein während all dieser Zeit sehr viel zu tun haben und sich keineswegs ausschließlich dem kindlichen Genusse hingeben dürfen, das ledergebundene Handexemplar Ihres Bücherls von vorne und von hinten immer aufs neue zu lesen und zu liebkosen. Sie haben es verschickt und viele Briefe an Berühmte geschrieben. Es sind gute Leute darunter, besonders unter den älteren, die Ihnen antworten werden, danken, andere werden nicht antworten, einige werden vielleicht das Buch zurückschicken. Führen Sie eine genaue Liste darüber. Danken Sie den einen für das Danken in längeren Briefen leicht intimen, aber immer respektvollen Charakters. Fragen Sie die andern, ob sie Ihr Buch bekommen haben. Neben die dritten machen Sie ein Kreuz: die nennen Sie in Ihren späteren Kritiken unbedingt Literaten. Schreiben Sie den einen, es würde Sie glücklich machen, ein Urteil des verehrten Meisters über Ihr Buch öffentlich wo zu lesen, und sagen Sie ihm gleichzeitig, Sie bereiteten einen längeren Aufsatz über ihn vor, der dort und

dort (nennen Sie eine große Zeitschrift) erscheinen würde. Unter den guten älteren schon ganz vertrottelten Herren gibt es immer ein paar, die nach Ihrem fünften, sechsten Brief nachgeben und ein paar Zeilen über Sie in Druck gehen lassen. Dies gibt Ihnen das Recht zu einem intensiven Briefverkehr mit den Betreffenden, deren Antworten auch ruhig ausbleiben können. Von Zeit zu Zeit schreiben Sie auch jenen, die Ihnen nie geantwortet haben, man kann nicht wissen, ob sie es nicht doch einmal tun. Herrn von Hofmannsthal, der Ihnen natürlich auch nicht geantwortet hat, sprechen Sie nun ruhig auf der Straße an. Er muß Sie fünf Minuten zu ihm sprechen lassen, was genügt. Dann: »Hofmannsthal sagte mir neulich...«
Und schon bereiten Sie ein neues Buch vor.
Ich weiß, Sie werden mir nicht die einfältige Frage stellen, was in diesen Büchern drinstehen soll. Über diese Nebensache ist sich heute jeder klar, der wie Sie auf den literarischen Ruhm ausgeht. Ganz allgemein würde ich Ihnen zu Versen raten, weil die leichter herzustellen sind als Prosa. Ob Sie Ihre Verse den neuen Dichtern ablernen oder den alten hängt davon ab, was Sie leichter treffen. Machen Sie es sich um Gotteswillen nicht schwierig. Dichter, die wie Heine ganz den Feuilletonisten gehören, sind natürlich ausgeschlossen, aber Klopstock, die Oden, dürfte manches für sich haben. Vielleicht liegt eine Mischung Klopstock-Schnitzler in der Luft. Die Witterung müssen Sie zur Virtuosität ausbilden. Denn Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie ja doch immer ein bis zwei Jahre hinter den Dichtern Ihrer Zeit zurück sind, aber so nah auf den Fersen müssen Sie ihnen bleiben, wenn Sie Ihr Ziel erreichen wollen. Ihre Aufgabe ist es, das unverstandene Wort der Dichter zum verstandenen Jargon zu machen, Ihre Aufgabe ist es, die abgelegten Kleider der Herren aufzutragen, ihre unangenehm auffallende und befremdende Gangart den Zuschauern angenehm zu machen, indem Sie sie auf das Augenniveau des Publikums bringen. Die tolle Cavalcade der Herren ist den eingestaubten Augen der geärgerten Zuschauer schon entschwunden, da kommen Sie, ganz gleich so staffiert daher und erfreuen die Herzen. Sie müssen sonach hinter den Herren kommen und die Herren so gut mimen, daß man diese für tolle Vorreiter und Platzmacher, Sie aber für den eigentlichen Grandseigneur der Dichtung nimmt. Geben Sie nur acht, daß Ihnen kein anderer Ihrer vielen engeren Kollegen nachkommt. Da kann es dann hergehen wie bei einer Meute hungriger Wölfe, die einander totbeißen. Sie müssen auf Tot und Leben reiten, denn die Herren vor Ihnen sind wie der Sturm und hinter Ihnen ist der Tot. Ich rekapituliere: Nuance, Haltung, Witterung, Geschicklichkeit. Daß Sie fremde Kleider tragen merkt heutzutage kein Mensch, da die wenigen tüchtigen Menschen sich nicht um Sie kümmern und die vielen andern, Ihr Publikum, sich nie um die Dichter kümmern, von denen Sie leben. Vergessen Sie nicht: »Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über der Welt.« Genug für heute.

Sie korrespondieren mit den Berühmten Ihrer Zeit soweit es Sie betrifft. Diese einseitige Betätigung kann Sie auf die Dauer nicht in Atem halten. Geben Sie daher

einfach Ihren Briefen die Form von Rezensionen, die Sie an die Tageszeitungen schicken. Die Leute, die da in den Redaktionen sitzen, haben ein zerrüttetes Nervensystem und sind auf die Dauer widerstandsunfähig. Dann verlangen Sie ja auch kein Honorar. Sie rezensieren in allen Graden Lobes und Tadels. Am besten ist, Sie loben dort, wo niemand sonst davon etwas hat als der Verleger, den Sie sich günstig stimmen, wenn Sie seine neue Schiller- oder Heineausgabe rühmen. Den Lebenden gelte aber Ihr Lob nur dann, wenn die Sie wiederloben, nach dem Grundsatze eine Hand lobt die andere. Aber seien Sie im Ganzen noch recht sparsam mit solchem Händedrücken auf Gegenseitigkeit, denn einmal ist die Gesellschaft da nicht die beste und dann ist diese Praxis auch in Laienkreisen zu bekannt. Bauen Sie auf dem ernsten Tadel als dem allein guten Grund. Wagen Sie sich damit an die Besten Ihrer Zeit, man wird Sie schließlich mit diesen Besten nennen, auch wenn Sie noch so heftig gegen sie sind, ja dann erst recht. Einige der einsichtigen Menschen unserer Zeit wissen es und sagen es, daß die heutige deutsche Literatur der europäischen zwei Dichter gegeben hat: George und Hofmannsthal, und ihr noch Dauthendey, Borchardt und Schröder geben wird. Dagegen müssen Sie sofort Stellung nehmen, den einen ignorieren Sie vollkommen und deutlich, dem andern weisen Sie Unkenntnis der deutschen Grammatik nach, dem dritten sagen Sie, er mache Sie nach, den vierten nennen Sie wesentlich einen Literaten, den fünften belächeln Sie, einige Begabung koncedieren Sie vornehm allen, irgend eine Belanglosigkeit müssen Sie überhaupt immer lobend zugeben, das macht dem Publikum den Eindruck überlegener Unparteilichkeit. In der Hauptsache aber durchaus verwerfen, von den höchsten nicht weiter bestimmten Standpunkten aus und indem Sie den Dichtern alles das sagen, was Sie sind. Sagen Sie z. B. Borchardt schnell, er sei ein Literat, so ist es Ihrem Publikum erwiesen, daß Sie keiner sind. Das ist sehr wichtig, weshalb ich es wiederhole: alles was Sie sind, sagen Sie, seien die kritisierten Dichter, alles was die Dichter sind, sagen Sie, seien Sie. Sagen Sie nicht, das sei zu kühn und das Publikum könnte was merken. Nein, Ihr Publikum merkt nie etwas und glaubt Ihnen, weil Sie seinen, des Publikums Jargon nicht nur reden, sondern auch dessen Gehirn haben. Und was die Dichter betrifft, die wehren sich nicht, Sie müßten es denn schon sehr dumm anfangen oder Ihre kritische Tätigkeit in eine Zeit hinein weitertreiben, wo Sie sie nicht mehr brauchen, wo Ihr Ansehn längst gefestigt ist, wo Sie für die breitesten Kreise einer der führenden Geister der Nation sind, wo Ihr Bild in der Woche ist und alle Zeitungen Notiz davon nehmen, daß Sie die letzte Hand an Ihren neuen Roman legen. Jetzt ergreifen Sie öffentlich in den Gazetten nur mehr das Wort, wenn es sich um die höchsten kulturellen Werte handelt, bei Enqueten, Rundfragen und derlei. Schreiben magistral, durchaus gefestigt, ein für allemal. Machen eine Kleinigkeit zu einer Sache von größter Bedeutung, wenn Sie sich darüber äußern. Als Schriftsteller dachten Sie anzufangen und enden als Praeceptor Germaniae. Dazu gehört es noch, daß Sie irgend etwas entdecken, z. B. Goethe, oder irgend einen verschollenen, aber immer noch lebenden alten Herrn heftig proklamieren und den Deutschen die

Schmach vorwerfen, daß sie ihre Besten vergessen. Und schreiben immer weiter die Bücher der andern noch einmal. Mit dreißig Jahren sind Sie von sich überzeugt, mit vierzig haben Sie den naivsten Glauben an sich, mit fünfzig können Sie es sich leisten, einen Werdandi-Bund zu gründen und mit sechzig danken Sie als berühmter Mann und Hofrat den strebsamen jungen reichen Leuten, die Ihnen Ihr Buch mit der Bitte um einige Zeilen schicken, in ausführlichen Briefen. Lassen Sie mich von Ihrem Nachruhm in den Literaturgeschichten schweigen und die Perspektive dieser Briefe bei dem Patriarchen deutscher Geisteskultur enden, als welchen Sie ein ganzes Volk verehren wird, in dem dann wegen Todesfalles leider sich nicht mehr befinden wird Ihr aufrichtiger Ratgeber.

FRANZ VON LOBKOWITZ: DIE GESCHICHTE VON DEM KLEINEN MÄNNLEIN MIT DEM ROTEN SCHIRM, DEN GROSSEN STIEFELN, DER ALTEN UHR, DER LANGEN PFEIFE UND DEN BEIDEN, BRAVEN TIEREN.

Ins Mondscheinland der Feen will ich reiten
Ins Märchenland der frohen Kindheitstage
Wo Wunderblumen blüh'n am steilen Hage
Und meine Freunde sollen mich begleiten.
Gar mancher will dies Zauberland bestreiten
Ihm ist dies alles eine dumme Sage
Von gütigen Feen, böser Riesen Plage
Wert zu verschwinden aufgeklärten Zeiten.
Mich aber hat der holde Klang befangen,
Der aus verschwundener Kindheit mich umklingt
Wie fernster Sang, wie sehnendes Verlangen.
Ich seh den Mond am dunklen Himmel hangen
In dessen Licht sich Elfenreigen schlingt.
Ein Traum! Mir stets geträumt und — nicht vergangen.

Es war einmal ein Männlein, das war nicht viel größer als ein Bube von 14 Jahren, aber immer war es lustig und guter Dinge. Einmal sagte das Männlein zu sich: »Ich will wieder auf die Wanderschaft gehen und was neues sehen.« Gedacht — getan, und es packte zusammen, und damit war's bald fertig. Es holte zuerst ein altes, angeschimmeltes Lederränzlein von der Wand, das einmal von irgendwo in seinen Besitz gekommen; dann nahm es eine alte Hängeuhr von einer bestaubten Ecke seines Zimmerchens und verwahrte sie sehr sorgsam, nachdem Gewichte und Perpendikel herabgenommen waren, in seinem Ränzlein. Die alte Uhr! Sie hatte nur mehr einen Zeiger und die Ziffern auf dem zersprungenen Ziffernblatt waren kaum mehr zu lesen. Was kümmert's das Männchen? Es liebte das gemütliche Tacken, das rasselnde Geräusch des Schlaggewichtes und den grellen Ton ihres Läutwerkes. Ob sie richtig, ob sie falsch schlug, war ihm gleich. Dann zog das Männchen unter der Ofenbank zwei große, hohe Stiefel hervor, die glänzend geputzt waren. Es hielt sie zufrieden gegen das volle Sonnenlicht, das strahlend durch die Fenster seines kleinen Stübchens hereinbrach, und erfreute sich an dem schimmernden Glanze.
Sechs große Päckchen Rauchtabak, die es mit Schmunzeln dem dunklen Verließ der hohen Stiefelschäfte entnahm, legte es sorgsam in sein Ränzel zu der alten Ticktackuhr und obendrauf kamen noch 10 rote Äpfel, die bis dahin eine alte, wurmstichige Kommode geziert hatten. Nun wurde das Ränzel geschlossen und obendrauf schnallte das Männchen noch die mächtigen Stiefel und die Bürste, welche die wenigen Borsten, die ihr die neidvolle Zeit noch gelassen, wie drohend nach außen kehrte. Jetzt nahm es im kühnen Schwunge das Ränzlein auf den Rücken, und holte aus der Ecke einen mächtig großen, roten Regenschirm mit einem Griff

aus schwarzem Horn und einer langen, blanken Messingspitze. Eine vielfach verknüpfte Schnur diente als Tragband und bald hing der Schirm wie ein Gewehr über seiner rechten Schulter. Ein großes Stück Schwarzbrot, das es von dem einzigen Teller, der im Zimmerchen zu sehen war, herabnahm, wurde nunmehr kunstgerecht in den verschiedenen Taschen des vielfach geflickten Rockes verteilt und nachdem das Männlein sich mit einem Hute von unbestimmter Farbe bedeckt, an dem, gar lustig anzusehen, eine weiße Gockelfeder in mächtigem Bogen sich von hinten nach vorne wölbte, schritt es gewichtig zu einem großen, zweitürigen Kleiderkasten, der mit seinen aufdringlich massigen Formen fast die ganze eine Wand des Zimmerchens ausfüllte. Es öffnete die beiden großen Türen und entnahm dem sonst leeren Innenraume mit Behagen eine lange, quastengeschmückte Pfeife, die dort sorgfältig an einem Kleiderhaken aufgehängt war. »So, jetzt wird's bald was werden«, sagte das Männlein, und mit Feuerzeug und Zunder entlockte es der bereits gestopften Pfeife mächtige Dampfwolken. Es schritt aus der Türe, die unmittelbar ins Freie führte, wo sich eine graue Henne behaglich im heißen Sande in den Strahlen der Juni-Sonne wärmte. Glucksend erhob sich die Henne aus dem behaglichen Sandbett, das sie sich gegraben, und folgte ihrem Herrn, der sie freundlich lockte. Der aber schwenkte das Hütlein mit der schwankenden Feder, schrie »juhe« und ging, von seiner glucksenden Henne gefolgt, auf kleinen Feldpfaden der sinkenden Sonne entgegen.

So schritt es lustig dahin, barfuß – seine guten Stiefel waren ja wohl verwahrt auf seinem Ränzel und spiegelten sich gar hell bei jeder Wendung des Weges im Strahle der Sonne – und seiner langen Pfeife entströmten gewaltige Dampfwolken, zum Schrecken des summenden und brummenden Insektenvolkes, das in schwebendem Behagen über den blumigen Fluren in zitternder und flimmernder Bewegung hing. Bald aber kam der Abend mit langen Schatten über die tauschweren Felder gekrochen und da ein dunkler Wald als mächtige Vorposten zwei ragende Eichen bis an den Rand eines ruhig laufenden Bächleins vorgeschoben hatte, so beschloß unser Männlein, allhier sein Nachtquartier zu nehmen. O wie schön schläft sich's im Freien, vom Himmel mit seinem großen weiten Sternenmantel zugedeckt und von dem träumenden Zwitschern eines sangesmüden Vögleins in Schlaf gesungen!

Da es noch nicht ganz dunkel war, richtete das Männlein sich häuslich ein. Es spannte seinen großen, roten Regenschirm, der ihm zum Zelte dienen sollte, unter den gastlichen rauschenden Eichen auf, entnahm seine alte Uhr dem Ränzlein und nachdem es eine passende Stelle an einer der alten Eichen gefunden, hing es sie dort sorgsam auf und setzte sie in Gang. Das war gemütlich! Tick – tack – tick – tack – machte die gute Alte, und schnarrend holte der Hammer des verrosteten Schlagwerkes aus und verkündete dem lauschenden Wald und den fast erschreckten Vöglein eine Stunde, die gewiß nicht die richtige war. Das Männlein hatte aber so seine rechte Freude, wie der Perpendikel hin und her flog und der eine Zeiger, den die Uhr noch hatte, in fast sichtbaren Rucken vorwärts eilte, dann klopfte das Männlein sorgfältig seine Pfeife aus, und nachdem es sich Brot und Äpfel genommen,

teilte es mit der zahmen Henne seine bescheidene Abendmahlzeit. Das Ränzlein sollte als Kissen dienen und das Männlein dachte jetzt daran, unter seinem Schirm sich zum Schlafen zu legen, da machte es auf einmal brum, brum, brum und eine große Hummel, schwer vom Abendtau, kam geflogen. Sie schwirrte mit müdem Flügelschlage um des Männleins Kopf und ließ sich dann erschöpft auf seiner Schulter nieder. »Erlaubst du, daß ich hier Platz nehme und bei dir unter deinem Schirme schlafe?« sagte die Hummel in bittendem Tone und tiefem Baß. »O gewiß, sehr gerne«, sagte das Männlein freundlich und gar nicht verwundert darüber, daß die Hummel es angesprochen hatte. Warum sollte eine Hummel auch nicht reden können? Das Männlein konnte nicht schreiben und nicht lesen aber draußen in Wald und Feld war es ganz zu Hause, Blumen und Tiere waren ihm wohl vertraut und es wußte mehr, als mancher, der die Welt aus Büchern kennen lernen will und durch die gläsernen Scheiben seiner Brille in sie hineinguckt, wie in seinen Guckkasten. Also, das Männlein wunderte sich gar nicht über die Ansprache der Hummel, lud sie ein, zu ihm unter seinen Regenschirm hereinzukommen, wo es schön warm und trocken war. »Da setze dich nur unter den Flügel meiner Henne,« sagte das Männlein, »da wird es dir bald schön warm werden, jetzt aber wollen wir schlafen.« Das Männlein dehnte und streckte sich auf seinem Felleisen, an seiner Seite nahm die graue Henne Platz, nachdem sie der Hummel erlaubt hatte, sich unter ihren Flügel zu setzen. Und bald schliefen die drei, von den alten, guten Eichen behütet und umrauscht, so gut und sicher, wie Königskinder in goldenen Betten und auf schwellenden Polstern. Murmelnd plätschert strom- und meerwärts das nimmermüde Bächlein und die gute Uhr begleitet vom knorrigen Stamme der Eiche herab mit ungewohntem Ticktackschlagen das ruhige Atemholen der schlummernden Natur.

Als die Sonne am frühen Morgen über den blauen Saum ferner Berge hervorlugte, schlug die Uhr in langen, durch das Rasseln der alten Kette unterbrochenen Intervallen, 12 Uhr und weckte die Bewohner des roten Regenschirmes zu neuem Leben. Mit dankbarem Blicke nach oben trank die Henne aus dem klaren Bächlein, während die Hummel geschäftig von Blume zu Blume flog und süsse Honigtropfen naschte. Das Männlein aber legte sein rotes Zelt zusammen, verpackte sorgfältig wieder seine alte Uhr und nachdem es die Pfeife in Brand gesetzt hatte, schrie es laut »Juhe« in den taufrischen Morgen hinein, schwenkte sein altes Hütlein mit der schwankenden, weißen Gockelfeder und weiter ging's. Die Henne lief neben dem Männlein her und pickte geschäftig die Brosamen auf, die von dem Frühstücksbrot, das ihr Herr im Gehen verzehrte, für sie zur Erde niederfielen. Die Hummel flog neben her, bald dahin, bald dorthin.

Wie aber die Sonne höher stieg, wurde es sehr warm und das Männlein öffnete seinen großen, roten Regenschirm, die graue Henne flog ihm auf den Rücken und setzte sich auf das Ränzel, die Hummel aber nahm ihren Platz auf der schwankenden Gockelfeder ein. Und wie da alle drei lustig und guter Dinge dahinmarschierten, da kam plötzlich ein frischer Wind, der fing sich in dem großen roten Schirm und

hob die drei recht sachte hinauf in die Luft und trug sie ganz gemächlich über den Boden dahin. »Das ist einmal lustig«, rief das Männlein und ließ vergnügt weiße Wolken aus seiner nimmerkalten Pfeife steigen. So flogen sie dahin in mäßiger Höhe über Wiesen und schwankende, wogende Ährenfelder und die Landleute, die sie sahen, schlugen vor Verwunderung die Hände über den Kopf zusammen über den seltsamen roten Vogel, der mit großen Dampfwolken langsam über ihren Häuptern dahinzog. Das Männchen aber grüßte freundlich herunter und rief herab: »Heut wird's warm werden Seppl« oder zu einer rotbäckigen Dirne: »Guten Morgen Resei, an schönen Gruß vom Hansei« — und weg war es. Die unten aber schlugen das Kreuz und sahen mit offenem Munde dem rotleuchtenden Wunder nach.

Da aber der Wind allmählich sich legte, setzte er die Reisenden behutsam am Ufer eines großen und breiten Stromes nieder. Auf dieser Seite war der Fluß mit niederem Gesträuch bewachsen, unter dem sich die süß duftende Frucht reifer Erdbeeren verbarg, woran die drei Wanderer, jeder nach seiner Art, sich erquickten, drüben drängte sich ein düsterer, fast unheimlicher Wald mit Bäumen, die dicht mit Flechten behangen waren, bis hart an das Ufer. Der Fluß strömte in breiter Wogenmasse ruhig und kraftvoll dahin und über die glitzernde Wasserflut herüber schwamm das Brausen und Sausen des Hochwaldes. Nirgends zeigte sich ein Nachen und keine Brücke spannte ihren Bogen über das Gewässer, das ruhig und stetig über unbekannte Tiefen dahinfloß. Der Wind hatte sich gänzlich gelegt und da das Männlein gerade in jenen unbekannten Wald eindringen wollte, so beschloß es, seinen Schirm, der sich als herrlicher Luftballon erwiesen, nun auch als Schifflein zu erproben um sich davon zum anderen Ufer tragen zu lassen. Es spannte den Schirm auf und nachdem es sein rotes Sacktüchlein hoch oben am Stocke des Schirmes, der jetzt zum Mastbaum wurde, angebunden hatte, stieg es mit seiner Henne ein, während die Hummel auf dem Griffe, als wachsamer Pilot Posto gefaßt hatte. Mit einem Stock, der am Ufer gelegen, stieß das Männlein das Fahrzeug vom Ufer ab und bald schwamm das Schifflein gar stolz auf der breiten Fläche. Lustig flatterte das rote Sacktüchlein in der Luft, während das Männlein mit seinem Stocke dem Fahrzeuge die Richtung zum anderen Ufer zu geben suchte. Es gelang. Zwar wurden die Reisenden eine ziemliche Strecke stromabwärts getragen, aber schließlich trieb der Schirm in das seichtere Wasser des jenseitigen Ufers, wo er sich mit seiner großen Messingspitze im weißen Ufersand verankerte und nun wie eine große rote Mohnblume auf dem Wasser hin- und herschwankte. Die Hummel und die Henne, keine Liebhaber des nassen Elements, flogen zum nahen Ufer hinüber, während das Männlein behaglich in den sacht fließenden Strom hinausstieg, sein Schifflein zusammenlegte, und durch das seichte Wasser zu seinen Gefährten hinauswatete.

Es war nun ein kleiner Uferstreifen mit dürftigem Grase bewachsen, dann stieg der dunkle Tannenwald ganz unvermittelt in die Höhe. Das Sonnenlicht verlor sich in seinem viel verschlungenen Geäste und ein trauriges Halbdunkel vermischte

Zweige, Äste und Stämme und löste jede Form in unbestimmte Linien auf. »Da gehen wir hinein«, sagte lustig das furchtlose Männlein und stopfte von neuem seine liebe Pfeife. Da aber der Boden des Waldes dicht mit abgefallenen spitzen Nadeln, dürrer Ästen und rauhen Wurzeln bedeckt war, so schnallte das Männlein seine großen Stiefel von dem Ränzlein weg und betrachtete die blank Geputzten mit Stolz und Liebe so, wie ein Kenner ein edles Reitpferd betrachten würde. Da aber die Stiefel viel zu groß waren, so steckte es in den einen seine Joppe, in den anderen seine Weste mit drei Päckchen Rauchtabak, indem es diese Gegenstände so weit als möglich nach vorne schob. Dann stieg es selbst hinein und die Schäfte gingen über seine Knie herauf und rückwärts schauten gar artig die rot, gelb und grün gestreiften Strupfen hervor, auf die das Männlein sehr stolz war. Konnte das Männlein in diesen Stiefeln gehen? Und ob! Es ging dahin stramm und stolz wie ein Soldat, die Strupfen wackelten bei jedem Schritt und die dürren Zweige knisterten unter den Stiefeln. Die Hummel hatte wieder ihren Lieblingsplatz auf der weißen, schwankenden Gockelfeder eingenommen, hinten auf dem Ränzel saß die Henne und versuchte trotz dem ungünstigen Standpunkt für das Mittagsmahl ihres Herrn ein Ei zu legen, da dies zu ihren täglichen Verpflichtungen gehörte. Eben betrat das Männlein aus dem Dickicht des Waldes eine breite Lichtung, die mit dunklem Mose bewachsen war, auf dem das warme Mittagssonnenlicht in breiten, glänzenden Streifen lag und eben begrüßte die Henne mit lautem Gegacker ein großes, weißes Ei, das sie gelegt hatte, als plötzlich aus dem Walde ein großer Riese hervortrat und mit lautem Gebrüll auf das Männlein zuschritt. Der Riese hatte feuerrote Haare, die sein Haupt wie eine Lohe umwallten und einen Stock, so groß wie ein Heubaum, mit dem er wie wild in der Luft herumschlug. Auf der Nase aber hatte er eine große Brille mit einem eisernen Gestell und Brillengläser so groß wie zwei Hafendeckel.

Erschreckt flog das Huhn mit ängstlichem Gegacker nach dem dunklen Waldesdickicht, während das Ei vom Ränzlein auf das schwellende Moos herniederfiel, das es aber mit weichen, grünen Armen auffing, sodaß es mit unversehrter Schale warm und weich gebettet dalag. Das Männlein fürchtete sich gar nicht vor dem großen und groben Kerl, sondern es nahm seinen Regenschirm von der Schulter und stellte sich, die Spitze des Regenschirmes nach vorn gekehrt kühn dem Riesen entgegen und schrie: »Geh weg, wenn dir dein Leben lieb ist.« Da mußte nun der Riese freilich furchtbar lachen, daß es ihn schüttelte und ihm die Tränen über die großen Riesenwangen, wie zwei Bächlein herniederflossen. Die Hummel aber, die bis dahin auf ihrem schwankenden Ausguck gesessen war, spannte ihre Flügel aus, flog dem Riesen entgegen und surrte mit bösem Gebrumm um seine Ohren und seine dicke, rote Riesennase. Der Riese suchte mit der Hand den kleinen Feind zu vertreiben, aber da kam er schlecht an. Schlug er sich nach dem rechten Ohr, summte die Hummel an seinem linken Ohr, schlug er sich nach seinem linken Ohr, so bedrohte die Hummel seine Nase, schlug er nach der Nase, so saß sie vergnügt auf seiner breiten Lippe. Er warf den Stock zu Boden und arbeitete mit beiden

Händen, aber es half nichts und er schleuderte nun im blinden Eifer die große Riesenbrille herab, daß sie mit Wucht zu Boden fiel, wo sie sich eingrub, nachdem sie im Fallen ein junges Bäumchen geknickt hatte. Wie er sich aber bückte, um seine Brille wieder zu holen, da stach ihm die Hummel einen schmerzhaften, gut gezielten Stich mitten auf die garstige Riesennase und das Huhn, das auch wieder Mut bekommen hatte, kratzte ihm Erdreich und Tannennadeln in die Augen, sodaß er seine Brille nun gar nicht mehr finden konnte. Die Hummel machte einen großen Purzelbaum in der Luft, während das Männlein sich vor Lachen das Bäuchlein hielt und fast aus seinen hohen Stiefeln herausgefallen wäre. Der Riese aber machte ein gar dummtrauriges Gesicht und wischte sich mit den großen Händen die tränenden Augen aus, während seine Nase aufschwoll so groß wie ein Kartoffelsack. »Siehst du wohl«, sagte das Männlein, »daß es mit dem dicken Kopf und mit den großen Händen allein nicht getan ist. Schau, wie du deine Brille findest und lege dir einen Schubkarren voll feuchter Walderde über deine Nase. Das ist gut bei Insektenstich.« Das Männlein wollte gehen, nachdem es das Ei vom Boden aufgehoben und zu sich gesteckt hatte. Da wurde der Riese höflich und bat, man solle ihm doch seine Brille zeigen, da er ohne Brille sich gar nicht helfen könne. Er wolle gewiß recht artig sein, und er habe es überhaupt von Anfang an gar nicht so böse gemeint. »Wenn du mir meine Bitte erfüllst«, sagte der Riese, indem er sich niedersetzte und sich über die verschwollene Nase ein kleines Tannenbäumchen, das er ausgerissen hatte, mit dem daranhaftenden Erdreich als kühles Pflaster legte. »Wenn du mir meine Bitte erfüllst, so will ich dir das Geheimnis dieses Waldes anvertrauen und es wird wahrscheinlich dein Glück sein.« »Ich habe das Glück schon, das ich brauche«, sagte das Männlein, »aber da gleich rechts neben dir, wenn du vorsichtig mit der Hand tastest, wirst du deine Brille finden.« Der Riese suchte in der angegebenen Richtung und als er die Brille gefunden und wieder auf seine Nase sie zurecht gerückt hatte, sagte er: »Ich danke Dir! Wenn du dein Glück schon hast, so wird es dir vielleicht entsprechen, auch anderen das Glück zu bringen.« »Warum denn nicht? Sofern sie es verdienen.« »Höre! Du bist in einem Walde, der an der Stelle steht, die einst eine blühende große Stadt eingenommen hatte. Ein gar mächtiger König gebot in derselben über ein freies und glückliches Volk. Das einzige Kind des Königs war eine Tochter, schön wie ein blütenreicher Frühlingsmorgen und wie der Vollmond, der über stillen Seen steht.« Hier wurde des Riesen harte Stimme weich und zitternd, er begann zu schluchzen und mit einer inneren Rührung, die ihn überkam, zu kämpfen, sodaß das Bäumchen, das auf seiner Nase klebte, wie im Sturm hin- und herschwankte und schließlich ganz zu Boden fiel. »Ja, sie war wie der Vollmond, der über stillen Seen steht«, rief der Riese, vom Eindruck dieser Worte überwältigt aus und suchte mit einem Taschentuch von ungeheuerer Größe der ausbrechenden Tränen Herr zu werden, — »und sie war so gut, so gut, so gut.« »Heule nicht so«, sagte das Männlein und spannte seinen Regenschirm auf, »so ein Riese, wie du! Lass' Dir doch ein Tränzerlein umbinden!«

»Der Königssohn des angrenzenden Reiches liebte die schöne Königstochter«, fuhr der Riese fort, der sich wieder gefaßt hatte, »und er war so glücklich, Gegenliebe zu finden. Sie schwuren sich gegenseitig ewige Treue. — Aber die schönsten Zukunftsträume wurden bald zerstört. Am Hofe des Königs lebte, von diesem hoch geehrt, von den anderen aber gefürchtet und gemieden, der Hofsterngucker Sirius Astrologus. Er hatte einen langen, schwarzen Bart, rot geränderte, stechende Augen und eine spitze Nase. Gekleidet war er in einen schwarzen Talar, der mit abenteuerlichen Figuren durchwirkt war und auf dem Kopfe trug er eine hohe, schwarze Mütze. Alles ging ihm aus dem Wege, wenn er schleichenden Ganges durch die langen Korridore des Königsschlosses einher schlürfte und man was überzeugt, daß er mit dem Bösen im Bunde stand. Der Hofsterngucker hatte ein begehrliches Auge auf die schöne Königstochter geworfen und« ...... hier wurde die Stille des Waldes von einem schallenden Trompetenstoß unterbrochen und er nahte von der entgegengesetzten Seite der Lichtung ein eigentümlicher Aufzug. Es kamen sechs kohlrabenschwarze Mohren mit riesigen Turbanen, goldenen Ringen in den Nasen und blitzenden Krummsäbeln in den Händen. Dann kamen drei Mohrentrompeter, die auf silbernen Trompeten schmetternde Fanfaren bließen, hinter diesen in wallendem rotseidenen Talare ein Herold mit goldenem Heroldstab, der rief so oft die Trompeten schwiegen: »Heil und Verehrung dem großen Zauberer, dem Beherrscher der Geister und Verwahrer des Geheimnisses.« Hinter ihm ritt auf einem schwarzen Berberhengst der Zauberer Sirius Astrologus wer konnte es anders sein — und dahinter marschierte eine reich bewaffnete Leibwache mit glänzenden Spießen und funkelnden Harnischen.

Als das Männlein den Aufzug kommen sah, verschwand es mit seinen Tieren so schnell als möglich in das tiefste Dickicht. Der Riese aber blieb fest gebannt am Boden sitzen und schaute ängstlich nach dem Zuge, der auf ihn zukam und ihn in weitem Kreise umstellte. Der Zauberer ritt bis dicht an den Riesen heran und sprach: »Die schöne Königstochter hat sich noch nicht entschlossen, die Meine zu werden. Ich habe es nun satt, sie mit süßen Liebesreden noch länger zu bestürmen. Entweder sie willigt ein, oder du stirbst. Mein Zauberwort hat dich als unförmlichen Riesen zum Hüter dieses Waldes wider deinen Willen bestimmt. Ich gebe dir wieder deine frühere Gestalt. Morgen wird die Königstochter zwischen mir und dir zu wählen haben und fällt die Wahl zu meinen Ungunsten aus, so sollst du vor ihren Augen eines tausendfachen Todes sterben, unter Qualen, die nur ein findiges Zaubererhirn erfinden kann.«

Ein Mohrenknabe brachte ein goldenes Rauchfaß in welches der Zauberer ein feines Pulver schüttete und entzündete. Der Knabe schwang das Rauchfaß blitzschnell im Kreise und während dichter Dampf dem Gefäße entströmte und bald die umstehenden in eine qualmende Wolke hüllte, hörte man die Stimme des Zauberers, der in unbekannter Sprache seine Beschwörungsformel sang. Als der Rauch sich verzogen, war der Riese verschwunden und an seiner Stelle stand ein schöner, bleicher Jüngling mit blonden Locken da. »Legt ihn in Fesseln«, rief der Zauberer,

und die Schwarzen stürzten sich auf den Wehrlosen und legten ihm schwere Ketten an die Hände, dann warfen sie ihm um den Hals einen Riemen und befestigten diesen am Pferde des Zauberers. Der aber gab seinem Hengste die Sporen, daß er sich hoch aufbäumte und verließ mit seinem Gefolge in derselben Ordnung, in der er gekommen, wieder die Waldlichtung. Die Mohrentrompeter bließen ihre Fanfaren und lange noch konnte man den Heroldruf vernehmen: »Heil und Verehrung dem großen Zauberer, dem Beherrscher der Geister und dem Verwahrer des Geheimnisses.«

Das Männlein aber trat aus seinem Versteck hervor und schwenkte mit drohender Gebärde seinen roten Regenschirm. Dann machte es sich auf den Weg und verfolgte mit großen Schritten die breiten Spuren, die der abziehende Zug im Waldesboden zurückgelassen hatte. Die weißen Dampfwolken, die in rascher Aufeinanderfolge seiner Pfeife entströmten, zeigten seine innere Erregung. Das Männchen war nicht lange gegangen, so lichtete sich der Wald immer mehr und die Spur mündete in einen breiten, wohlgepflegten Weg. Der finstere Tannenwald machte hohen, schwankenden Palmen Platz, der Boden war mit den schönsten Blumen in allen Farben bedeckt, die von bunten Schmetterlingen und flimmernden Kolibris umgaukelt waren.

Ein breiter, tiefer Kanal hemmte den Schritt der Wanderer. Die Zugbrücke, welche die beiden Ufer verband, wurde soeben aufgezogen. Mit goldenen Zinnen gekrönt erhob sich ein Schloß von weißem Marmor in einiger Entfernung am anderen Ufer. »Hier wollen wir uns in Hinterhalt legen«, sagte das Männchen und ging vorsichtig zurück bis zu der Stelle, wo der dunkle Tannenhochwald sich mit der Vegetation des Südens vermählte. Unter einer mächtigen Tanne schlug das Männchen sein Hauptquartier auf und schickte die Hummel auf Kundschaft aus. Hoch schwang sich diese in die blaue laue Luft, flog mit glitzernden Flügeln über die schleichenden Gewässer des Kanals, surrte über das Blüten- und Duftmeer des jenseitigen Zaubergartens und kam gerade dazu, wie der Zauberer in einer reich vergoldeten Gartenlaube auf schwellenden Polstern mit untergeschlagenen Beinen saß und mit Behagen eine türkische Wasserpfeife rauchte. Weiße Sklavinnen mit wehenden Fächern von Straußfedern fächelten ihm frische Luft zu. Ein schwarzer Sklave, dem eine große Peitsche verheißungsvoll an der Seite hing, harrte schweigend der Befehle seines Gebieters. Dieser erhob sich plötzlich und verließ eilenden Schrittes das Gartenhaus. Die Hummel aber setzte sich hoch oben auf die hohe Zaubermütze und der Besitzer derselben mußte so ahnungslos dem kleinen Spion selbst als Führer dienen. Der Zauberer schritt auf das Schloß zu und gelangte zunächst durch ein reich vergoldetes Gittertor in einen mit kleinen Steinen gepflasterten Vorhof, der von schattigen Arkaden umgeben war und in dessen Mitte ein plätschernder Brunnen in eine weiße Marmorschale sprudelnd sich ergoß. Der Zauberer eilte rechts eine Freitreppe hinan, und ein langer, säulengeschmückter Gang führte ihn sodann an eine kleine eiserne Türe, die rechts und links von zwei bis an die Zähne bewaffneten Mohren bewacht war. Die warfen sich beim Herannahen des Gebieters der ganzen

Länge nach auf den Boden und nachdem sie einen gnädigen Fußtritt erhalten hatten, sprach der Zauberer eine Zauberformel, worauf die Türe sich öffnete und sich wieder dröhnend schloß, nachdem die Schwelle überschritten war. Der Zauberer befand sich in einem kleinen Vorzimmer, und als er einen schweren, seidenen Vorhang bei Seite geschoben, in einem mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Gemache. Hoch oben brach durch eine Kuppel das Tageslicht, das durch farbige Scheiben gedämpft, alle Gegenstände mit magischem Lichte übergoß. Schwellende Perserteppiche erstickten den Schall der Tritte und fremde Vögel in goldenen Käfigen ließen ihren lieblichen Gesang ertönen. Ein häßliches, altes, blatternarbiges Negerweib warf sich beim Eintritt des Zauberers auf den Boden und aus der hintersten Ecke des duftenden Gemaches erscholl ein unterdrücktes Schluchzen.

»Bring die Gefangene her«, befahl der Zauberer dem Negerweibe, das sich rasch erhob und mit rauhen Worten aus der Ecke des Gemaches ein schönes Mädchen vor sich herstieß. Lang wallten die blondgelockten Haare um die königliche schlanke Gestalt, die unter den rohen Püffen der schwarzen Hexe zusammenfuhr. Bleich und gramverzehrt war das wunderliebliche Gesichtchen, und die großen schwarzen Augen schauten tränenfeucht und hilfesuchend. O wie gerne hätte doch die Hummel sich von ihrem Sitze herabgeschwungen und hätte der bösen Negerin die Spitze ihres Stachels fühlen lassen. Aber die Art des Amtes mahnte zur Vorsicht und sie zügelte ihr stechendes Verlangen.

Bleich und zitternd stand die Jungfrau nun vor dem Zauberer, schön wie der blasse Vollmond, der über stillen Seen steht. Der Zauberer aber verschlang die zarte Gestalt mit boshaft lüsternen Blicken und sprach mit girrender Stimme: «Mein süßes Täubchen! Immer noch ein Trotzköpfchen? Immer noch böse — wie?« Und er versuchte mit zudringlicher Zärtlichkeit mit seinen Fingern, die an die Krallen eines Raubvogels erinnerten, die blassen Wangen des Mägdeleins zu streicheln.

»Zurück — Verfluchter!« rief das Mädchen und stieß den Zauberer von sich. Der aber wurde feuerrot und schrie, seiner nicht mehr mächtig: »Das sollst du mir büßen! Morgen sollst du mein sein und dein zarter Liebhaber soll unter den Händen meiner Henkersknechte dir ein Hochzeitslied singen, das dir zeitlebens in den Ohren gellen soll. Glaube ja nicht, in deinem törichten Wahne an Rettung! Morgen ist der Tag, an dem du mir ganz verfallen bist, und keine Macht der Hölle soll dich mir entreißen.« Da wurde der Zauberer plötzlich still, blaß wie der Tod stand er da und horchte ängstlich mit vorgeneigtem Körper nach einer Ecke des Zimmers. Deutlich vernahm man dort das langsam gemütliche Ticken einer Uhr. Tick — tack — tick — tack. »Wer hat mein Gebot übertreten?« schrie der Zauberer, zur alten Negerin gewendet. »Weißt du nicht, daß es strenge verboten ist, bei mir nur den Namen einer Uhr zu nennen, viel weniger eine solche zu besitzen.« Er stürzte wie wütend nach der Ecke, um die Uhr zu zertrümmern, aber es war nichts zu sehen und eine Uhr war nirgends zu finden. Der Zauberer rannte wie besessen umher, er vergaß ganz die arme Gefangene, zerrte die Negerin an den Haaren, stieß nach ihr mit den Füßen und schrie: »Wo hast du die Uhr?

Fünfhundert sollst du bekommen — her mit der Uhr!« Dabei drehte er sich wie ein Kreisel, zertrümmerte kostbare Spiegel, riß die seidenen Tapeten von den Wänden, warf die goldenen Vogelkäfige von ihren Gestellen, immer auf der Suche nach dem Gegenstande seiner Wut, den er nicht finden konnte und der doch vorhanden sein mußte.

Der Zauberer schrie und fluchte — das alte Negerweib heulte und stöhnte. Scheiben brachen und klirrten — Vasen stürzten und krachten — Vögel piepsten und kreischten dazwischen hinein, es klang immer gleich, immer in demselben Rhythmus und unbeirrt vom Lärm und Toben das Ticken und Tacken der unsichtbaren Uhr. Der Zauberer hielt sich schließlich die Ohren zu und stürzte in wilder Flucht vor dem fatalen Ton hinaus, durcheilte die langen Korridore, stürmte die Treppe hinab in das Freie und irrte lange Zeit plan- und ziellos in seinem Garten in lautem Selbstgespräch umher. »Nein — nein«, sagte er, »abermals nein! Es war keine Uhr, dummes Ammenmärchen, immer diese Furcht, daß eine Uhr mir einmal Unglück bringt. Ich habe nur gehört und nichts gesehen, also war auch nichts vorhanden und meine erregte Phantasie hat mich getäuscht. Jawohl so war es, nichts — nichts! Wie man nur so dumm sein kann. Haha!« Hiermit beruhigte er sich, obwohl sein Lachen noch sehr gezwungen klang. Die Hummel aber, welche genug gehört hatte, schwang sich jetzt von der hohen Mütze aus in die Luft und beeilte sich, dem Männlein so bald wie möglich Bericht zu erstatten.

Das Männlein hatte in der Zwischenzeit am Waldesrande sich häuslich niedergelassen. Der rote Regenschirm stand bereits aufgespannt unter den tief herabsinkenden Ästen der mächtigen Tannen, und vom Stamme herab tickte gemütlich die alte Uhr. Jetzt saß das Männlein auf seinem Felleisen, rauchte nachdenklich aus der langen Pfeife und hörte aufmerksam auf den Bericht der Hummel, die vor ihm auf einer Blume Platz genommen hatte und im Gefühle ihrer Wichtigkeit und mit lebhaften Aktionen erzählte. »Und jetzt ist jeder Zweifel ausgeschlossen«, sprach die Hummel, »es war das Ticken einer Uhr, es klang laut und deutlich, ganz genau so, wie deine Uhr geht und wenn ich genau hinhorche, so meine ich wieder das Ticken der Uhr beim Zauberer zu vernehmen.« Hier schwieg die Hummel. Auch das Männlein saß lange da und dachte nach. Dann stand es auf, stellte sich vor seine Uhr, betrachtete dieselbe aufmerksam und horchte auf ihren Gang. In der Zwischenzeit war es Abend geworden. Ein weißer Nebel, der dem Kanale vor dem Zauberschlosse entstieg türmte und ballte sich dort in seltsamen Gestalten, während im Walde das volle Mondlicht sich ergoß. Lange stand das Männchen und horchte und lauschte. Bald undeutlicher, bald deutlicher vermeinte es dem Ticken der Uhr gewisse Worte entnehmen zu können und je mehr es sich anstrengte, desto mehr erlangte es Gewißheit, daß der Perpendikel, der im Mondlichte glänzend hin- und herschwang, ihm eine Nachricht zu vermitteln habe. Erst hörte das Männlein nur einzelne Worte, dann aber erfaßte es allmählich den ganzen Sinn der Nachricht, welche die Uhr immer wieder und wieder durch gleichmäßiges Tacktschlagen ihm zum Bewußtsein brachte:

Tick — Tack, Rauchtabak
Tick — Tack, Rauchtabak
Böse Mohren sind verloren
Mißbehagen nicht vertragen
Zauberer auch, beißt der Rauch.

»Da haben wir's«, rief das Männlein lustig. »Jetzt ist mir's nicht mehr bang. Jetzt wird zuvor die Kanone geladen und dann wollen wir gut schlafen und uns zum Kampfe stärken. Für den Zauberer tu's ein schlechter auch«, sagte das Männlein und stopfte seine Pfeife mit dunklem Knaster, der in seinen schwarzen, dicken Rippen unheimliche Kräfte für alle Beteiligten zu enthalten schien. Dann legte es sich nieder unter seinen Schirm zu der Henne, die im Gestell des Schirmes Platz genommen hatte. Die Hummel aber zog es vor, bei der lauen Juninacht in dem blauen Kelch einer Glockenblume zu übernachten und sich von süß duftendem gelben Blütenstaub bedecken zu lassen. Erst spät schlief das Männlein ein und auch im Schlafe noch hörte es zwischen das Singen und Zirpen der Cikaden hinein den Schlag der Uhr, der zu ihm sprach:

Tick — Tack, Rauchtabak
Tick — Tack, Rauchtabak
Böse Mohren sind verloren
Mißbehagen nicht vertragen
Zaubererer auch, beißt der Rauch.

Als aber am anderen Morgen, da die Sonne schon längere Zeit aufgegangen war, die auf Kundschaft ausgeschickte Hummel meldete, daß es jetzt höchste Zeit sei, die Mohren seien vor dem Palast des Zauberers aufgestellt und die rotgekleideten Henker erwarteten bereits mit glühenden Zangen, mit Messern und Stricken das Opfer, nahm das Männlein eilends den Schirm unter den Arm, schwang sein bereits gepacktes Ränzlein auf den Rücken und eilte, bedrohendliche Dampfwolken qualmend, dem Schlosse zu. Die Henne und die Hummel gackernd, brummend und voll Kampfeslust waren im Vordertreffen. Da die Zugbrücke herabgelassen war, so kam das Männlein rasch bis zu dem großen freien Platze vor dem Schlosse. Dort herrschte reges Leben. Auf einem Thronsessel saß der Zauberer, umgeben von fächertragenden Sklavinnen. An seiner Seite stand die gefangene Königstochter bräutlich geschmückt und von zwei Sklavinnen gestützt. Ihr gegenüber erwartete der bleiche Jüngling, an Händen und Füßen gefesselt, sein hartes Schicksal, und die gefühllosen Henkersknechte konnten den Augenblick nicht erwarten, an dem sie ihres grausamen Amtes walten durften. Schmetternde Fanfaren ertönten. Der Zauberer erhob sich und sprach zur Königstochter: »Die Stunde ist gekommen. Wähle! Du hast jetzt so lange Zeit, als die Kohle, die ich aus dem Kohlenbecken hier auf diesen Teller lege, leuchtet und glüht.«
Er nahm mit goldener Zange eine glühende Kohle aus einem neben ihm stehenden Becken und legte sie auf einen goldenen Teller, den eine Sklavin knieend ihm

überreichte. Alles war ruhig und still. Man hörte fast das leise Zischen der verglimmenden Kohle. Erst leuchtete sie in voller Glut, dann zeigte sich ein schwarzer Flecken, der immer mehr von der roten Glut verzehrte, dann nur mehr ein kleiner glühender Punkt — ein kurzes Aufleuchten — ein schwacher Blitz — eine leichte Dampfwolke stieg in die Höhe, das Feuer war erstorben — verglommen.
»Hast du gewählt?« frug der Zauberer jetzt, indem er sich erhob. »Ich habe gewählt«, sprach die Jungfrau laut und deutlich. »ich verfluche dich!« Und ehe man sie hindern konnte, stürzte sie dem Jüngling entgegen, warf sich an seinen Hals und fiel dann ohnmächtig zu seinen Füßen nieder. Hoch flammten jetzt die Feuerbecken auf, in denen die wilden Schergen geschäftig ihre Zangen wendeten. Viele Hände streckten sich in gieriger Hast den Jüngling zu ergreifen. Der Zauberer stand hoch aufgerichtet und schrie mit kreischender Stimme mit erhobenem Arme nach dem Königssohn deutend: »Man .....« Da starb ihm der Ton auf der Lippe, der Arm fiel schwach herab, denn mächtig und tonvoll drang der Schall einer Uhr wie von fern her vom Winde getragen an sein Ohr. Ruhig und tief und mahnend klang jeder einzelne Schlag und zitterte im Nachhall summend weiter. Erschreckt lauschte alles dem ungewohnten Klang und in diesem Augenblicke erschien auch das Männchen, seinen Regenschirm wie eine Lanze schwingend. Schwarzer Qualm entstieg seiner Pfeife und wirbelte in dichten Wolken, während die Hummel, ihren Schlachtgesang singend, mit sieghaftem Stachel sich auf die vor Schrecken bleichen Mohrennasen stürzte. Finster wurde die Luft von dem Qualm der Pfeife, der wie einer Esse entstieg und sich mit schwarzen Wetterwolken, die ein tobender Sturmwind heranjagte, zu Schreck und Graus verband. Wie tot fielen Sklaven, Henkersknechte und Leibwache vom Pfeifenqualm betäubt nieder. Donner grollte und Hagelschauer sauste herab. Ein greller Blitzstrahl leuchtete auf und zeigte das Männlein, das mit seinem geöffneten roten Regenschirm die Königskinder, die nebeneinander zu Boden gesunken waren, beschützte, während der Zauberer immer noch aufrecht mit aufgerissenen Augen und geöffnetem Munde wie eine steinerne Säule dastand.
Ein neuer Schlag, der die Grundfeste der Erde erbeben machte, folgte und alles hüllte sich in tiefe schwarze Nacht. Lange noch hallte der Donner in tausendfachem Echo, dazwischen aber klang wie von fern her, fried- und glückbedeutend feierliches Glockengeläute und mit einem Male ward es heller Tag. Zauberer, Mohren und Henkersknechte, alles war verschwunden.
Auf einem grünen Rasenteppich, der sich vor dem hochgewölbten gotischen Tore eines Burghofes ausbreitete, lagen aneinandergeschmiegt, die beiden Königskinder. Das Männlein, das seinen Schirm geschlossen, betrachtete sie mit zufriedenem Blick, geschäftig pickte die Henne im Grase, während die Hummel naschend von Blume zu Blume eines Rosenstockes flog, der an der Verzierung des gotischen Tores emporgerankt war. Eine niedere Mauerbrüstung umgab von der einen Seite den Burghof. Man sah von dort auf eine große Stadt, die sich auf den Berg hinaufzog, an den die Burg gebaut war und auf der anderen Seite sich nach der Ebene ver-

breitete. Ein Strom, von mächtigen Brücken überspannt und von segelnden Schiffen belebt, durchschnitt die Stadt und drüber hinaus folgten weiter wogende Felder bis sich der Blick im Dunkel ferner Wälder verlor.
Die Schläfer erwachten wie aus bösem Traum. Sie richteten sich auf und sahen erstaunt umher. Bekannte Räume umgaben sie und der Anblick des Männleins, das sie freundlich begrüßte, erinnerte sie an die Vergangenheit, und ließ sie an die Gegenwart glauben. Sie küßten dem Männlein die Hände und dankten ihm als ihrem Retter.
»Sprich und verlange was du willst«, sprach der Königssohn, «und wolltest du mein ganzes Königreich verlangen, so würde ich doch ewig dein Schuldner bleiben.«
»Ich habe das Glück schon, das ich brauche«, sagte das Männlein. »Zufrieden mit dem, was ich bin und habe, will ich segenspendend weiterziehen, selbst glücklich und denen Glück bringend, die mich erkennen und verstehen.« Dann führte es die Beiden zur Brüstung des Burghofes.
Die Sonne neigte sich dem Untergange, und holder Abendfrieden kam auf unsichtbaren Schwingen leis herangeflogen. Freundlich nickend spannte das Männlein seinen roten Regenschirm auf, die Henne flog ihm auf die Schulter, die Hummel auf die schwankende Gockelfeder. Kleine Wölkchen entstiegen der Pfeife und ein leichter Wind erfaßte den Schirm und trug das Männlein von der Mauerbrüstung auf die es gestiegen war, sachte — sachte dahin. Es flog über die große Stadt mit ihren roten Dächern und rauchenden Kaminen. Es flog über den breiten schimmernden Fluß, jetzt schwebte es über den wogenden Feldern, jetzt sah man den Schirm nur noch wie ein rotes Blatt, das im Winde treibt, und zuletzt glänzte die Messingspitze als leuchtender Punkt im Sonnengold des Abendglanzes. — Dann war nichts mehr zu sehen.
Lange, lange schauten die Beiden ihm nach, die Augen tränenfeucht und die edlen Herzen voll guter, warmer Gedanken. Sie hatten die Hände gefaßt und sahen wortlos hinaus ins Abendgold, während auf den heiligen Schwingen der Glockentöne, die von den Kirchen tief unten im Tal zu ihnen heraufgeklungen kamen, ein tiefer Gottesfriede in ihre Seelen drang.
Hoch oben an einer Königskrone, die den ragenden Torbogen zierte, hatte ein Schwalbenpärchen sein bescheidenes Nestchen angeklebt. Dort saßen die Schwälbchen munter zwitschernd im letzten Abendstrahl und sangen das immer junge Lied vom Heimatland und Heimatglück.

Das ist die Geschichte von dem kleinen Männlein mit dem roten Schirm, den großen Stiefeln, der alten Uhr, der langen Pfeife und den beiden, braven Tieren.

REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN:

Die H. Verleger und Verfasser werden ersucht, von der Zusendung belang- und wertloser Bücher an die Herausgeber des »H.« abzusehen. Die Zeitschrift veröffentlicht keine Buchkritiken, sondern nennt ihren Lesern nur empfehlend jeweils das Wertvollste der neuen Erscheinungen. Für diesmal seien sehr empfohlen: Dauthendey, Insichversunkene Lieder im Laub ‹Stuttgart, Juncker›. Heinrich Mann, Die Bösen ‹Leipzig, Insel-Verlag›. Baudelaire, Oeuvres posthumes ‹Paris, Mercure de France›. Stendhal, Correspondance, publiée par Paupe et Cheramy, 3 volumes ‹Paris, Bosse›. Die erste vollständige Gesamtausgabe. Wilhelm von Scholz, Deutsche Mystiker ‹Berlin, Marquardt u. Cie›. Robert Walser, Der Gehülfe, Roman ‹Berlin, Cassirer›. Strindberg, Historische Miniaturen ‹München, Müller›. Em. Signoret, Oeuvres édit. p. A. Gide ‹Paris, Mercure de France›. Rudolf Kassner, Melancolia ‹Berlin, Fischer›. Hofmannsthal, Prosaische Schriften, Band Zwei. ‹Berlin, Fischer›. Jensen, Das Rad, Roman ‹Berlin, Fischer›. Montaigne, Gesammelte Werke. Deutsch nach J. v. Bode von W. Weigand und O. Flake. Erster Band ‹München, Müller›. Diese beste deutsche Montaigneübertragung wird hier in 8 Bänden neu gedruckt. Max Brod, Der Weg des Verliebten. Gedichte ‹Juncker, Stuttgart›. E. v. Keyserling, Dumala, Roman ‹Berlin, Fischer›. Aubrey Beardsley, Briefe und Kalendernotizen, deutsch von F. Waerndorfer ‹München, Weber›. Heinrich Lautensack, Hahnenkampf, Komödie ‹Berlin, A. R. Meyer›. Artur Schnitzler, Der Weg ins Freie, Roman ‹Berlin, S. Fischer›. A. Pope, Der Lockenraub, deutsch von R. A. Schröder, mit 9 Bildern Beardleys. ‹Insel-Verlag›. Schopenhauer, Werke III. ‹H. W. E. A. Inselverlag›. Goethe, Werke III. ‹H. W. E. A. Inselverlag›. W. von Scholz, Der Spiegel, Gedichte ‹München, S. Müller›. Kokoschka, Die träumenden Knaben ‹Wiener Werkstätte›. The Cambridge History of English Literature. Vol. II. ‹Cambridge University Press›. Max Brod, Schloß Nernepygge, Roman ‹Stuttgart, Juncker›.

MITTEILUNGEN DES VERLAGES

Die Lederdecken für die 3 Doppelbände (je 2 Hefte) des »H.« gelangen im Oktober zur Versendung an die Abonnenten der Japanausgabe. Die Decke wurde in der Wiener Werkstätte hergestellt. An gleichem Orte werden die Ganzleinendecken der Velinausgabe hergestellt, über deren Bezug später Mitteilung erfolgt. Der Preis für die 3 Decken wird etwa 15 Mark betragen.

REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN

Der Nachdruck von Stücken aus dieser Zeitschrift ist nicht gestattet. Unaufgefordert eingesandten Manuskripten oder Zeichnungen ist das Rückporto beizulegen. Sendungen sind an die Redaktion München, Hubertusstraße 13 zu richten.

Das vierte Heft wird Lithographien, Lichtdrucke und Ätzungen nach Blättern von Signac, Rodin, Mailoll, Mathes, Toulouse-Lautrec, Van Gogh, Klimt und Millet bringen, alle aus den Sammlungen des Herrn A. W. von Heymel. Im Textteil Beiträge von: R. Borchardt, A. Gide, R. Musil, H. Bahr, C. Sternheim, F. Blei, R. Schickele u. A.

BERICHTIGUNG: Die Auflage der Velinausgabe wurde an dieser Stelle des zweiten Heftes irrtümlich mit 900 angegeben. Sie beträgt 1000 Exemplare.



FJODOR SOLLOGUB, DAS BUCH DER MÄRCHEN
Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Hans von Guenther. Mit Umschlagzeichnung, Frontispice usw. von Otto zu Gutenegg.
Broschiert in Büttenumschlag zum Preise von 2 Mark. Auf Velin gedruckt, Ledereinband mit reicher Goldpressung, zum Preise von 5 Mark. 50 numerierte Exemplare auf Kaiserlich Japan in goldgepreßtem Einbande aus Leder in Purpur und Dunkelblau, in Kapsel zum Preise von 15 Mark.

VALERIUS BRJUSSOFF
DIE REPUBLIK DES SÜDKREUZES
Novellen. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Hans von Guenther. Umschlag, Titel und Initialen von Otto zu Gutenegg.
Broschiert in Büttenumschlag zum Preise von 3 Mark. In goldgepreßtem Ganzleinenbande gebunden zum Preise von 4 Mark 50 Pfennig. Fünfzig numerierte Exemplare wurden auf Van Gelder abgezogen und in goldgepreßtes Leder gebunden zum Preise von 15 Mark.

HANS VON WEBER VERLAG · MÜNCHEN

FÜR TEXT UND BILDER VERANTWORTLICH FRANZ BLEI, MÜNCHEN, HUBERTUSSTR. 13.
FÜR DIE ANZEIGEN HANS VON WEBER, MÜNCHEN, ADALBERTSTR. 76.

HYPERION

VIERTES HEFT

1908

DAS VIERTE HEFT:

Rudolf Borchardt: Zwei Sestinen. André Gide: Bethsabe, Dramatisches Gedicht in drei Monologen. Deutsch von Franz Blei. Franz Blei: Ein Gespräch von deutschen Dingen. Hans Carossa: Der Morgengang. René Schickele: Das Meer. Karl Vollmöller: Zwei Gedichte. Rémy de Gourmont: Marginalien über Edgar Poe. Carl Sternheim: Don Juan, Fortgang und Schluß des ersten Teiles der Tragödie. Paul Ernst: Der Dichter und die Schauspielerin, Eine Novelle in Briefen. Franz Blei: Drei Gedichte. Paul Wiegler: Anmerkungen. Heinrich Lautensack: Die Judentochter, Eine Novelle. — Otto Vrieslander: Abendlied. — Bilder von: Millet, Van Gogh, E. Matthes, P. Signac, Maillol, Rodin, Toulouse-Lautrec.

RUDOLF BORCHARDT / ZWEI SESTINEN

SESTINE VON DER BLEICHEN DAME

Der Ost verbrennt der letzt entsprungnen bleichen
Gestirne Grün-Licht, geisterhaft zu sehn, —
Tag wird nun sein, wie Tage nun sich gleichen,
Nacht wars, wie mir die Nächte nun vergehn,
Das kühle Blau macht alle Süchte weichen,
Die grauen, lauen, tauigen Nächte flehn.

Aus Nächten aufgestanden mit dem Flehn,
Aus Mitternächten so in deiner bleichen
Pupillen goldnes Ineinandergehn
Von Licht in Licht, darin sie Sternen gleichen,
Schaut ich wie ins Planeten-Wiedersehn
Der Wächter schaut von Aufgang bis Entweichen.

Und weil uns vor dem Mitt-Tag kein Entweichen,
Und von Verhängnissen uns kein Erflehn
Erlösen wird und ewig kein Erbleichen, —
Und weil von allen, die hier stehn und gehn,
Nur meine Hände deinen Händen gleichen,
Und weil die andern flüstern, die es sehn,

So heiß mich nun an dir vorüber sehn
So winke mir, aus deiner Bahn zu weichen,
So deute nicht als Fliehn und nicht als Flehn
Nun da du sprachst, mein finsteres Erbleichen
Nun da du wieder schweigst mein Wiedergehn,
O Miene sonder Fehl und sonder Gleichen

Denn wenn ich zaudre, fiebr' ich von den gleichen
Wahrsagungen, die meine Träume sehn —
Dir lauschen, heißt gewahren, was die bleichen
Durchklungnen Nächte meinen, wenn sie flehn, —
Erwidern heißt aus meinen Losen weichen
Und wie ein Stern im Sprung verloren gehn —

Ich bin von denen die vorüber gehn,
Ich bins in dem die Dinge sich vergleichen:
Gerechtes Glas, drin sie sich selber sehn,
Je näher zu, je ferner muß ich weichen.
Urlaub, ein Urlaub! flieh'n um nicht zu fleh'n
Heiß du mich selbst, oh Dame alles Bleichen!

DER URLAUB

Dame der Bleichen Augen, heißt mich gehn,
Euch länger sehn, gebührt nicht meines Gleichen —:
Entweichen muß ich oder müßte fleh'n.

EINE SESTINE VON DER MAGNOLIE IM HERBST

Ich fand mein Herz am hohen Morgen starr
Von einem Tone, den es nicht ertrug,
Ausblicken straßenabwärts gegen Staub —
Mit Augen schwellend von verfangnem Blut
Suchte mein Herz, und fand da keinen Baum,
Noch irgend Trost, nur Stein und eine Stadt:

Da ich dies ansah, sprach ich: »dieser Stadt
Glaubst du zu blindlings, aber sie ist starr,
Wie Luft-Spuk über Wüsten keinen Baum
Trägt noch ernährt mit allem seinem Trug:
Sieh, wie gespenstisch ohne Wucht und Blut
Sich das gebärdet, Schemen über Staub!

Oktober heult und schleppt den kalten Staub
Rückwärts und vorwärts durch die wüste Stadt.
Was aber bände großgebornes Blut
Wie niedres an den Spuk, und also starr
An das Gespenst des Herbstes, dich an Trug?
Geh in dich, und du siehst in deinen Baum —«

Mein Herz ging in sich bis vor jenen Baum,
In dessen Haus kein Fuß gemeinren Staub
Als goldenen seiner Königs Kelche trug, —
Und stand versteinert: An der Blüten Statt,

Ja stiller Herbste, weste zwiefach starr
Und starb einsam an Fraß und brachem Blut

Ein wächsener Greul, der als die zweite Bluht
Todkrank aufbrach im stumm gewordnen Baum —
Der war nicht starr wie Heiliges, sondern starr
Wie ein Verpesteter im Straßen-Staub,
Der nachts entwichen aus verheerter Stadt
Hier hinschlug mit der Beule, die er trug.

Mein Herz sprach mit den ersten Tränen: »Trug?
Dies auch? o wohl! es ist in meinem Blut,
Was mich so glauben macht an diese Stadt.
Es ist so elend flüchten. Sieh den Baum!
Besser, mich packt Oktober wie den Staub.
Es ist so elend, lügen. Besser starr«

DER URLAUB

Ich setzte einen Baum, der mir nicht trug,
Sein Laub wird starr. Ich baute eine Stadt.
Sie fiel. Der Staub ist durch und durch voll Blut«

Oktober 1905.

ANDRÉ GIDE: BETHSABE, DRAMATISCHES GEDICHT IN DREI MONOLOGEN. DEUTSCH VON FRANZ BLEI

ERSTER AKT. DAVID, KÖNIG VON JUDÄA. JOAB, SEIN HEERFÜHRER

(Der König David, halb priesterlich, halb kriegerisch gekleidet, rezitiert kniend ein Gebet, an dem er schreibt)

DAVID:

... Selbst der kräftige Mensch wird schwach, und selbst der junge Mensch strauchelt, wer sich aber Gott vertraut ... (Joab tritt ein.) Du kommst zu früh, Joab, ich habe mein Gebet noch nicht vollendet. Sei still. – Wo war ich nur? ... Ja! ... Der wird nicht straucheln. Gott wird dem seine Stärke leihen, der müde ist, die Flügel werden ihm wachsen wie Adlern. – Ich hatte erst gesetzt: ihre Flügel werden wachsen wie jene ... aber: wie Adlern ist besser. Was willst du von mir?

JOAB:

Der Hetiter ist zurück.

DAVID:

Wer ist dieser Hetiter? Woher kommt er?

JOAB:

Er liegt vor Rabba und bringt Nachrichten von dort. Ansonst ist er ein Soldat, nichts weiter, und wenn der König ...

DAVID:

Solltest du eifersüchtig sein auf ihn, Joab? Uriel der Hetiter ist der Tapferste meiner Leute. Ich tat, als kennte ich ihn nicht, um dich lügen zu hören. Soll ich vergessen, wer die Philister bei Gath besiegte? Wer gegen sie die Ebenen von Dammim verteidigte? Sag: wer erschlug die beiden Löwen von Moab? Er war's. Und die vier Riesen, des Rapha Söhne? Er war's.

JOAB:

Vielleicht ...

DAVID:

Hör weiter: Zur Zeit der Ernte war ich in der Höhe von Baullam, da suchte ich nach Kühlung vergeblich. Die Philister lagerten im Tale, seit zwei Tagen hatten sie Betlehem eingenommen. Du weißt, in Betlehem ist eine bittre Quelle, nach deren Wasser dürstete mich den Tag, und ich stöhnte danach ... Wer schritt durch das Lager des Feindes? Und wer wagte sein Leben dafür, mir einen Becher Wasser zu bringen? Wer, sag doch! Es war der Hetiter Urias. Tu nicht, Joab, als ob du es vergessen hättest, am Rand des Grabes denke ich's noch. Ich will nicht, daß einer sagen kann, man sei dem König ohne Nutz gefällig. Ich erwarte, daß Urias

an meinem Tische ißt. Alles, was mein ist, gehört ihm. Ich erwarte ihn, man laß es ihn wissen. ⟨Joab gibt einem Diener ein Zeichen und den Befehl des Königs.⟩ Er ist der Freund des Nathan, nicht wahr?

JOAB:

Des Propheten Nathan, ja, Herr ⟨und will sich zurückziehen⟩.

DAVID:

Geh nicht fort. ⟨David schweigt eine Weile.⟩ Ich habe Angst vor dem Propheten ... Du lächelst? Du kennst nicht seine Macht, deshalb. Das Volk gehorcht seiner Stimme, ich selber, vor ihm, wie ein Kind bin ich stumm, sagt er »der Ewige ...«, man glaubt Gott selber zu hören. Ja ja, ich habe auch andere Propheten gehört: sie prophezeien, dann sind sie still. Die Stimme dieses aber hört nicht auf. Ich will ihn zwingen, daß er schweigt. Mein Joab, ich habe Angst vor Nathan.

— —

Es kommt eine Stunde im Tag, da die Kraft der Könige sich mindert: Es kommt ein Tag im Leben, da der rüstige Schreiter sich müde fühlt. Ich denke meiner Kräfte, der Gebete meiner Jugend, der damals mit Gott sprach, war ich. Ich denke des König Saul ... Auch ich, wie er, fange an, vor meinen Schritten den Schatten wachsen zu sehen. Ich bin es nicht mehr, den der Ewige hört, er spricht nicht mehr durch meinen Mund, er richtet das Wort nicht mehr an mich ... Doch trag ich schlecht seit einer Zeit sein Schweigen. Ich will ihn zwingen, daß er redet.

— —

Wie ein ausgehungerter Hund an einem faserlosen Knochen nagt, wie eine Mutter in die Arme ihr totes Kind drückt, so drückte ich nachtlang den Namen meines Gottes auf meine Lippen. In meinen gebetgekreuzten Händen wärmte ich, was mir an Glauben blieb, um zu beten. Und sieh — ich hörte es über mir wie einen Flügelschlag ... es war die Stunde, da das Licht der Lampe flackert, da das Öl der Lampe versiegt, die Stunde, da der Mutige erschrickt, da sein kraftvoller Entschluß schwach wird, da der Wein des Schlafes trunken macht die Könige und die Menschen. Meine Seele aber in mir blieb wach, ich hatte Gott erwartet die Nacht lang. — Ich vernahm es über mir wie einen Hauch: der schwerlose Geist Gottes, der zu mir herabstieg. Geist Gottes, welchen Namen geb ich dir? ... Joab, ich sah oft die Taube um ihr Nest flattern, wenn sie eine Weile zögert: soll ich mich niederlassen? Und wie sie zögert, sich niederzulassen. Über meinem Lager schlug der Geist Gottes mit dem Flügel. Er kam immer näher ... Goldene Taube, meine Hand wird dich bald greifen, vielleicht ... Ich streckte den Arm. Erhob mich und verfolgte sie von Saal zu Saal bis hin zur Treppe rechts, die zu den Gärten hinaufsteigt. Sie wuchs, sie leuchtete wie ein Blitz, ruhte manchmal — da fühlte ich mit einem Schlag ganz kraftlos meine Knie, und ganz nah, sie zu greifen, faßte Bestürzung meine ganze Seele. Sie ging

weiter, sie hüpfte von Stufe zu Stufe, ich wollte Sie fassen und wagte nicht ... Wohin du auch fliegst, Taube, ich warte hier ...

— —

Das war eine heimliche kleine Terrasse, von der ich glaubte, ich kennte sie noch nicht. Der Vogel Gottes hatte sich plötzlich hoch in die Luft geschwungen, es kam mir plötzlich vor, als nehme er all mein Verlangen mit sich. Es war bald die Stunde, da der Himmel erwacht, da die Mauer blaut. Die Gärten zu meinen Füßen waren tiefe Schattenbecken, in die mein sichtiger Blick durch den Nebel tauchte. Wem gehören diese Gärten, Joab? Ich, ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß hier mein Haus aufhört. Ich beugte mich hinüber, denn ich unterschied nicht deutlich genug, was ich im Grunde eines Gartens Weißes sich bewegen sah. Ich ahnte am stärkeren Dunte einen Brunnen, bei dem Brunnen eine gebeugte Gestalt, war das ein verschleiertes Weib? Ein weißer Flügel am Wasserrand? ... Ja, das bewegte sich, das tat wie ein Flügel, eine Weile glaubte ich, ich hätte meinen Vogel wiedergefunden. Die aufgehende Sonne zwang mich, die Lider zu schließen, da ich die Augen wieder öffnete, war ich von Licht geblendet, aber nichts sonst als ein Weib war da, die nackten Füße standen im Wasser. Zwischen Rosenbüschen durchschritt die Frau bis ans Herz des Brunnens. Und weiter noch schritt sie in mein Herz. Ihr Gesicht, ich konnte es nicht sehen, und ihr Haar deckte schwarz die Schultern, aber durch die Rosenbüsche sah ich ihren Bauch zucken, eine Blume schien sich zu erschließen zwischen ihren Knien, die sie auseinandertat ... Mein Herz stieg mir in die Kehle und sprang in einem Schrei heraus ... (Der Diener, der zum Hetiter geschickt war, kommt zurück.)

DER DIENER:

Herr, Urias läßt dem König, seinem Herrn, vermelden ...

DAVID:

Er kommt nicht?

DER DIENER:

Er sagt: Ich soll in das Haus des Königs treten und Rabba ist noch nicht eingenommen.

DAVID:

Es ist gut. Wenn er nicht kommt, so werde ich zu ihm gehen. Geh, Joab. Er soll ein sehr einfaches Mahl bereiten, und ich werde diesen Abend sein Gast sein. Meld es ihm. (Exit Joab.)

ZWEITER AKT: DAVID. JOAB

(David sitzt bekümmert. Joab steht vor ihm)

DAVID:

Er bewohnt einen kleinen Garten ...

Der Tisch unter der Weinlaube, auf dem mich das Mahl erwartete, war weiß. — Sieh, sagte er, meine Rebe, und wie sie Schatten gibt. — Und lieblich war der Schatten auf dem Tisch. — Der wenige Wein, den sie mir spendet, ist der hier, König David, er ist süß, kost ihn. — Und sein Weib, das herbeigekommen war — Bethsabe nennt sie sich — neigte sich und füllte meinen Becher. Die dunkle Flut ihres Haares schien um sie zu zittern. Ich hatte sie nicht wiedererkannt und auch, anfangs, den Garten nicht wiedererkannt. Sie kam mir, bekleidet, noch viel schöner vor. Ihr ungekanntes Antlitz lächelte ... Aber der Garten, Joab! der Garten! Wie sag ich es nur? Er glich nicht mehr jenem des Morgens, den Nebel füllten, das war ein heimlicher Ort ... Ich trank den Becher Weines. Ich habe manchen Wein getrunken, Joab, aber nach diesem da, glaube ich, dürstete mich seit langem, er stieg in mich hinab wie ein tiefes Glück, er erfüllte mein Herz wie die Erhörung der Gebete, ich fühlte meine Kräfte jung werden. Bethsabe lächelte, der Garten füllte sich mit Licht, alles strahlte von Liebe und Glück des Urias. — Du siehst all mein Glück, König David, sagte er, es ist einfach, es hält sich im Schatten eines Gartens. Es schläft in den Mauerlöchern deines Palastes. Gegen Kälte, gegen Wind schützt es dein Haus, unwissentlich sogar ... Ich, einer deiner Geringsten, großer König David, was bin ich vor dir? — Vor den Philistern schützt mich deine Stärke, sagte ich, — was bin ich vor Gott, Hetiter? Dich aber kenn ich als einen meiner Tapfersten, und von der Höhe meines Hauses herab unterschied ich deinen Garten. Er war bleich und blau von den Nebeln des Morgens, die Sonne hob sich kaum hinein ... Ich konnte diese Nacht nicht schlafen, ich hatte so gebetet, daß ich trunken war, und da ich die Treppe hinaufstieg, strauchelte ich bei jedem Schritt, wie im Schlafe noch verfolgte ich einen Traum und träumte von einem wundersamen Vogel, der flog von Saal zu Saal, und ich wurde müde, da ich ihm folgte, aber es führte mich wohl Gott durch ihn bis zu dieser schmalen Terrasse, sieh, die dort oben. Ich sah meinen Vogel in deinem Garten wieder, Urias. Als die Sonne durch den Nebel drang, ja, der Vogel, den ich verfolgte ... du lächelst? er war da — komm, zeig sie mir — an einer Quelle, er hatte das Rosengebüsch auseinandergezwängt, und da, ruhig, allen Augen ferne, glaubte er wohl, da badete er in dem zitternden Wasser ... Vor Rabba zurückgehalten, konntest du ihn nicht sehen, lieber Urias, aber Bethsabe vielleicht ...? Und Bethsabe schwieg errötend und beugte sich zum Wasser und ließ, Scham oder Lächeln zu verbergen, ihr Haar vor das Gesicht fallen. Schon neigte sich der Tag, der ganze Garten sog sich mit Schatten voll ... — Urias, sagte ich, weshalb bist du nicht in den Palast gekommen? Ist es, weil Nathan ... — Ich habe Nathan noch nicht gesehen, Herr, nicht seit meiner Rückkehr von der Belagerung von Rabba. König David, König David, das stolze Rabba ist noch nicht genommen! ... Ich soll im Palaste des Königs ruhen, und dein

Volk wartet in Ungeduld! Nein, so lange die Krieger, o König, diese Mauern nicht gestürmt haben, ist mein Platz im Felde, bei ihnen, diesen Abend noch kehre ich zurück. – Bleib mit uns noch eine Weile, Urias, wie lange brauchst du nach Rabba? Ein paar Stunden ... Schon hebt sich die Nacht. Und dann sprachen wir nichts mehr. Der Himmel war so klar, daß man die Quelle hörte und daß das Dunkel um Urias einer stillen Tiefe seines Glückes glich ...

– –

Aber das Verlangen, Joab! Das Verlangen tritt in die Seele ein wie ein Fremder, den hungert.

JOAB:

Und was, König David, hält dich zurück? Nimm dir dieses Weib.

DAVID:

Ja. –
Das tat ich alsbald, Joab. Er hat einen kleinen Garten. Die geringste meiner Terrassen ist größer! Ich habe die Hände schon voll Gut und Glück, daß ich nicht mehr ein Korn darin halten kann, aber dieses kleine Glück da, dafür laß ich alle andern zur Erde fallen ... Es ist aus so wenig gemacht, dieses Glück! Als ob es genügte, daß ich meine Hand ausstrecke, es haben wollte, um es zu nehmen, daß ich meine Hand darauf lege, um es zu haben ...

JOAB:

Und Bethsabe, Herr.

DAVID:

Ja, Bethsabe. Ja, ich glaubte sie schöner. Sie ist schöner so in ihrem Garten, als da sie in der Quelle badete. Bethsabe! Bethsabe ...... Bist du das Weib? Bist du die Quelle? Meines Verlangens schwankendes Bild. Joab, da ich sie endlich in meinen Armen hielt, wirst du es glauben, kam mir beinah ein Zweifel, ob sie es war, die ich verlangte, ob's nicht etwa der Garten war ... Und dieser Wein! Der Wein, den ich trank, der Wein ihrer kleinen Rebe! Trank ich mit einem Zug den ganzen Inhalt? Ich habe Angst davor. Es ist der Wein, nach dem ich dürste, sag ich dir. Als ob er rührte, Tropfen um Tropfen mir einen dürren Winkel meines Herzens feuchtete. Du denkst noch: dies Wasser von Betlehem, das Urias mir an einem Fibertage holen ging, er allein konnte meiner Lippe ihre Frische geben: mich dürstet nach diesem Glücke des Urias, und sei es auch gemacht aus allerwenigstem ... Genug, Joab! Du siehst, es ist unmöglich. Weshalb besitze ich nicht mehr. Bring mir dies Weib zurück in den kleinen Garten des Hetiters. Alles ginge gut, verlangte mich bloß nach ihr, so aber ... Dann weiß ich auch, daß er zurückkommt diesen Abend. Er soll sein ruhiges Glück wieder finden, wie er es verlassen hat, zumindest glaubt er

so. Denn des Schiffes Spur auf der Welle, des Mannes Spur auf dem Leibe des tiefen Weibes, Gott selber, Joab, erkennte sie nicht. Doch sieh immer zu, daß Nathan der Prophet davon nichts weiß ... (Exit Joab)

DRITTER AKT: DER GLEICHE SAAL. DER KÖNIG DAVID IST ALLEIN, IN DER NACHT

Bist du es, Joab? ... Nein. Noch nichts. Soll ich allein bleiben bis zum Morgen? Und diese Nacht, endet denn diese Nacht nicht? Ich betete zu Gott, und dann, hoffte ich, würde ich gleich einschlafen. Aber gibt es denn hinfort noch einen Schlaf für David? Ich wollte zu Gott beten und ich begann zu sinnen ... Schön ist die Tat den leiblichen Augen am hellen Tage, unheilvoll dem, der sie des Nachts mit dem Auge des Geistes wiedersieht! Wer auf dem Gipfel der vollbrachten Tat nicht alsobald einschlummert, aber sie im Dunkel sich immer wieder erinnert, der gleicht einem Blinden, der, um es wiederzuerkennen, mit seinen Händen das Antlitz eines Toten, den er liebte, liebkost. Fänd ich wo Rast! Joab! Gott schütz uns vor Nächten, in denen nicht Schlaf noch Liebe wohnt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Alles schickte sich an, mich schlafen zu lassen, alles war still, und alles schlief schon, in meinem Herzen, im Himmel und auf Erden, und ich wollte einschlafen ... Da kam der Hetiter. Plötzlich kam er aus der Nacht heraus, und ich erkannte ihn kaum, nur die Lampe an meinem Lager leuchtete auf ihn. Wie kam er herein? Die Tore sind doch geschlossen. Er stand vor mir ohne ein Wort und ohne seinen Mantel abzuwerfen. — Urias, sagte ich, bist du es? Antworte! Weshalb kommst du? Was willst du tun? Hast du über Rabba gesiegt? Wohl nicht. Ich wüßte es sonst schon ... Leg deinen Mantel ab. Ich kann deine Augen nicht sehen. Sprich zu mir. So sprich doch! Weshalb bist du so unbeweglich? Wer ließ dich kommen? Was willst du von mir? Deine Bethsabe erwartet dich. Dein Platz ist in ihrem Bett, neben ihr, in deinem Garten. Geh doch. Geh heim. Ich will schlafen. ... Weshalb geht er nicht fort, Joab? ... Weshalb bleibt er ohne ein Wort? Was will er von mir? — Geschenke? — Er hat sie immer zurückgewiesen ... Und er wollte nicht einmal den süßen Wein trinken, den ich ihm reichte, als ich ihn so bleiben sah. Und seine Anwesenheit, in der Nacht, weilte und weilte, es schien mir zuweilen, daß die Lampe an meinem Lager verlöschen wolle oder daß der Hetiter im Schatten verfließe ..

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

War er wirklich fort, als der Prophet Nathan kam? ... Ah! Ich schlief nicht diese Nacht. Ich habe es dir ja gesagt! Nathan war fürchterlich ... Jetzt aber, Joab, frage ich Gott: was soll der Mensch tun, wenn hinter jeder seiner Begierden Gott sich verbirgt?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als ob er jedes seiner Worte aus mir herausrisse in der Nacht, so begann Nathan zu sprechen. Was hat er gesagt! Ach! Ich möchte seine Worte auslöschen in mir ... Er sprach von einem Armen, der nichts besaß als ein Lamm. Ein Lamm, sag ich dir, das er gekauft und aufgezogen, das er heranwachsen gesehen, das auf seiner Brust schlief, das er liebte. – Genug, Nathan! Ich weiß. Bethsabe heißt es! Schweig! – Er aber, als ob er mich nicht hörte, sprach weiter: – Neben dem armen Mann wohnte ein sehr reicher Mann, der besaß Reichtümer in solcher Zahl und Vieh so viel, daß er es nicht zählen konnte. Ein schweifender Wanderer kam zu dem Reichen ... – Genug, Nathan! Genug! Ich erkenne in ihm mein Verlangen ... – Er hatte Hunger. – Ich wußte nicht, wie seinen Hunger stillen. – Der Reiche aber, der Güter in solcher Zahl sein nannte ... – Nichts von all meinem Besitz gefiel mir mehr. – Tat, als schlösse er über seinem Reichtum die Augen und ging an die Habe des Armen. – Das wollte er, der Wanderer. Nichts andres, sag ich dir, hätt ihn befriedigen können. Umsonst wollt ich ihn schweigen machen, er sprach so laut wie ein König im Hause. – Das Lamm, das der Arme hatte für sein einziges Gut, der Reiche hat es genommen. – Genug, Nathan! Genug! ... Dein Reicher hat den Tod verdient! – Das Lamm, das der Arme hatte für sein einziges Gut, der Reiche hat es genommen ... – Auch das ist es nicht, was das schweifende Verlangen begehrte ... Und sieh! Seine Bethsabe, ich hab sie ihm zurückgegeben, Ich verlangte ihrer nur mit dem Schatten ihres Gartens. Wonach ich Verlangen trug, war der Frieden des Urias, zwischen seinen so einfachen Dingen, und die er ließ, um mir zu dienen ... Ich will, ich will bereuen, aber was hab ich getan? In der Zeit meines Verlangens war Bethsabe vor meinen Augen, und ich sah nichts als sie, jetzt aber ... Bist du es, Joab?

(Ein tritt Joab. Er steht ganz aufrecht an der Tür im Dunklen, spricht nicht.)

Ja, du bist es. Endlich! Ich erwartete dich wie das Morgengrauen. Du kehrst von Rabba? Ist der Hetiter mit dir zurückgekommen? Die Stadt ist genommen? Nein. Du hättest es mir gesagt ohne Frage. Was tatet ihr da unten? Hast du meine Befehle alle ausgeführt? Ich erinnere mich ihrer nicht mehr genau. Hab ich dir nicht gesagt ... Urias war unter den Tapfersten, in der vordersten Reihe, nicht wahr? ... Du sprichst nicht ... Hießest du ihn bis ganz an die Mauer gehen? Zu nah ... dann ... ließet ihr ihn, als ihr flohet ... Schweig, Joab! Das darf selbst Gott nicht vernehmen, und ich darf es nicht wissen, aus Angst, es nicht mehr vergessen zu können.... Nein! Nein! Sag mir, daß er in seinem Garten schläft, unter seiner Weinlaube! ...

(Das Morgengrauen dringt leise ins Gemach und beleuchtet schwach Joab, man unterscheidet hinter ihm ein verschleiertes Weib in Trauerkleidern.)

Was ist's, was du hinter dir herschleppst, im Dunkel und ganz in Trauer? ... Bethsabe! ... Geh! Bring sie weg! Ich sagte dir, daß ich sie nicht mehr sehen will ... Ich hasse sie! —

FRANZ BLEI: EIN GESPRÄCH VON DEUTSCHEN DINGEN

DER ÄLTERE:

Du warst lange unterwegs und wirst zurückgekehrt manches bei uns verändert finden.

DER JÜNGERE:

Soll ich sagen zum Guten?

DER ÄLTERE:

Wie meinst du das?

DER JÜNGERE:

Ich meine, was anfangs und für eine Zeit ein Gutes war, wirkt fortgesetzt über seine Zeit hinaus sich zum Schlechten. Gegengift wird wieder Gift, wenn es seine Wirkung, das erste Gift zu kompensieren, getan hat. Man dosiert, dünkt mich, dem deutschen Leib noch immer das Gegengift, und ich sollte doch meinen, es müßte längst seine gute Wirkung getan haben und tut nun eine schlechte.

DER ÄLTERE:

Ein gutes Mittel ist in die Hände der Kurpfuscher gefallen. Du weißt wie die sind, es wird ihnen zur Panacee, besonders wenn es ihrem Geschäft hilft.

DER JÜNGERE:

Und dann sind also andere wieder darangegangen, primär zu vergiften, daß die Wirkung des Gegengifts aufgehoben wäre. Ja, das ist mein Eindruck: mit Gift und Gegengift bemüht man sich um einen angeblich oder wirklich, sicher aber von den Ärzten aus Kranken. Stimmt das?

DER ÄLTERE:

Ja und nein, je nachdem.

DER JÜNGERE:

Also auch du mit Ja und Nein? Ich höre, seit ich wieder in Deutschland bin, keine andere Antwort als Ja und Nein in einem Atem. Sie haben noch immer ihre Nachgedanken, diese Deutschen, dieses Auseinanderfallen in Aktion und Sentiment, in Gewehre und Gefühle, Wirklichkeit und Vision, ineinandergefärbt in ein unentschiedenes Grau. Sie sollten doch den Engländern ihre Hypocrisie ablernen, öffentlich nicht sagen, was man heimlich tut und denkt.

DER ÄLTERE:

Daß ich es dir nur gleich lachend bestätige: ja, wir sind sehr vielfach und schwer auszurechnen auf eine Formel. Wir sind nämlich kein Volk, sondern eine Rasse. Das ist der Wurzelbereich unserer Schönheiten und unserer Leiden. Wir haben wortkarge Friesen und geschwätzige kindliche Rheinländer, haben hartnäckige kleinschlaue bayrische Bauern und schwer-

fällige langsamdenkende Ostpreußen, träumerisch weiche Schlesier und solide praktische Schwaben, von Erwerb und Arbeit krankerregte Sachsen und launisch lebhafte Elsässer, gern leichtsinnige, doch gut auf ihrem alten deutschen Minnesingerboden hausende Wiener und gar nicht behauste, hintergrundlose, unbestimmbare Berliner.

DER JÜNGERE:

Ja, und Dichter und Denker und Musiker.

DER ÄLTERE:

Und Chemiker und Ingenieure und Kaufleute.

DER JÜNGERE:

Nietzsche

DER ÄLTERE:

Und Bismarck. Was willst du?

DER JÜNGERE:

Dein Ja und Nein. Ich bin seit zwei Monaten wieder hier und fühle mich nicht zu Hause. Es bedrängt mich etwas, daß ich nicht genau bestimmen könnte. Es sind, scheint mir, keine verläßlichen Sicherheiten da. Als ob man einen Steg über reißendes Wasser schritte und läse: Achtung, die morschen Bretter sind noch nicht ausgewechselt! Achtung! Das Geländer ist noch nicht vernietet! In Wien genoß ich die bei allen kleinen Stürmen nicht wankende Ruhe fester Gesittungen, und es gibt da, scheint mir, nur kleine Stürme. In Italien freute ich mich unaufhörlich über das Unwahre einer Auslandlegende, die in diesem wundervollen Lande ein Volk wirtschaftlichen und geistigen Niederganges wohnen läßt, wo es in der Tat voller Energien und voll stolzestem Selbstgefühl ist. Spanien war eine angenehme Erholungsstation bei alten dunklen Sitten, nicht lange zu ertragen, aber für eine kleine Weile eine Erquickung für die vom Lärm der Zwecke ermüdeten Nerven. London: der Anblick eines Musterkontors einer alten Firma, mit Ministern als Commis, sofort entlassen beim kleinsten Fehler in den Geschäftsbüchern. Paris — eine wundervolle Erregung immer, Reden über Schluchten geschlagen als Brücken, die ein ganzes Volk furchtlos begeht in Bewunderung des Redners, immer im Letzten lebend, den Kopf voller Dinge, kindisch und groß, prahlerisch und herzlich, die menschlichste Stadt. Und New-York und das große Land darum ein Lernen, nicht aus Büchern, sondern ein wirkliches Erfahren um Europa vor fünfhundert Jahren. Hier werden nur wegen des teuren Holzpreises keine Hexen mehr verbrannt. So mannigfaltig das alles und doch bestimmt und deutlich in Konturen, leicht sich einzuordnen, gern um Opfer manches Mitgebrachten erworben, die man nie als Entbehrungen spürt, ja manchmal sogar als Förderungen. In Deutschland aber... Als ich vor sieben Jahren in die Fremde ging, schien mir hier alles verwirrt, aber ich gab meiner Jugend die Schuld solcher Mei-

nung mehr als den äußeren Dingen. Und sagte ich mir, es ist die heftige Bewegung in der Lösung, bevor die Atome zum Kristalle schießen. Deine und anderer Hantierung war es ja auch, ich erinnere mich, Faden in die aufgerührte Mischung zu hängen, daß sich daran, wie du sagtest, die festen Gebilde der Dauer hängen. Ist es gelungen?

DER ÄLTERE:

Ja, wir waren damals in die Logik verliebt und die führt ja immer zur Utopie. Das Leben geht seinen Weg, das Denken seinen — die beiden Wege schneiden sich nur zufällig manchmal. Wir bedachten das Übermorgen und hatten das Morgen vergessen. Aber ich komme wie du zurück. Nicht von Reisen in Ländern, sondern von Reisen in Zeiten, um Zeit, die mir lästig geworden, zu verlieren, und um Zeit, die ich brauchte, zu gewinnen. Zu Mancher Verwunderung und Anderer Mißdeutung — keiner ist gehalten, in eines Mitmenschen nicht weiter wichtigem Tun um die Motive sich zu kümmern — wandte ich mich verlorenen, ja nichtigen Dingen zu. Es sah aus wie böse Lust, es war eine Ironie. Nun, ich wollte eine Distanz, die ich mir zeitlich schuf, da ich es räumlich nicht konnte.

DER JÜNGERE:

Und das Ziel?

DER ÄLTERE:

Du frägst so schnell. Vielleicht weil du etwas Unerhörtes erwartest. Und ist etwas ganz Gewöhnliches. So, daß ihm jedes Wort schon mehr Bedeutung gibt, als ihm zukommt.

DER JÜNGERE:

Du machst mich neugierig.

DER ÄLTERE:

Ich werde dich enttäuschen. Unlängst hat einer das Bemühen um die Synthese schwächlich genannt, wohl ein Kraftstrotzender, der aus seinen analysierten Gefühlen — er hat keine andern — Gedichte macht, aus seinen weiblichen Verhältnissen große Schmerzschafferinnen und aus seinem lotterigen Daherleben einen Entwicklungsroman.

DER JÜNGERE:

Grassiert dieses Genre noch immer?

DER ÄLTERE:

Reliquenverehrung der eigenen Windel. Was willst du? Wenn niemand einen wichtig nimmt, tut man's selber — etwas muß der Mensch verehren.

DER JÜNGERE:

Meinst du nicht, daß dieses Mißtrauen gegen die Synthese daher kommt, daß sie sich immer nur im Gedanklichen vollzogen hat? Und jede Philosophie hat schließlich nur für den Philosophen Wert.

DER ÄLTERE:

Ja, und wer sie praktizieren will, verirrt sein Leben, ich meine, wer das Denken eines andern praktisch machen will. Es kann aber für mich selber mein Denken durchaus identisch mit meinem Tun sein, oder nicht?

DER JÜNGERE:

Mit kleinen Konzessionen.

DER ÄLTERE:

An Bräuche und Sitten, gewiß. Was aber unwesentlich ist.

DER JÜNGERE:

Also die Synthese?

DER ÄLTERE:

Ich möchte lieber Ordnung sagen. Das Suchen der Ordnung im Ungeordneten, das Schaffen der Ordnung aus Chaotischem ist das Leben der menschlichen Energie, äußerte sie sich auch in welchen Neigungen immer, künstlerisch, kaufmännisch, politisch. So stark ist das, daß die Energie dort, wo sie ihrer genialen Ordnung, die sie will, nicht genug Chaos findet, sich Chaos schafft, um ihm die Macht ihrer Ordnung zu geben. Denk an Napoleon und Bismarck und ihre Verwirrungen der Welt aus ihrer Not, ihr ihre Ordnungen zu geben. Denk an Goethes junge Stürme seiner Seele – hier war das Chaos in den Gefühlen –, denk an Nietzsches Zerstörungen der Werte – hier war das Chaos in den Begriffen. Ich meine, dieser Sinn nach Ordnung ist wirkend in jedem Menschen, der etwas will: er kann sonst nichts wollen als die Ordnung, aus dem mystischen Gesetz der vollkommenen Menschennatur heraus, deren Herzschlag der Rhythmus der Welt ist.

DER JÜNGERE:

Du stellst ein Theorem voran, wie zur Versicherung dessen, was du sagen willst.

DER ÄLTERE:

Nein, nein! Ich will dem Gedanken keinen Zweck geben, der ihn entweihte, sei der Zweck auch welcher immer. Du kennst mich doch als einen, der berauschende Freude an den Gedanken hat, die nicht Beweises wegen in die Welt gesetzt sind. Es liegt mir nichts daran, einen, meinen Gedanken gegen einen andern zu stellen, daß ein törichter Streit entsteht mit Schlauheit, Witz und allen Infamien Rechthabenwollens. Wir haben solcher sich balgender und einander deshalb aufhebender Meinungen genug und viel zu viel als daß ich Lust verspürte, in die aufgeregte Arena dieses Scheingefechtes zu steigen und den Lärm zu vermehren. Der Gedanke ist der Schild der Schönheit, also eines Zweckenthafteten und so selber zu Zwecken nur mißbrauchbar ... Was ich da von dem Gesetz der Ordnung sagte und

wie sich in ihm das kosmische Gesetz des Ganzen durch den Menschen äußert und nicht nur durch ihn natürlich, das wollte ich nicht als eine einleitende captatio sagen. Nur als den großen Hintergrund dir für den Vordergrund andeuten, daß dessen Verhältnisse und Perspektiven sichtbar werden und dir nicht kleinlich erscheint, was nur klein, dir nicht verzerrt erscheint, was nur verkürzt ist. Wir waren ja im Zuge, von den deutschen Dingen uns zu unterhalten.

DER JÜNGERE:

Die du, ich vermute es nun, größer und freundlicher mir weisen willst, als ich sie sehe.

DER ÄLTERE:

Als sie deinen aus Weiten zurückkehrenden Augen erscheinen, die zu blinzeln und zu tränen beginnen, wenn sie sich auf Nahes einstellen sollen. Ist's nicht so?

DER JÜNGERE:

Soll ich sie lieber schließen und sagen: wie schön und gut?

DER ÄLTERE:

Ist dir beim andern wohler?

DER JÜNGERE:

Ich schaue teilnahmslos zu.

DER ÄLTERE:

Wenn das gelänge!

DER JÜNGERE:

Also du meinst, man könne sich nicht außerhalb stellen und muß teilnehmen irgendwie?

DER ÄLTERE:

Ja, irgendwie fördernd nach Neigung und Fähigkeiten und des Ganzen bedacht. Wir fördern den europäischen Begriff, wenn wir als Deutsche dem deutschen Begriff dienen, wozu uns mindest das große Erbe unseres Stammes verpflichten muß. Seien wir mindest in schlimmen Zeiten gute Hüter dieses Erbes für die Nachkommenden.

DER JÜNGERE:

Geschieht das denn nicht? Sieh doch die neuen Editionen unserer großen Literatur–

DER ÄLTERE:

Und die Schulen und so weiter. Verzeih daß ich dich unterbreche. Ich meine etwas anderes. Es handelt sich zum Geringsten um die Künste vielleicht. Ich meine: deutsche Wesenheit dürfe dem europäischen Begriff nicht fehlen. Und dies zu erreichen, dürfen wir nicht nur ein Volk mit einer Vergangenheit sein, die man uns zugibt, sondern mit einer Gegenwart, die man uns

abspricht, die man sich bei uns selber gern abspricht. Aber die barbarische Gesundheit der deutschen Stämme verträgt viel. Die Angst und der Witz spielen sie gegeneinander aus. Nord und Süd werden von Wohlmeinenden zum Tauschverkehr ihrer besten Güter eingeladen, und der Geschäftskundige weiß aus den pointierten Gegenüberstellungen Geld zu machen. Ja, es verträgt der Deutsche sogar den offensten Spott über seine heimlichen Übel, wie keine andere Rasse sich das leisten kann. Er billigt ihn oft nicht, aber er geht nicht daran zu Grunde. Denn er hat eine Neigung, sich selber nicht in Ruhe zu lassen und ist oft der eingebildete Kranke, nur um sich recht oft den Puls fühlen zu können. Die Frohheit der südlichen Völker ist zögernder bei ihm, das naive Selbstbewußtsein der Rhetoren wird bei ihm, der gar kein Redner ist, leicht grob und renommistisch sich äußern, was beides eine immer wache Selbstironie nur übertönen soll. Diese Deutsche waren Dichter und Denker und sind nun Arbeiter im Schweiße, man darf von ihnen nicht die schickliche forensische Haltung verlangen. Wessen Leben schwer ist, dem wird leichtes Tun immer schlecht stehn und dessen etwas gekrümmter Rücken wird keine gute Figur auf der Tribüne machen. Man sollte diese Tatsachen und Bedingungen der heutigen deutschen Existenz kennen, bevor man Formen von ihr verlangt, die zu erwerben noch keine Zeit war, die schnell zu entlehnen nur die zeitlosen Snobs und deren Gefolge Eile haben, denn sie ahnen, sie leben nur gegönnte kurze Tage. Ihre neurasthenischen Krämpfe über den schlechten Kleiderschnitt sächsischer Touristen, aus dem sie die völlige Verrottung des Stammes und alles deutsche Unvermögen deduzieren, das rührt keinen und an nichts. Daß der deutsche Kaiser in Kunstdingen einen minder guten Geschmack zeigt als etwa der Großherzog von Hessen und der von Weimar, ist für das Wohl der von ihnen regierten Völker durchaus belanglos. Die Verfassung verflichtet einen Regenten nicht auf den Geschmack. Alles das ist nur Geschrei Bauunkundiger über die mißglückte Dachfahne eines Hauses, aus welchem Umstande ihre Unkenntnis schließt, daß auch in des Hauses Fundamenten durchaus der Schwamm sitzen muß. Die angebliche Sensibilität jener Leute, zu denen nun durch schlecht bedienende Gazetten als Phrase gedrungen ist, was wir vor etwa einem Jahrzehnt in bewußt übermäßiger Betonung und in der Utopie der Logik und damals von den gleichen Leuten verhöhnt mit unserem ganzen Pathos sagen mußten, diese Sensibilität unwissender Gehirne und von Faulheit geschundener Nerven, diese paar tausend Leute, die Zeit genug haben, alle Häuser mit ihrem Kulturgeschwätz zu erfüllen, mit ihrer Lehre von der allein seligmachenden Hosenfalte und ewiger Verdammnis aller Röllchenträger, diese kleine Sippschaft des großen Maules, diese Kenner der modernen Literatur und sonst keiner, diese Scribenten ihrer eigenen Hinfälligkeit, die nach dem starken Leben jammern, das ihre blinden Augen nie sehen können, diese Erneuerer auf allen Ge-

bieten, von denen sie nichts verstehen, diese Herren und Damen und die ihnen aus Dummheit oder Gewinnsucht Gefälligen, — lieber Freund, lachst du nicht vielmehr darüber, über diesen Kork auf dem Meere, der sich ein Schiff dünkt, über diese Fistelstimme im Chore der paartausend Statisten, die alle zu übersingen meint mit dem feinsten Ton, über diese Allerfeinsten, die sich nichts aus dem Leben wirken, weil sie untauglich sind und so dem Leben die Schuld geben, diesem Deutschland, das die Schwätzer nur so lange gutmütig duldet als es von ihnen bei der Arbeit nicht gestört wird und auch dann noch die Lungerer nicht wegjagt, wegen ihrer Possierlichkeit? Dieses kleine zeitgemäße Übel, diese vapeurs!

DER JÜNGERE:

Aber sag, sind dir denn die andern lieber, du weißt schon, diese juchtenen Deutschtümler und Werdandibündler und Monisten?

DER ÄLTERE:

Ist dasselbe, ist dasselbe. Sie sprechen die Vokabeln nur anders aus, aber es sind die gleichen Vokabeln.

DER JÜNGERE:

Du siehst also nichts förderndes in der Kritik des Bestehenden?

DER ÄLTERE:

Besteht denn schon etwas? Ich glaube, es wird erst etwas. Und Kritik steht erst auf in der Höhe des Werkes. Nie verschwendet ein Mächtiger sein kritisches Wort an ein Werdendes, an den Keim. Nur die Verfallzeiten haben große Kritiker, Zeiten aber wie die unsere haben nur Leute, die kritisieren. Wir wissen genau, was wir noch nicht sind, wissen gut, was wir noch nicht haben. Wir kennen unsere Mängel und sind nicht so hinfällig, sie alle durch unsere Historie zu entschuldigen, um sie bequemer zu tragen. Wir wissen, daß in der sonst so fruchtbaren Verschiedenheit und Vielheit unserer Stämme auch etwas von unserer politischen Schwäche liegt, die uns die Aufgabe, eine starke politische Einheit zu werden, schwer macht, oft unmöglich erscheinen läßt. Daß unsere seperatistischen Neigungen oft nur mit der tönenden Phrase in Schach zu halten sind, wie »der Erbfeind« und ähnliche kriegerische Stimulantien. Die Nachbarn ahnen nicht, daß dieses deutsche Säbelrasseln ein Mittel der innern deutschen Politik ist, eine brutale Erinnerung zur Einheit. Und dann: die mächtig und auf einmal über uns gekommene Großwirtschaft Industrie und Handels hat diese Deutschen, die ein Landvolk zumal waren, unsicher gemacht, auch übermütig, aber unsicher vor allem. Daß sich alles festige und die Tradition wieder aufnehme, dazu war noch keine Zeit und ist noch zu schwankend unser Besitz. Und die Siege zweier Feldzüge wirkten eine Ideologie aus, die oft zum Schaden des Ganzen eilig als überwunden, verdient und festerworben vorstellte, was es im Grunde nicht war. Kein Mensch und kein

Volk sind ohne Nachteil für sich selber siegreich. Wir wissen alles das und haben es gesagt als die Zeit dafür war.

DER JÜNGERE:

Wenn die Dummköpfe einer Sache sich bemächtigen, so sucht man sich eine andere.

DER ÄLTERE:

Aber daß die Dummköpfe der Sache sich bemächtigten, zeigt wohl auch an, daß sie irgendwie obsolet geworden ist.

DER JÜNGERE:

Aber doch nicht durchaus aufhören muß, eine Wahrheit zu bleiben?

DER ÄLTERE:

Die Wahrheit kann Ursache des Niederganges, ja des Endes sein, nicht nur für das Individuum, auch für eine Nation.

DER JÜNGERE:

Steht es so schlimm?

DER ÄLTERE:

Das Leben einer Nation folgt dem Nutzen, und nicht der Wahrheit. Das kannst du an der Politik ablesen, wie die Temperatur an einem Thermometer. Ihr Auf und Ab bezeichnet die Schwankungen im Nutzen, nicht etwa Siege oder Niederlagen irgend einer Wahrheit, oder gar einer Partei. Natürlich gibt man dem Nutzen allerlei Namen, aber das sind Worte, auch kaschiert man ihn hinter allerlei Fakten, aber auch diese sind nur Worte. Es gibt keine andere gute Politik, als eine machiavellistische und je bewußter sie es ist, d. h. je weniger sie sich ernst nimmt, desto besser ist sie.

DER JÜNGERE:

Ein schmutziges Handwerk.

DER ÄLTERE:

Das liegt am Material, in dem es arbeitet: die anonyme Zahl, die Menschen. Man will bei uns diesem Handwerk feinere Arbeitsmethoden beibringen, und da man das Material kennt, will man natürlich auch dieses besser machen. Die einen sagen, es wird besser, wenn man den Kollektivismus einführt, das ist eine Theologie: das Jerusalem der grauen Ameisen. Die andern meinen, es war mit uns einmal besser, damals als wir »eine Kultur« hatten. Aber die ästhetisch-ethische Quacksalberei unserer gebildeten Kulturpolitiker kuriert den kranken Deutschen so wenig wie es die wortreichen Heftigkeiten der Kollektivisten tun oder die satirischen Zugpflaster der geschäftskundigen Zahnreißer auf den Märkten. Kultur ist weder eine Verwaltungs- noch eine Polizeiangelegenheit. Wer ihre Schaffung — als ob sie sich mit Verordnungen und Gesetzen schaffen ließe! — vom

Staate verlangt, der mißkennt beides, Staat und Kultur. Den Staat kann nur das Ponderable kümmern: in Zahlen ausdrückbare Macht der Nation.

DER JÜNGERE:

Lassen sich denn die geistigen Werte einer Nation, und die sind doch auch eine Macht, in Zahlen ausdrücken?

DER ÄLTERE:

Die sind imponderabel und kümmern den Staat nicht. Jeder Versuch, diese Sorge von ihm zu verlangen oder sie sich anzumaßen, wird dem Ganzen schaden. Zwingt er sich Geistiges ein, so wird es sich gegen ihn richten, früher oder später, und ihn auflösen. Er soll auf eine gute Geschäftsbilanz bedacht sein, also: Exaktheit des Betriebes, Sauberkeit des Lokales, Gesundheit der Angestellten, Prestige der Firma, kulante Phraseologie und respektvolle Haltung gegenüber dem Geistigen der Rasse. Und wir stellen uns dazu wie Alfred de Vigny vorschlägt: On ne doit avoir ni amour ni haine pour les hommes qui gouvernent. On ne leur doit que les sentiments qu'on a pour son cocher: il conduit bien ou conduit mal, voilà tout.

DER JÜNGERE:

Die Menschen erwarten immer etwas: ein Trinkgeld oder Prügel —, sie wissen nicht, was von beiden kommt, aber einer tut, als wüßte er es für sie: der Politiker.

DER ÄLTERE:

Und die Zeitungen. Aber es ist doch nichts besonders neues, daß man aus der menschlichen Dummheit ein Geschäft macht und daß wir in unsern Lastern mehr sind als in unsern Tugenden. Und Laster nennt man die Leidenschaften anderer. Das alles hat sein Regulativ in sich selber und ist keine Entrüstung wert, die schließlich doch nur das Caché einer Niederlage ist.

DER JÜNGERE:

Was willst du, daß man tun soll? Zugegeben, daß wir ein sehr vitales Interesse an der Existenz unserer Rasse haben, daß sie im europäischen Begriff sich behaupten muß, daß wir uns mit manchen schlechten Mitteln, diese Behauptung durchzusetzen, abfinden, — wir werden doch niemals imstande sein, so in der Zahl aufzugehen, daß sie ihre Anonymität verliert, ja wir werden uns Schlimmeres fördern: unsere nationalen Gefühle wird dieser gewisse Skandalpatriotismus aufsaugen und noch unverschämter werden, unsere Konservativität wird die irgend einer Geschäftspartei stärken — es ist der umgekehrte Geist des Mephisto. Und der Trost, für die Zukunft zu sorgen, ist ein sehr zweifelhafter, wenn ich mir auf den Bauch treten lassen muß, um eine Brücke für den Menschen dieser Zukunft zu bilden.

DER ÄLTERE:

Wenn wir nichts tun, und mit stets bereiter Kritik uns nur an das Üble

hängen ist auch nichts tun, so sind wir eben die Brücke der getretenen Bäuche, gerade das, was du nicht sein willst. Glauben wir an uns, damit wir an die andern glauben können. Und seien wir kritisch nur im Äußersten, da aber auch bis zur Vernichtung. Aber der Glaube ist das Wesentliche. Der Glaube ist die Logik des Temperaments — das Leben hat nur diese Logik.

DER JÜNGERE:

Auch das Denken hat keine andere, scheint mir. Die Menschen glauben und bilden sich ein zu denken.

DER ÄLTERE:

Wär es anders, wären wir schon längst eine gelöste Rechenaufgabe und hätten nicht mehr Leben als zwei mal zwei ist vier. Denk an die Verzweiflung Pascals.

DER JÜNGERE:

Ich dachte... ja, ich dachte an dein Gesetz der Ordnung, an die Synthese. Es wird immer ein Widerspruch sein zwischen mir und der Zahl, zwischen mir und andern, ja zwischen mir und Einem. Ein unlösbarer. Ist es nicht bloß vernünftig, daß du diesem das Wort redest, die neue Generation soll sich nicht nur um ihre Partikularitäten kümmern, sondern um das Ganze — ist das nicht bloß vernünftig und, ja, eine Politik der Politik?

DER ÄLTERE:

Alles im kleinsten Ganze fördert das Ganze des Großen. Keiner soll anderem als seiner Kraft folgen, so mehrt er die Kräfte des Ganzen. Jeder steh im eigenen Dienst und dient so jedem am besten. Das Gedeihen des Ganzen liegt bei ihm, fördert er es, so fördert es ihn wieder, und das Maß der Kräfte wächst zum Äußersten. Der Gemeinplatz ist die brauchbarste Wahrheit.

DER JÜNGERE:

Immer noch scheint mir es nur vernünftig was du sagst.

DER ÄLTERE:

Was willst du, der Wahnsinn der Zahl ist mir nötig, um nicht der Weisheit der Einsamkeit zu erliegen. Ich warne die andern. Ich stelle die Frage neu, weil die Antworten sich alle aufheben.

HANS CAROSSA: DER MORGENGANG

Ein Gipfel graut, der blasse Vollmond sinkt . .
Verloren schwebt im Trug der tiefen Düfte
Die stille Stadt. Vom hohen Dom nur blinkt
Der grüne Rost des Kupfers. Durch die Klüfte

Der flutenden Dunstwand grüßen noch einmal
Schiffer und Boot herauf aus kalten Wogen,
Von Schatten überschwankt, groß, trüb und fahl, . . .
Schon sind auch sie vom Nebel eingesogen . .

Im Schreiten öffnet sich der Blick ins Weite,
Der Pfad schleicht über karg bewachsnes Land,
Der zähe Dunst fließt nach der andern Seite,
Ein Haus verlischt an dunkler Gegenwand . . .

Fern schläft nun alles was die Nacht noch hält
In langer Dumpfheit schwarz geschlossnem Schreine —
Doch hier! Wie jugendlich gährt hier die Welt!
Wie ragt aus blauem Dämmerzweifelscheine

So tierhaft bleich der wettermorsche Baum!
Wie mischen weich die schwachen Birkenstände
Ihr Laubgewölk dem trüben Himmelsaum!
Wie zieht der Strom den Dunst nach dem Gelände!

Der Mond versank. Doch schon vermag die Helle
Den letzten Stern vom Himmel weg zu schauern.
Ergriffen an des Eichenforstes Schwelle
Seh ich der Stämme dicht hindämmernde Mauern.

Starr steht der Wald. Er schweigt sein volles Schweigen.
Kein Blatt ist wach, das grüne Märchen flistert . .
Den Nebel hör ich nur hoch in den Zweigen,
Der fallend an den rauhen Rinden knistert,

Und dich fühl ich, du Löserin der Ringe,
Die sich an Menschenstirnen hartgerostet,
Die gute Deuterin der stillen Dinge, —
O Einsamkeit! bleib bis ich ausgekostet

Mein Selbst in dir! Die Hüllen laß mich streifen
Von meinem letzten schweigsamsten Gehalt!
Sehn möcht ich mich wie meine Träume reifen
Zum eignen Sinn, zur geltenden Gestalt!

Die liebe Welt gibt mir mein täglich Brot,
Doch mein Gefühl muß ich vor ihr behüten, —
Nur du kennst meiner Jugend ganze Not,
Du mein Entzücken und das dunkle Brüten,

Das den erfüllt, der früh sich überwindet,
Der nur in Liebe leidet oder handelt,
Sich hingibt und sich immer wieder findet
In fremdem Leben wundervoll verwandelt.

Es tagt. Dem Hang, um den kein Duft mehr wittert,
Entprägt im Hain sich wie aus Erz getrieben.
Ich seh das Zweignetz, luftig aufgesplittert,
Die Blättnr schon vom Lichte schwach beschrieben.

Wachholderbüsche blaugrün eine Schaar
Graun auf Granit von Perlenblässe triefend,
Und es entkreist dem Berg ein Adlerpaar,
Die Flugkraft noch, die frostbeklommene, prüfend,

Jetzt freier schon, hoch mit erwarmenden Schwingen,
Und nun erglühn sie hell mit einem Male,
Es ist als ob die Federn Feuer fingen, —
Da kehrst du dich zu deinem finstern Tale

Und weißt nun, daß dein Schaun, all deine Wonne,
Ein Unsichtbarer dir herüberspendet, —
Noch siehst du nicht, noch ahnst du nur die Sonne,
Dich grüßt ihr Glanz, doch du stehst ungeblendet.

Dich schauert . . . wohin führt dich dies Empfinden?
Sind hier Gesetze neu für dich zu lesen,
Dran du vorübergingst gleich einem Blinden
Und denen du vielleicht doch treu gewesen?

Dich glüht hier eine Welt an überwoben
Von Seelenduft im ahnungsvollsten Lichte,
Du trittst ihr nah, — und alles ist zerstoben,
Unfaßbar geistiger Schmelz, er ist zunichte.

Ermanne dich! Was frommt dies trübe Wühlen?
Weißt du denn, welchen Willen du erfüllst?
Ließ nie dein eigenes Gedicht dich fühlen,
Was dich beschränkt und was du darfst und willst?

Du darfst dich keiner Sehnsucht überlassen!
Im kleinsten Ringe wags dich reich zu leben!
Ein Ganzes, nicht das Ganze wirst du fassen,
Um es zu dir, ins Menschliche, zu heben!

Aus vielen Spiegeln will der Geist dir winken,
Dich lockt das Licht mit tausend farbigen Wellen,
Und jede Welle droht dir ein Versinken, —
Drum hüte deinen Blick! Und nicht zerschellen

Wird was du bildest, — und wenn deine Brüder
Der Glanz des Alls berauscht, — du taumle nicht!
Du schlag vor keinem Geist die Augen nieder,
Wenn ihm dein Erdensinn still widerspricht!

Der Morgen kommt. Wie Meteore blitzen
Blaue Eisvögel übers wilde Grün,
Daß flugentstreift die nassen Berberitzen
Gleich Tropfen Blut ins Moosfeld niedersprühn.

Und hoch und hoch vom sonnengoldnen Gipfel,
Hoch über meinem Haupte, kracht und lacht
Ein erster Schuß ins Tal, — die träumenden Wipfel
Zucken erschreckt — der ganze Wald erwacht,

Und weithin, tiefhin, talwärts — menschenwärts
klärt sich die Welt aus glühendem Dunstgewirr, —
Welt, gib mir Liebe! Liebe, gib mir Schmerz!
Und segnet meine Hand und euch in ihr!

RENÉ SCHICKELE: DAS MEER

Fünf- oder sechsmal verließ Paul Merkel das Meer.

Er glaubte wahnsinnig zu werden an den kalten, durchsichtigen Tagen, da er am Strand umherirrte, wo die verlassenen Lusthäuser standen und die Schatten biegsamer, hellgekleideter Frauen sich im Wind bewegten. Sie waren eine lichte Anmut, Weiß auf Blau, in die sich der wilde rote Flecken eines Mundes bohrte.

Aber hatte er sie denn nicht genugsam gekannt? Hatte nicht sein ganzer erster Winter in Paris ihnen gehört? Er war so schnell ein Gast geworden, wo er der Liebhaber gewesen war. Ihre Sicherheit, ihr unbekümmerter Instinkt gefielen ihm, er hatte davon lernen wollen. Endlich wußte er: sie waren unedle Tiere. Aber jetzt, da sie froren, hatte er Mitleid mit ihnen, sie rührten ihn. Wie sollten sie hier leben, in dieser Kälte, vor einem erzürnten Meer, dessen Gewalt ihre leichten Schatten zerriß? Wie sollten sie leben, in diesen schwächlichen Villen, zwischen den verwelkten Gärten, jetzt, da die lauwarmen Quellen der goldenen Abendmusiken gefroren waren, und der bittere Nordwind jeden Duft zerfraß?

Paul konnte nicht bleiben, er mußte reisen.

Sobald er seinen Platz im D-Wagen eingenommen hatte, begann die Baumblüte in den unwirklichen Gärten der Einsamkeit.

Er trat seine Reisen immer nachts an.

Das Abteil, worin er sich einrichtete, wurde zur Zelle. Das war eine kleine schwach erleuchtete Höhle mit Fremdheiten und Dunkel ringsum, in der er, immer weiter entrückt, die Schmerzen der Loslösung von seinem Menschen erduldete. Er war mit allen Nerven in das große fliegende Netz von rhythmisch starken und unbestimmten Gedanken verwebt. Sein Herzschlag blieb vom gewaltigen, aber so sichern Takt des Eisens bezwungen. Das zärtlichste Gefühl hatte einen ehernen Gang, die geringste Sehnsucht die weite und doch nicht ausschweifende Gebärde.

Er wurde festlich begrüßt von Glocken, die einsam austönten. Manchmal zerriß ihr Klang und hing sich flatternd an seine Fahrt: Trophäen, die er mit sich fortriß, mit denen er spielte, und die er in die Nacht zurückfallen ließ. Er wurde von fliehenden Lichtern begrüßt und von menschenfremden Phantomen, die aufleuchteten und vergingen. O, das Licht über den Städten vor ihm, die letzten Häuser der Städte und das jähe Verstummen hinter ihm, die Berge, die Wege ... die Ebenen, die ihn zurücknahmen und aufs neue tiefer vereinsamten! Sie waren stumme Meere in der Nacht.

Die kühne Fahrt schien ohne Ende, es war der dramatische Vorbeizug des äußeren Lebens vor seiner Unbewegtheit. Er erstarrte in ihr und lauschte nur dem leisen Echo einer neuen Seele, die im Begriff war, sich zu formen und eine bestimmte Musik zu werden. Während er das Alte, Gewohnte absterben fühlte, zitterte ein Neues in den Erschütterungen, in den Erschöpfungen und Anläufen, blieb beständig in den Widersprüchen und Kämpfen und formte sich.

Paul wußte: es war seine beständige, eingeborene Seele, die sich aus den Verwirrungen befreite und sich anschickte, von ihm Besitz zu nehmen. Das wäre der

vollkommene Spiegel seiner Erlebnisse, sicher und untrüglich, wie sein Schicksal. Was ein Abenteuer war, würde eine Erkenntnis und so, endlich, sein Eigentum.
In seiner rasenden Zelle war er von Schatten und Licht überflossen, unter der Oberfläche des Vergessens geborgen und begraben: sinkend, emporsteigend und stolz, weil der große Tanz in der Ferne lockte: das Unbekannte, das Abenteuer der fremden Dinge und seiner morgigen Empfindungen.
Mitten in der Nacht war eine erleuchtete Bahnhofhalle.
Paul stieg aus und durchschritt die Kreuzgänge seines inneren Klosters. Er verweilte in einem Saal, wo bunte Türme von Früchten zwischen Butterbroten und rauchenden Kaffeetassen standen und sich in den sprühenden Spiegeln ins Unendliche fortpflanzten. Er wußte, daß er dem Stall der Gemeinsamkeit entronnen war. Die geheimsten, niederträchtigsten Empfindungen waren wie Ketten von ihm gefallen. Hundert Lüste, die ihn benebelten, waren verraucht. Bei dieser Berührung mit der Außenwelt merkte er, daß er ein andrer war, ein Fremder, der wandert...
Er war gesammelt und abgeschlossen. Seine Einkehr hatte Bestand, und er genoß diesen ersten Sieg. Eine innere Willkür war dem hypnotischen Zustand gefolgt, worin die Gewaltsamkeit fremder Übergriffe und die Heimtücke der Tatsachen ihn gefangen hielten. Er hatte die Leichtigkeit der Sieger, er war höhnisch und mild.
Dann kam der pathetische Augenblick, als der Zug sich wieder langsam in Bewegung setzte und Paul sich leise, voll verhaltener Freude, mit feinen Fäden in den Rhythmus der Fahrt einspann. Die Transfiguration seines tierischen Lebens war beendet. Er traf Anstalten, um sich das erste Konzert seiner neuen Eindrücke zu geben. Er bereitete das erste Abenteuer der neugeborenen Seele.

Paul Merkel reiste, er stand auf den Türmen der Städte und sah die großen Ströme in ihren schweren, aufgerollten Flechten die Majestät über den Tod und das Leben verkünden: hingegeben den Verzauberungen des Lichts, königlich das erhabene Bild der Felder und der Wälder spiegelnd, und wie groß sie das Schicksal der Jahreszeiten trugen. Sie strahlten ihn an aus ihrer Ferne, er stand auf den Türmen der Städte, und sie tauschten Grüße aus.
Als die Schlachten des Abends begannen, übernahm er den Oberbefehl über seine Schicksale, die sich in drohenden Kolonnen über die Felder bewegten. Er hißte das Signal, aus dem die Berufung sprach: Malva, die Geliebte, die er verriet.
Er erkannte den Sieg, als das letzte Leuchten der Ströme versank und mit den Sternen die große Einsamkeit in die Welt kam. Da fand er sich gerüstet und gewappnet: unnahbar glücklich.
Und zu ihm herauf durch die gesunkene Nacht tönten die Städte Sieg, Sieg! schrie das Licht, das an allen Enden aufflammte, es war ein trunkener Orkan von Sieg, der sich zu ihm aufwarf und die Zinnen der Türme mit gleißendem Gischt krönte.
Der Stundenschlag vielstimmiger Glocken schenkte ihm das Letzte, den gemessenen Pulsschlag, und sein Blut blieb noch lange in der Höhe schwebend, als er längst von den Türmen in die Städte hinabgestiegen war ...

Es gab für ihn kein größeres Glück. Die Welt war unendlich vielfältig, er konnte nichts Lebendes über das Leben lieben.
Das brennende Mal des Glückes trieb ihn immer wieder ans Meer.

Paul Merkel reiste.
Er liebte die Einsamkeit der Hotelzimmer. Da war er von den barmherzigen Bestien verlassen, die schon vor der Reise sein Blut tranken, bis er, ihrem tobsüchtigen Mitgefühl unterjocht, auf Mord sann ...
In so einem armseligem Hotelzimmer eines fremden Landes, morgens vor Sonnenaufgang, fühlst du erst bis auf die Nieren dich selbst. Je länger du wachliegst und die elenden Gardinen, die zerschlissenen Teppiche betrachtest, dem ersten Vogelgezwitscher dich hingibst und deine Gedanken von seiner dummen Monotonie zerreiben läßt, je inniger du dich der irrsinnigen Tortur einer solchen Morgendämmerung auslieferst, in einem gemeinen Hotelzimmer, durch das schon Tausende vor dir ihr unglaubliches Leben geschleppt haben, desto einziger bist du. Du wirst unbarmherzig bis aufs Herzwasser ausgepreßt, und deine Seele befreit sich zu beglänzten Höhen.
Nur in der Ekstase des Hungers noch wird mit so englischen Zungen zu dir geredet. Keine Liebesnacht und auch deine Augen nicht, Lais, sind diese Morgen im armseligen Hotelzimmer eines fremden Landes wert. Alle Schönheit, die Schönheit, wie sie in den Gewittern ihre erderschütternden Falten wirft, und das Lied der Schalmei, sie wird, vom reinen, weißen Licht der Erkenntnis umflossen, neben dich auf das wonnige Brautlager gebettet, und sie schenkt dir die Ausgeburt ihrer Pracht, die große Schönheit!
Vor dieser Lust fürchte dich nicht! Es gibt kein Erwachen. Du verlorst nichts ...

Auf einer seiner letzten Fahrten sammelte Paul Merkel die Erfahrungen, die sie gebracht hatten. Er betrachtete sie und faßte sie in einen kleinen Prolog zusammen. Darin war ungefähr folgendes gesagt:
Es ist falsch, dem Erlebnis, d. h. der Spannung, die durch den Verkehr mit Menschen entsteht, mehr Wichtigkeit beizulegen, als den vielen Eindrücken, die uns durch Bilder, in der Musik, durch irgend eine Fabel, durch Landschaften mitgeteilt werden. Das sind alles Anregungen, die ich brauche, um genußfähig zu bleiben. Alles, was geschieht, geschieht für mich, um meine natürlichen Anlagen zu entwickeln. Die Ereignisse aller vergangenen und zukünftigen Tage sind willkommene Feinde, mit denen ich mich herumschlage, von denen ich nehme, indem ich ihnen gebe, mit denen ich in Liebe und Haß so lange ringe, bis ich sie mit mir vermischt habe ... Meine Natur ist ganz darauf gerichtet, sie mir zu unterwerfen, sie zu meiner Sache zu machen. Ich muß so tun, ob ich nun will oder nicht.
Wir lieben keinen Menschen um seinetwillen. Wir lieben ihn, weil er eine Abart von uns ist, eine unserer Schwächen, einer unserer Jahresringe, eine Sehnsucht, oder eine Vollkommenheit. Sie sind gut genug, um Leidenschaften in uns aufzuwühlen,

die unsrer eigensten Natur angehören, um die Gedanken zu schleifen, die uns noch nicht geblendet haben. Wir lassen uns schinden, auf daß unsere Empfindlichkeit sich vermehre und die Reize, die wir den Dingen abgewinnen, heimlicher, ungewöhnlicher, ergreifender werden.
Unser Leben, auch das seelische, ist eine Selbstverbrennung. Wir gedenken dieser tragischen Feuersbrunst mit Gewinn zuzuschauen und einigemal, im Verlauf der Jahre, die unser sind, die wundersame Passion des Phönix in uns zu erleben.
Es ist das einzig Schöne, solche Ostern einzuläuten.
Glaube nicht an die Göttin Wissenschaft, in der viele die unerschütterliche Religion der Zukunft sehn. Eine Kurie, aus deren Weltempfinden jeder Schimmer von Mystizismus gewichen wäre, wäre furchtber.
Man kann sich nie tief genug in Ungewißheiten versenken, und die seelischen Ungewißheiten sind die tiefsten. Die Wissenschaft, wie die Kunst, wie das ganze Leben überlegsamer Geister, ist ein Mittel, um die Kenntnis vom Menschen zu fördern. Der Fund des Radiums und die Entdeckung eines Bazillus sind gleich wichtig für die Psychologie und ebenso romantisch.
Das geistliche Rom, in das alle Wege münden, die synthetische Metropole der Seele, ist die Wissenschaft der menschlichen Empfindungen, und alle bestiefelten Eroberer und alle seelischen Abenteurer haben am letzten Ende nichts getan, als dem großen Archiv einige mehr oder minder wichtige Dokumente zu hinterlassen, und jede Schönheit ist eine solche Auskunft.
Es lohnte sich nicht mehr zu leben, wenn die Wahrheit in die Welt käme . . .

Dann behielt ihn das Meer.
Der Gedanke der Reinheit, die die Schönheit ist, beherrschte ihn vollkommen; die radikale Richtung der Seele, die wir mit Fleiß unterdrücken und verleugnen, weil wir fürchten, sonst nicht mehr leben zu können.
Paul Merkel wurde zum Pilger der Ekstase, zum Asket des Gedankens. In der klösterlichen Strenge eines nordischen Winters vor der seelenerschütternden Offenbarung des Meeres wurde er bis ins Letzte einsam und fremd.
Jeder, der einmal abseits ging, hat diesen schneidenden Winter und die Drohungen, die Erlösungen eines Meeres gekannt. Überall sind Pilger auf solcher Wallfahrt begriffen.
Er lag stundenlang am Strand von Dieppe und ließ sich von den ungeheuerlichen Melancholien der unsterblichen Geliebten rühren. Es schüttelte. Es würgte. Fast preßte es das Herz ab.
Es kam mit dem sinnenpeitschenden Lärm eines Eilzuges an, mit dem unaufhaltsam rasenden Verlangen (nicht länger, nicht länger!) nach einer allen zertrümmernden Widerstand aufnehmenden Vereinigung, einer überlegenen Güte, die Höllen zu vernichtungstrunkenem Glück erlöst — gewaltsame Leidenschaft, die alles, was am Wege steht, unwiderstehlich in den Staub reißt, vor das brennende Gesicht ihrer Allmacht hin . . . und die auf dem Wege ist, sich schicksalsvoll hinzugeben . . . in einem, das ganze wilde Leben der Welt überschreienden Glück!

Hier ist des Ende des Menschlichen.
Schlagt die Tore ein, an die sich der Flug der ekstatischen Seele stößt, zerschmettert am letzten Horizont euer zeitliches Geschick, vollbringt euch in Erdrosselungen — — hier ist das Ende! Schon leuchtet wie das wüste Wahnsinnshaupt eines Gottes ein Stern in den entrückten Chören blasser Morgenröten. Das ist der leichte Wein der Trunkenheit, auf dem die blumengeschmückten Gondeln, eure sinnlos singenden Seelen, tanzen...
Aber es riß die Seele gnädig an den Leib zurück. Es kam mit der Gewalt der zielnahen Sehnsucht an und brach über seiner Angst in einem katastrophischen Ergusse zusammen. Rieselte mit der Sanftmut eines vorsintflutlichen Ungeheuers zurück. Mit ihr, der mütterlichen Geliebten, floß er immer wieder über von Liebe, maßlos, verbrecherisch, bis zu Krämpfen der Erschöpfung.
Er fuhr hinaus. Als der Augenblick kam, da das Schiff des Meeres unantastbar keuschen Gürtel durchschnitt, wurde er ohnmächtig vor Glück.
O du von keinem Schmerz entstellte Tragödie. O sanfteste, unverbrauchbare Geliebte. Du unwiderbringlich letzte Geliebte. Er war ihr wie in Taumeln übermenschlicher Gefahr vermählt.
Als die Sonne unterging, stand er mit einer Schar blasser Pilger am Strand. Jeden Abend kamen sie aus den Erdhöhlen, worin sie wohnten, hervorgekrochen. Sie stellten sich der Sonne gegenüber und sangen:

Die Eispaläste der Horizonte standen blendend offen,
Die Sonne auf dem Meer fror zu.
Fackeln zum Ziel: verzuckendes Hoffen,
Brandrote Gedanken rasten zur Ruh.

Irgendwo ist ein Mädchenkörper eingefroren,
Der ward vor millionen Jahren geboren.
Irgendwo ist ein Weib verendet,
Nie geschändet.

Die Welt erfriert.
Ob letzte Glut den Salamander gebiert?

Und über die Nacht her kam es, zwei dumpfe Glockenschläge: Redemptio mundi. Die blassen Pilger knieten nieder, um die Glockenschläge in ihrem Herzen zu empfangen. Dann sah man sie klein und grau in ihren Höhlen verschwinden.
Die grünflimmernden Streifen des Leuchtturms wanderten, Paul lag geborgen in seinem Schattenbereich und wanderte leuchtend, warnend, mutsprechend übers Meer.
Er war eins mit dem Meer. Er spürte die Schauer auf der bloßen Haut, wenn in der Höhe der leuchtende Streifen über ihn wegging...
Und die Tabernakel der silbernen Leere wurden weit aufgetan.
Er fühlte bis in die Fingerspitzen, wie vor ihrem beständigen Glanz alles Dunkel versank.

Die ganze nächste Zeit war das Meer in Aufruhr. Es rauschte Tag und Nacht in den wehenden Gesängen der Macht. Und die drangen in das Blut der Menschen und verführten ihr Herz zu unbedenklichen Großtaten und gewaltsamen Erlösungen. Sie gaben ihnen den Rausch jener erhabenen Stunden, die noch über den finstern Tagen und den ungewissen Nächten als beständige Sterne stehn, die Trophäen innerlicher Eroberungen.
Der Chor der Pilger sang:

»Der Rausch steigt, und wir erstarken.«

Paul war ganz durchbraust von höhnenden Gesängen der Macht. Ritornelle von jubelnder Härte hatten ihren Tanzplatz in ihm. Er sah, am Fenster seines Zimmers lehnend, in sein vergangenes Leben: eine Abendlandschaft, die ihn dirnenhaft anlächelt. Er winkte ihr zu. Reingewaschen von der unanständigen Dummheit der Jugendjahre war er fröhlich wie nie. Er ging mit glänzendem Leibe an den Strand hinunter, rüstete und fuhr hinaus. Er winkte lachend zurück. Dann wurde der Gesang der Wogen unwiderstehlich, und machtvoller durchbrauste ihn der erschütternde Frieden.
Um ihn war die Hoheit strahlender Strudel.
Er redete.
Redete die infamste Litanei herunter. O ihr Heiligen! O ihr Madonnen!
Es ist die Zeit, violette Banner in den trüben Himmel zu hängen.
Heute ist das Fest Immaculata.
Heute weht ein Südwest aus der Zeit der ersten Seefahrer (Reine Kinder an Rohheit).
Seele! habe den Flug der Möwen, und das Herz im Sturm und die Augen voll falscher Wollust.
Und trunken warf er sich zurück und ließ sich von einem Gipfel zum andern schleudern. Hundertmal wurde er begraben, hundertmal stand er aus dem Grabe auf. O die schwelende Inbrunst der Liebe, bis in ihm die Kommunion des Himmels mit dem Meere vollbracht war. Er hörte im Innern der Erde die Glocken stärker stürmen bei dem feierlichen Akt.
... Die Himmel schimmerten von lichten Scharen der Engel.
Sie streuten rote Rosen aufs Meer, mit denen die unbändigen Gipfel sich schmückten und die feurig in den Tälern blühten.
Er schloß die Augen. So fern war er, so weit.
Er trug ein Heiligstes im Gesang durch Wüsten und Meere, über Wälder und Gebirge, über Türme, über die beglänzte Nacht in die Ferne.
Er las in den Briefen Malvas.
Und in tiefen Atemzügen genoß er die berauschten Sommernächte ihrer Augenaufschläge, die wilden Gelübde, die tropische Flora ihrer Worte. Die Nächte. Die hellen Tänze der Anmut und die Mitternachtstürme. Er genoß so viel Wollust in entrückter Ferne.

Die Ferne! Die Landschaften unsrer Sünden. Erlöst von den Alltäglichkeiten, entschleiert die Seelen. Strahlend die Seelen, in ihrer in Ewigkeit gebetteten Sprache. Wo die Wollust die Gestalten der Bäume durchwandelt, stark und zwecklos, berückende Symbole. Wo im Flug der Vögel Melodien von brutaler Brunst entschweben: selige Kadenzen, — und alle tiefe Treue wirbelt mit den Blüten. Keine Schreie, keine Schwüre! Die Wollust verlor den Stachel: die Lüge. Und gleich wurde sie überirdisch, wunschlos: in Wellenschlägen von brennendblauen Ufern herüber. Schattenlos.
Pan ließ ein Echo zurück:

»Glückseligkeit! Die Schöpfung hat ihren Gott
verschlungen, der Mensch ist tot!«

Das blühte durch Höhen und Tiefen ...
Er las in den Briefen der schönen Malva. Er sah sie und liebte sie: die Madonna mit dem feuchten, roten Mund und dem aufreizenden Schleier ihrer verlogenen Seele über dem Kindergesicht, den kein Sturm von ihr nimmt. Dieser starke Zauber, der ihr die Vergangenheit jener knabenhaft zarten und zärtlichen Amoureusen andichtet, die durch die Jahrhunderte in einer nebligen Nacht geraubt, auf den Armen leidenschaftlicher Geliebter durch Wachen und Hinterhalte getragen, in den vielen Gefahren so sehr geliebt worden sind. Geraubte Kinder, die zu Abenteurerinnen wurden — die schönen, schlanken Raubtiere des Himmels. Heuchlerinnen romanhafter Perspektiven und süße, fanatische Verräter.
Jede Vollmondnacht betete Paul zur unverwüstlichen Jungfräulichkeit der Jägerin, und er mengte den Namen Dianas in die Litanei unserer lieben Frau: auf diesen wonnevollen Kontrapunkt stellte er die mitternächtliche Missa solemnis seiner vollmondüberglänzten Einsamkeit, nachdem er sie, seine Geliebte, angerufen und also gesprochen hatte:
»In der ewigen Strahlenbläue blühen die Epitheta, die Symbole für deine Art sind, Geliebte.
Mit seltenen Blumen in blanken Scherben möchte ich dein Bild umstellen, daß es blendend werde und in den eintausendundeinen Seelen schillernd. Lauter Ex voto für dein finsteres Martyrium.
Siehe, alle Seelen, die um dich sind, schmücken dich, Geliebte.
Sie übersprühen deine Verderbtheit wagerecht mit Regenbogenfarben, Geliebte.
Du nimmst die Vernichtung und die Gewalt der Treibhäuser mit, wohin du gehst, Geliebte.
Gewitter von Düften glänzen um deine Schritte, und dein Fleisch ist mit den fremdesten Salben und Ölen gesättigt aus den Kelchen kaum geahnter Blumen, Geliebte.
Deine Augen erblinden vor dem Tageslicht. Sie überglänzen die Nacht und morden den vollen Mond.
Von den aufgelösten Haaren hebt dein erglühtes Leben sich gleich wie von tragischen Horizonten ab, entfernt und knisternd nahe, Geliebte.

Deine Lippen sind weich und matt wie ein zerknittertes Seidenkissen, Geliebte. Dein erschlaffter Mund noch läutet Sturm.
In deinen Puppenzähnen bleiben Tag und Nacht die Unschuldsträume wach…
Dein Körper ist seelenlos. Es galt den Körper zu überwinden. Dein höheres Genie verstand es, das Gewöhnliche mit Grazie zu verhüllen, Falten und Bäusche zu verteilen, mit einer ganzen und völligen Bekleidung aufzureizen, den Kopf über den Blutgesang zu heben, den die Kleidung für den ganzen Körper flüstert und schreit.
Du darfst dich nie entkleiden. Deine fanatische Stirne leidet es nicht. Der Mund nicht, nicht die Haare.
… Da nun die elende Gloria des Einsamen begonnen hat, laß mich, heiliger Geist, ich bitte dich, die feurigen Zungen sehn und erkennen, in denen du dich zu offenbaren liebst, auf daß ich mit sorgsamen Beschwörungen Gräber der Seele sprenge und die heimlichen Türen, wo nur die Schutzengel ein- und ausgehn, sich meinem letzten Sehnen nach ihrer Schönheit öffnen mögen. Amen.«
Es war im Mai und im sechsten Monat seines Exils. Paul Merkel hatte die Nacht durchwacht. Er öffnete das Fenster und sah aufs Meer.
Weit draußen standen die Segel der Fischerbote, platonische Sehnsüchte, Fernsüchte.
Die Glocken in der Stadt läuteten zur Frühmesse. Sie verstummten gleich wieder.
Die Welt ist ein Kloster, dachte er. Irgendwo blühen Gärten, singen Vögel, Frauen lächeln und lieben, und man ist einsam. Man glaubt sterben zu müssen, wenn in der Ferne eine Glocke tönt, wenn in der Luft ein Glücksgedanke sich regt.
Alle Städte, an die Paul dachte, schienen nur in ihrer Vergangenheit zu leben. Die Gegenwart war ein tiefer Schlaf, den die Glockenschläge gefangen hielten. Dann fiel ihm das Bild der Stadt ein, in der Malva wohnte. Eine breite, leere Straße führte zwischen Gebäuden, die längst verlassen waren, zu einem schweren Tor (vergessene Triumphe …), und wenn man die Schritte unter seiner Wölbung schallen hörte, sah man wieder auf die selbe breite Straße, die nun zwischen zwei Reihen heldenhaft einsamer Pappeln hinauszog, immer geradeaus und niemals ins Freie. Gärten blühten, Vögel sangen, ins Innerste entrückt …
»Ich muß hin, wo Malva wohnt.«: Paul hielt den Atem an, als ob das Glück mit überirdischer Traumstimme ihn riefe. Es war Malvas Stimme, die ihm etwas unendlich Einfaches sagte. Welche Erlösung, als aus der tiefsten Schwermut ein Lächeln in ihre Augen stieg. Wie dieses Lächeln war! … Malva hätte aus der Welt verschwinden können, ihr Lächeln wäre geblieben: grenzenlos fröhlich und vollkommen … welcher Tod, als das Lächeln Wort geworden war! Sie gingen auf jener breiten Straße, und um ihn war der Augenblick, da in ihrer Stimme die ganze Süße und die Stärke eines Lebens in einem einzigen Wort erblüht war. Es hob alles Vergangene auf, ein ganzes Leben starb, damit das eine Wort mit allen ungeteilten Kräften des Körpers und der Seele lebendig werde. Wie eine schwere Blüte schwankte es vor ihm. Tiefe Farben und berauschte Gebärden sanken auf ihn herab, und er zitterte.

Paul reiste dorthin, wo Malva wohnte. Er wollte sie nur wiedersehn, nur ihren Gang und die Farbe ihrer Haare ... die Augen, den Blick, ihre Lippen wiedersehn und dann ohne einen Menschen glücklich sein, wenn die Stunde gnädig wäre.
Am Abend des andern Tages begegnete er Malva auf der Straße. Sie ging am Arm eines Mannes, der ihr glücklich ins Gesicht sah.
Was Paul danach tat, war in einen Nebel gehüllt, in dem er sich nicht erkannte. Er fühlte eine Dumpfheit, die ihn bezwang, er war glücklich und traurig auf umwölkten Höhen, ihm schwindelte.
In der Nacht fuhr er zurück. Er sehnte sich inbrünstig nach der grausamen Einsamkeit der frühen Morgenstunden am Meer. Nach der erlösenden Gewalt seiner Unmenschlichkeit, die dem Leben entfremdet und in eisigen Lüften vor dem Einsamen die Schönheit tanzen läßt.
Als es Tag geworden war, sah Paul meilenweit nichts als schwarze Frühlingserde, über der die Sonne flammte.
Er zog die Vorhänge vor die Fenster und sann Trauermärschen nach, die keinen Anfang hatten und nie ein Ende nahmen. Sie führten ihn in ein Freudenhaus, wo zwischen ungeordneten Betten, japanischen Fächern und staubigen Papierrosen seine schwerblütigen Erinnerungen eingekerkert waren und die Unzucht anlächelten.
Auf der Treppe war die traurige Maskerade plötzlich fort. Ein Hochzeitsmarsch kam von unten herauf und brachte ihn bis vor eine Tür. Er bemerkte, daß er in seinem Hotel war und mitten in einer großen Gesellschaft vor seinem Zimmer stand. Weiße und braune Frauenschultern streiften einander mit dem Ausdruck selbständiger Wesen ... Lippen hatten Gedanken und Gefühle, eigene Leidenschaften, die in ihnen ausbrachen, oder die sie verbargen: besonnene Tiere. Grelle Gewänder glitten unter Kosen und Knirschen durcheinander, auch sie waren ein Leben für sich, ein elementares Geschehen. Das alles brach ins Zimmer und wirbelte durcheinander in eiligen und heftigen Genüssen, in Umarmungen, die Scherze waren. Auf einem Gesicht fraß das Leid, das andere verdunkelte die Lust. Die Stoffe brannten im Licht einer Fackel, die jemand in der Luft schwang und dann einer Frau ins Gesicht stieß, worauf es Nacht wurde. Aber neue Fackeln tanzten in den Spiegeln empor.
Das erfüllte das Zimmer und überschwemmte die Erde.
In der blutigen Beleuchtung der vielen Gesichter taumelten die leidenschaftlichen Schicksale, die sein Geist und sein Blut geboren hatten, und die unsterblich für ihn verloren waren. Und doch hatten sie einige Formen seines Geistes angenommen. Augen lebten, in denen die Umrisse früherer Umarmungen noch nicht verwischt waren. Lippen, die noch genußfähig waren, wölbten sich ihm erinnerungssüchtig entgegen, und er durfte sie nicht berühren, weil sie schwer an einer Vergangenheit trugen, die ihm feindlich war. Fremde Küsse waren auf die gehäuft und die Ereignisse vieler Tage, unter denen seine Liebkosungen und sogar die Erinnerung daran verkümmert waren. Und doch fühlte er diese Lippen auf den seinen ab-

gezeichnet. Und viele dieser Menschen, die er sehr liebte, hatte er nie gekannt. Vielleicht hatten sie nie gelebt . . .
Da faßten alle einander an. Sie vollführten einige Tanzfiguren, er wurde von der Tür in die Mitte des Zimmers geschoben. Sie warfen die Fackeln in einer Ecke zusammen, sie stellten sich von neuem auf, und ein Cancan, der alles in Brand setzte, flammte wie ein Feuerwerk und erlosch plötzlich im Dunkel. Im Augenblick, da die letzten beschatteten Aufregungen im Hintergrund des Zimmers vergingen, und während aus der Ferne der Lärm und die Musik eines Festes herüberklangen, trat Malva vor. Sie war ihm entgegengegangen und stand nun in der Mitte des Zimmers. Mit einer tiefen Verbeugung begrüßte sie ihn. Langsam streifte sie die Röcke, daß in der dünnen roten Seide mit einer schmiegsamen Wendung Schenkel und Kniee hervortraten. Sie verdrehte langsam die Hüften und stützte blitzschnell gleitend den Arm auf, und indeß sie sich räkelte und den geschminkten Kopf wiegte, sah sie ihn an. Die prahlerischen Lockungen einiger hundert Kokotten umwirbelten ihn, und ihr Mund war kein Mund mehr.

Paul kam nach Mitternacht in Dieppe an. Er wollte sich vom Portier einen Punsch brauen lassen, von heiligen Jungfrauen träumen und dazu eine Zigarette rauchen. Ein Dutzend »Leben der Heiligen« lag zwischen fliegenden Blättern auf seinem Tisch umher: er würde die Notizen sammeln und ein Gebet an die himmlische Liebe verrichten: nur von fern, leichtsinnig und beschwingt, weil er müde war und nichts wünschte, als in einem weißen Garten schlafen zu gehn.
Aber als Paul im Dunkel langsam die Treppe hinaufstieg, glaubte er, daß er in Malvas Zimmer ginge, und wenn er jetzt einträte — Er fühlte wieder die heißen Blutströme, die Malva und ihn in anderen Nächten umrannen, durch eine Treibhausnacht im Zimmer toben. Sie zerfleischten, was an warmen, unvergänglichem Leben in der Luft lebte.. Wenn sie nun irgendwo in einer Ecke säße, stumm, und so ihn lange erwartet hätte.. Wenn sie aufstände, irgendwo aus dem Dunkel, wenn nur ihre Augen sich erhöben, wie eine Flut bestirnter Finsternis, und ihn umschlängen.. Es waren die Blicke, die im Dunkel schwammen, die zarte Gestalt, so schmal und entschwindend, und ihre Stimme, die plötzlich spräche..
Er stand lange vor der Tür und wagte nicht zu öffnen, bis er den Portier kommen hörte. Nun riß er die Tür auf, tastete zur Konsole und entzündete mit zitternden Händen die Kerzen vor dem Spiegel. Und ein gleißendes Dunkel wurde farbig, er sah sein Gesicht in einem erstarrten Taumel von Nächten und Tagen, in sie verdämmernd, leise leuchtend und entzückt, wie das Gesicht der Toten.
Der Portier trat mit einer rauchenden Punschschüssel herein. Er stellte sie vorsichtig auf den Tisch.
»Nehmen Sie, François.«
. . Es waren Menschen in das Sterbezimmer getreten.
François sah sich um. Er ging auf den Fußspitzen zum Waschtisch, ergriff den Krug und leerte ihn. Er schlich zurück, hielt das Gefäß in den Dampf der Schüssel

und drehte es behutsam hin und her. Dabei sagte er leise: »Sie werden sehn, Sie werden sehn, wie das fröhlich macht.«
Er schöpfte Punsch in seinen Krug, und dann war er fort. Seine Schritte schlürften die Treppe hinunter. Paul lauschte ihnen, und lauschte noch, als sich kein Laut mehr im Hause regte.
. . Die Menschen waren leise hinausgegangen. Es war still.
Dann brach in der Ferne ein Tumult los und wälzte sich mit rasender Eile heran. Und plötzlich fühlte Paul in einer furchtbaren Zerknirschung die Stille und die Nähe des Meeres in der Nacht. Und dann, als er sich in den Lehnstuhl warf, wurde er vom Gedanken an Malva wie von einem Strudel ergriffen, die Monologe der Einsamkeit überstürzten sich, es war nicht ihr Zimmer, sie war fern, und er hatte sie für immer verloren . . Ein schluchzendes Klagelied zog über ihn weg, wie ein endloser Zug entschwindender Stunden.
Die Stille schien sich in den Kerzen zu verzehren. Auch jenes unwirkliche Leben im Spiegel erstarb. Paul fühlte, wie der Wunsch, Malva zu besitzen, tropfenweise im Pochen seines Blutes schwand, und es war der einzige Laut in der Nacht: dieses Entsagen, das wie ein langsames Verbluten war.
Als er so still geworden war, daß er sich nicht mehr leben fühlte, erhob sich die Gegenwart der Geliebten aus der Tiefe seiner Seele, und die Stille verwandelte sich in sie. Es war ihr Zimmer, in dem er war, sie war ihm nah, er sah ihre Augen, und das sanfte Licht ihrer Hände und die samtne Wehmut ihrer Gestalt. Er sah sie ganz, die Geliebte, in ihrem fernen, vom Strahlen ihrer Seele gereinigten Leben . . Er war des Glückes voll, als er das große teppichschwere Zimmer wieder sah, in der Dämmerung, wenn die Schatten der Bäume an den Wänden schwankten und ein anhaltendes Sausen des Windes diesen kostbarsten Fleck der Erde mit magischen Kreisen umschloß.
Ihre kleine zarte Gestalt schmiegte sich an seine Kniee, die schimmernden Händchen tasteten in süßer, o so verlorener Trunkenheit über sein Haar, sein Gesicht, hielten sich auf seinem Mund, wie zwei Vögel in der warmen Ecke aneinandergeschmiegt und horchten auf das Zittern in Meeres Blut. Alles ertrank in ihren Augen, diesen Augen einer durchs Unermeßliche sich neigenden Hingabe, dieser todsanften Finsternis des Letzten, des nie mehr Erwachens und ewigen lebenden Duftens am Herzen einer übermenschlichen Güte . . Die schluchzende Dankbarkeit, das selige, selige Erfüllen ihrer Augen, die die Welt begruben und sie beide tief darunter, einzig Lebendes in eben verstummter Musik . .
Oder war es nicht so? Hatte er sie nur in seinen Armen gehalten, damit ihre Seele, die ihn in ihrem Leib, der wie ein geängstigtes Tier gezittert hatte, nicht zu Tränen rühren konnte, durch alle Poren in ihn eindränge, in jenen Dämmerungen, Stunden schmerzensschönen Erkennens, sich nicht ganz hingeben zu können, so mit dem letzten verrinnenden Odem: auf daß später, nach Jahren, ihre unstrebliche Schönheit in ähnlichen Stunden aufsteh und übermächtig die Welt erfülle und ihn in die Kniee zwänge vor dem rauschenden Flügelschlag ihrer Hingabe und ihm das Herz aus dem

Leibe risse und es hinaushalte in das ungewisse Licht des Tagendes, tierisch zuckendes Weh, verblutende Reue . . und es aufjubelnd hinausschleudere unter die Sterne! Daß sich ihr kalter Chor belebe . . zu ihrem Lob, zum schmelzenden Hochgesang einer Frau, die süßer war, als die gereifte Traube, zarter als das Riedgras, das vor dem Sonnenlicht erzittert, und die so gewaltig liebte, mit hingerissenem Herzschlag, mit erbleichenden Händen und ausgedorrten Augen, mit einem Beben um den Wimpernschlag des Geliebten, daß von dem Anblick die Engel Gottes erstarrt wären.

Es war geschehen, daß er sie wiedersah, als ihre neue Liebe in lichten Höhen über ihr schwebte. Durch das Blau des Himmels jagten einander die Liebesgedanken, von ihrem Herzschlag gelenkt, der sie wie ein beglückender Südwind hin- und herwarf. Er dachte: ihre Liebe ist ihr Leben, ihren braunen Leib berührte nie das Feuer der Ferne. Sie ist eine schwache Irdische und sehr keusch. Ihre Liebe ist ihr Leben, welchen Namen auch der Ruf vom hohen Turm verkünde. Wieviel leidenschaftliche Gewalten brachen sich schon auf einem kindlichen Traumgesicht, von wieviel zweifelhaften Ozeanen überschwemmt glänzt es in unverwüstlicher Reinheit: — sie spiegeln immer die alten Sterne, die wechselnden Gewässer, die aus dem Grund ihrer Seele aufsteigen und ihr Antlitz verfinstern.
Er ging an ihr vorüber der sinkenden Sonne entgegen, die den Asphalt der Straße kühlte. In flimmernden Zaubern gingen sie einander vorüber. Goldgrüne Lichter mit opal schimmernden und rötlichbraunen, rauschenden Flecken und Stichflammen mischten sich in ihren sich kreuzenden Blicken. Die Sonne tanzte.
Zwei fremde, farbige Schicksale schwebten einander vorbei in den wirbelnden Katarakten der Abendlichter — ewig den Täuschungen der bunten Stunde ausgeliefert. Und bei beiden, in aufleuchtenden Hintergründen, klang, — ein kurzer Cymbelschlag, — der Haß auf. Da fühlte er, daß er reif für diese einzige Liebe geworden war, weil er Haß empfunden hatte. Zäh und hart wie ein Cymbelschlag.
Im starken Rausch einer seiner Erfüllungen schritt er aus durch ein Tor, zwischen festlichen Pappelreihen, dem Triumpf des Tages entgegen. Aus der sinkenden Sonne stürzten die roten Wölfe und fraßen alles Mitleiden, alle Qual der Schwäche, alle Liebe, allen Haß. Flogen in feurigen Rudeln, dem Käfig entronnen, gegen dessen Stäbe sie eine Ewigkeit gewütet hatten, in dem so viel Lebensatem verglüht war. Sein Herz flammte in der Brunst reißender Tiere . .
Er betrat eine Kirche.
Hinten im Chor, der mit barbarisch bunten Stoffen ausgeschlagen war, auf smaragdgrünen Polstern kauerten Geschöpfe des Orients. Janitscharenmusik bließ zum Sturm, begleitete irgend eine Himmelfahrt . . . Und im Ruf der Instrumente endete die überirdische Metzelei, verblutete grell und dampfend die geschlachtete Sonne. Ein Stück blutendes Herz blieb in der Ecke des gemalten Chorfensters kleben und gerann. — Nun hätte er die Hymnen der bittren Notwendigkeit singen wollen. Die stählernen Gesänge der Unentrinnbarkeit. Die Sprache des ungeheuerlichen Herzens erforschen, das mit eisernen Schlägen die Welt lenkt.

Aber der müde Rhythmus Mensch bricht in die Kniee, Malva ... Wer erhöbe sein Haupt über das Blühen der Welt! Blut ist unser Schicksal, und die Sprache des Blutes, die dem Höheren fremd ist, und die wir lieben sollen bis zum Tod und Vergehen, bis in der Ferne der erste Schlag der Hymnen ertönt, die die bittere Notwendigkeit singen, das Uhrwerk der Welt, und die einst unser taubes Ohr treffen werden. Dann ist alles vergangen, unsere Liebe, und alle Liebe und alle Zärtlichkeit, die gewesen ist, und auch unsere Fremdheit und das Erinnern, das dir wie Essig schmeckte ... Alles, was ist, wird hingeschlachtet. O greulicher Mord, wenn uns, die in einem Schlachthaus wie in feenhaften Verzauberungen, in wechselnden Schauspielen von Pracht und Herrlichkeiten gingen, die über geliebten Händen in wehmütigem Glück erweichten und die ganze Seele in die Schönheit eines Abends ausströmten, wenn uns die kosmische Mathematik das Genick bricht! Die selbe viehische Pedanterie, die uns zur symbolischen Verrichtung unseres eigenen Schicksals verführt, wenn wir uns von Tieren nähren, die wir umbringen, und von vielem Wachsenden, was wir ausreißen und hinunterschlingen. Verdammter Totenschädel der Welt! Lächerlicher Wiederkäuer! Du unendlicher, grimmassierender Magen, du ewige Verdauung eines ungeheuerlichen Wahnsinns. Legt euch in Blumen und fühlt durch ein brausendes Blühen den Schwarm des Tandaradei. Die grünen und roten und blauen Erdenräusche wachen.

Malva, ich liebe dich, komm! Ich war krank, lag im Fieber der Ferne, war trunken vom glanzvollen Aufstieg des Frühlings in das blaue Feuer der himmlischen Lichtwüsten, ich war totkrank. — Nun gib mir deinen Schoß, ich will mich in ihn wühlen, in breit aus gelockerten Schollen atmende Frühlingserde, die bis in die fernsten Horizonte mit Flügeln schlägt. Sie erzeugen den dunklen beseligenden Rausch, in dem wir bald vereint emporfahren werden, durch viele böse Erdennächte in die Heimat der blühenden Aprikosenbäume, ins Land der goldgesponnenen Bienenschwärme und der blauen Gewässer, die ein kristallenes Feuer sind. O komm, Malva! — Das Echo deiner Liebe ruft dich, mit deinen Worten ruf ich dich, ich bin reif für deine große Liebe, die die Sturmflügel ausgebreitet hat und den jauchzenden Orkan der Erfüllung beschwört, daß er mit herzbrechendem Glanz über dich komme, deine Augen blind mache und taub deine Ohren, dir die Glieder losbinde zum rasenden Spiel und deinen Schoß erlöse. — O komm, Malva, mich verzehrt die Glut deiner Liebesschwüre, und die trunkene Wut, mit der du mich begehrst, zerfetzt mein Gehirn. Deine liebkosenden Hände wühlen in meinem Fleisch und graben mein Herz aus. Deine Haare erdrosseln mich mit ihrem wilden Duft — und dein Schoß ruht klaffend über der Sonne in Rasereien. Du empfängst die Gewalt der stürmenden Systeme, in unerhörten Ausbrüchen und Zusammenbrüchen, in aufheulenden Weltlavinen, die du unersättlich aufnimmst, in Zuckungen eines wütenden Triumphes, einer unaufhörlichen, nie endenden Sättigung durch Jahrtausende, die wie eine Sekunde sind und die begnadend über dich gehen: in Ausbrüchen, in Zusammenbrüchen, in flammenden Lavinen, die mit ihrem Wollustgeheul an die Stirn des Meisters schlagen, daß ihr immer neue Welten entstürzen. Die Ver-

nichteten nimmt er in seinem Atem auf, er schenkt sie dir zurück, daß du sie aufnehmest, denn seine Lust ist in dir.

Einst kommt die Zeit, dann fliege auch ich dir entgegen, dann stöhnst du wieder – o mit wie größerer Hingabe – unter mir auf, der ich mich jubelnd in deinem Schoß vernichte. Ich komme in den schießenden Glutmassen, die sich vom Hochgebirge des ewigen Feuers gelöst haben und Millionen zukünftige Welten, Milliarden zukünftige Sterne und die ganze Nahrung der Schöpfung mit sich führen. Ich komme in den Rudeln der roten Wölfe, die mit ihrem hungrigen Geheul am ewigen Schweigen der Tiefe nagen und durch den Raum von einem Ende zum andern ihren alles überflammenden Weg ziehn – doch bei dir ist ihr Ende ... In einer gewaltigen Feuergarbe werden sie aus deinen Gliedern schlagen. Sie werden in das ewige Schweigen der letzten Tiefen stürzen. Sie werden im Wiegenlied der Schöpfung ertrinken: dem unergründlichen Spiegel für die Ausbrüche deiner Lust, der dich wie das eigene Herz mit seiner traumhaften Seele trägt und es hütet. Es schwebt in gewaltiger Gegenwart, in unglaublicher Freude hoch über seiner traumhaften Wehmut, die finster lächelt. Denn du hast das ewige Schweigen der Tiefen, das große Gedenken hast du für alle Zeit beglückt, Geliebte.

Wenn die Zeit kommt, da die Sterne, meine Brüder, mich in ihrer flammenden Litanei entführen, wenn auch ich dir entgegenfliege, um mich jubelnd in deinem Schoß zu vernichten, so wird es nur einer meiner zeitlichen Wünsche sein, die einmal durch mein Blut geirrt sind und aus Berufung sich zu Tode hetzen müssen. Meine Liebe ist tiefer. Ich will dich mit dem Traum meiner Seele tragen, du mein Herz, das in feurigen Nebeln über mir ruht.

Die Kerzen waren heruntergebrannt und erloschen. Es war Nacht gewesen, und jetzt begann es im Zimmer zu dämmern. Paul saß unbeweglich und mit toten Augen. Als es heller wurde, raffte er sich auf. Er sah die Punschschüssel, die unberührt auf dem Tisch stand. Er kostete das Getränk. Es widerte ihn an.

Er stand auf und wollte zum Fenster gehn.

Aber da begannen draußen die Glocken das Angelus zu läuten, und Paul schrak vor der gespenstischen Nüchternheit dieser Stunde zurück. Er warf sich angekleidet aufs Bett und schloß die Augen. Seine Lippen bewegten sich ...

»Ich will dich mit dem Traum meiner Seele tragen, du mein Herz, das in feurigen Nebeln über mir ruht ...«

Die Glocken verstummten.

Am übernächsten Tag sah Paul zum letztenmal das Meer. Er war über das Land immer dem Brausen der Brandung entgegengelaufen. Er fürchtete, er käme zu spät. Endlich sah er das Meer.

Es war strahlend heller Mittag. Das Licht kam von abertausend schimmernden Kronleuchtern in den Lüften ... Sie leuchteten so sehr, daß es unmöglich war, einen einzelnen von ihnen zu unterscheiden ... Das Meer glänzte in wogender Seide ... Der Strand war schwarz von Menschen, die im Halbkreis auf hölzernen Klapp-

fauteuils saßen... Paul kam mit einigen Nachzüglern... Sie nahmen behutsam, wie in einem Konzertsaal, ihre Plätze ein... Als eine Dame ihrem Begleiter etwas zuflüsterte, schnellte ein Dutzend bleicher Köpfe herum und machte Pst!

Pst! Das Meer spielte.

Die Menschen hatten die Köpfe auf die Kniee gelegt, oder sie hielten die Hand vor die Augen.

Das Meer spielte, und eine Ewigkeit verran.

Paul hatte das Gefühl, als ob sie alle, die hier saßen, langsam in die Erde versänken. Dann wieder stand sein Stuhl auf dem Rand eines Abgrunds und er lehnte über ihn hinüber. Er glaubte, daß hinter seinem Rücken die Menschen, die ihm nahe gewesen waren, gemordet und gevierteilt, daß ihre Häuser in Brand gesteckt, ihre Frauen und Kinder geschändet würden.

Das Meer spielte.

Eine Frau bekam Herzkrämpfe und schrie auf. Ein nackter Mann mit einem Hammer, wie sie Steinklopfer haben, mit einem langen Stiel, der ein schmales Eisen hielt, kam die Reihen herauf bis zu ihrem Platz. Er hob den Hammer wie eine Gerte und schlug ihr den Schädel ein. Überall hörte man sie jetzt aufschreien, die wunderschönen, blassen Frauen, denen das Spiel gewaltsam ihr Leben entriß, und überall sah man die nackten Totschläger sich durch die Reihen schieben und sah das leichte Schwingen des Hammers.

Das Meer spielte.

Da stürzte neben Paul ein braunes, feingliedriges Mädchen vom Stuhl und wälzte sich auf dem Boden. Sie schlug die Zähne in das Holz, um nicht aufzuheulen. Aber schon kam ein Mann mit dem Hammer die Reihe herauf, behutsam auftretend wie in einem Konzertsaal. Den Rücken gegen das Meer schob er sich an den Stuhllehnen entlang. Jetzt stand er vor Paul. Er stieß ihn mit dem Knie. Paul war starr und kalt und sah ihn an. Der andre verneigte sich leicht, sehr höflich, als ob er um Entschuldigung bäte. Dann hob er mit der linken Hand den Hammer wie eine Gerte und schlug dem schlanken braunen Mädchen, das mit dem Gesicht auf der Erde lag und wimmerte, den Schädel ein.

Das Meer spielte und eine Ewigkeit verrann.

Da kam das Meer herauf eine Frauengestalt gezogen. Das Meer legte sich zu ihren Füßen. Sie ging bis an den Rand und blieb stehn.

Malva!

Ein großer rothaariger Herr mit einem pockennarbigen Gesicht, der in der ersten Reihe saß, erhob sich und sprach:

»Ich bitte um Aufmerksamkeit für die Es dur-Sonate, in die sich unser aller Mutter, das heilige Meer, ergehen wird. Die Stimme der Liebe wird aus dem glänzenden Spiegel aufstehn und das Hosianna über dem Leben singen. Lauscht, ihr Gottbesessenen, die ihr einem ausschweifenden Seelenwandel frönt, lauscht, ihr mondsüchtigen Unkeuschen!«

Der Herr nahm Platz, nachdem er sich einer korrekten Verbeugung entledigt hatte.

Das Meer spielte.
Malva wartete.
Dann setzte sie ganz hoch ein. Man hörte keinen menschlichen Laut, ihr Mund tat sich nur weit auf, sie breitete die Arme auseinander, sie legte den Kopf tief in den Nacken zurück. Und die Stimme der Liebe durchdrang hoch und blendend weiß die Herzen aller Menschen, die hier saßen. Hinter seinem Rücken spürte Paul bebend das kristallene Blühen der Erde, und die Stimme sang, lautlos, schrecklich ... sang, sang durch die lange blendendlichte Ewigkeit das Hosianna über dem Leben.
Die Helligkeit und die Glut nahmen ab. Die Kronleuchter erloschen einer nach dem andern. Es wurde finstere Nacht. Aber in der Dunkelheit sah man sie stehn, mit weitgeöffnetem Mund, mit ausgebreiteten Armen, den Kopf zurückgeworfen, auf dem seidenen Wogen des Meeres, von dem nur noch ein kleines Stückchen um ihren Kopf wie eine Aureole glomm, und die Stimme der Liebe sang!
Eine heiße Ewigkeit verrann. Die Stimme der Liebe sang. Das Meer spielte, heiße schimmerndweiße Ewigkeiten lang. Und die Stimme der Liebe sang, die erstarrte Seele von allem Glanz, der dahinzog, – hoch und schimmernd weiß sang sie in der Nacht.

KARL VOLLMÖLLER: ZWEI GEDICHTE

Aut quod periit id
perditum putas?

I. Nun das hinging, was doch unendlich war,
und was hell schien, so ganz und gar verdunkelt,
und das Licht losch, das noch zuletzt gefunkelt,
und mir der Glanz und Duft von deinem Haar

und dein mir eigner Leib nun angstvoll stumm:
Da dies hinging, was soll noch weiter kommen!
O du mein Gott, wie leid ich, und warum
hast du, der du viel schenktest, mehr genommen?

Du reichtest mir des Lebens seltne Tränke
früh: Leiden die wie fremde Blüten prunken
und lastende wie starre Wolkenbänke.
Wie trank ich Lust und wie besaß ich trunken

die Nacht, den Wald, die Liebe und das Meer
die starren Gletscher. Süßigkeit des Windes —
doch sieh, mein Herz blieb das Herz eines Kindes
und eines Kindes Seele rein, doch leer!

Nur Wunden glühen fort, die ich geschlagen.
Du bist sehr groß und groß, o Gott, dein Hohn:
Die falschen Siege, blutigen Niederlagen
da alles tiefste mir nicht Frucht getragen

so gib das letzte tiefe mir: den Tod . .

II. Mein Sohn,
heb auf dein Haupt und gürte deine Lenden.
Gib mir die Hand. Schau her, was dir verliehen
sind meine göttlichen Melancholieen,
daß was du schufst in dir sich muß vollenden
und stets die eigenen Gebilde fliehen

und die göttliche Unersättlichkeit,
fürstliches Gut und schaurigste Gewalten
trotzig verschwendend dennoch zu gestalten,
mit Händen schöpfend aus dem Strom der Zeit
das All ergreifend keines zu behalten

dem Dämon dienend, kindlich stets bereit,
mit Weh erzeugtes lächelnd zu zerstören,
mit Schmerzen liebend keinem zu gehören —
weißt du ob höchster Stolz nicht tiefstes Leid:
Dir ward ein Wiegenlied aus Föhrenchören

Kampf, Wahn, Verzweiflung, Sturz und dumpfer Schrei.
Sternhoher Nächte funkelndes Gepränge
die tausend lauten Sonnenuntergänge
glaubst du, das alles dieses je verloren sei . .
Noch bleibt die Schwermut ewiger Gesänge.

Sieh diese Traurigkeit bewahrt vereint
was dich je angerührt des Hohen Großen
was du verschmäht, versagt und was genossen
und Liebeszähren die um dich geweint
und Muttertränen die um dich geflossen.

I. Sie, die den rechten Kinderweg verlor
Die Schar der blind Verirrten und Verwirrten!
— Da schon zur Tat wir froh die Rosse schirrten,
Klingt noch ersticktes Rufen dir ins Ohr

Und schaust im Dunkel du verstörter Larven
Gerauftes Haar, erloschner Augen Brände.
Vergiß das Jammern der gerungnen Hände —
Uns rührt der Wind die goldnen Abendharfen:

Uns ward das Reich. — Sie sind verdammt zu schweifen
Um bittre Seen ‹vergiß!› in Aschenfernen.
Durch schwarze Flüsse, hallende Cavernen
Verhülltes Weh die toten Seelen schleifen,

Die nie geschöpft am Borne der Enthüllung,
Die nie die Frucht des runden Lebens aßen —
Und wandern stets die langen Sehnsuchtstraßen
Und kommen nie zum Lande der Erfüllung.

II. Noch steht das Bild mit unbewegten Mienen.
— Nun wir in sieben Jahren bleicher Frohn
Mit vielen Brüdern der Verhüllten dienen,
Und mancher seufzend sank und manchem schon
Die ehrnen Lippen sich zu regen schienen,

Wie leicht daß jetzt im ungewissen Licht
Daß plötzlich einer der sich ganz gereinigt
Daß eines Kindes Stimme also spricht:
‚Sie, der ihr knietet, der ihr euch gepeinigt,
Sie die ihr suchtet ist die Höchste nicht'.

Dann werden viele freilich jäh erbleichen
Doch du laß mich es sein, der Antwort gibt,
Denn du bist müd — ‚So geht! Beweint die Leichen!
Seht dieser hier, mein Freund, den meine Seele liebt,
Er spürte lang aus den geheimen Zeichen

Die milden Schauer tieferer Heiligtume.
Er blieb, getreu dem Dienst, dem er verschrieben.
Doch was euch leuchtend schien aus eigenem Ruhme
War ihm nur Vorglanz einer reinern Blume
Und nur ein Weg um tiefer noch zu lieben

Zu tiefern Tiefen gleitendes Geleit.
Er war ein Liebender. Er hat gerungen:
Der viel' erkannt und wenige ganz umschlungen
Zum Trost der schauerlichen Einsamkeit —
Und stand dem Hohn, und litt die Kreuzigungen

Und trug die Dornenkrone seiner Zeit'.

REMY DE GOURMONT: MARGINALIEN UBER EDGAR POE

Ich glaube nicht, daß das amerikanische Milieu Poe feindlicher gewesen ist als das ‹1›
französische Milieu irgendeinem unserer Zeitgenossen. Er hatte Feinde, aber auch literarische Freunde, Bewunderer, er lebte mit zwei Frauen, die er anbetete, Mrs. Klemm und Virginia, er gewann sein Leben durch eine Arbeit, die ihm nicht mißfallen zu haben scheint, denn er liebte es, zu schreiben, und nicht nur seine Geschichten, seine Gedichte, sondern auch seine Artikel, er ist streitsüchtig, er schlägt sich, er gefällt sich in Polemiken, wo er das letzte Wort haben will, wenn auch seine Insolenz nicht geeignet ist, die Gegner zu entwaffnen. — Man erkannte seinen Wert nicht, aber man gab seine relative Überlegenheit zu, man kann für sicher sagen: hätte er sie erlebt, so wären seine letzten Jahre die eines literarischen Herrschers gewesen, er war, selbst in der verscheuerten Intelligenz seiner Landsleute, die Reputation Langfellows zu besiegen bestimmt, gegen den er grausam und der doch gegen ihn gerecht war.

In England wäre er ja mehr gewürdigt worden, denn hier ist ein wirklich intellektuelles, wirklich aristokratisches Publikum, für das eine originale Seite eine Wohltat ist und das sich geldlich dankbar zu zeigen weiß. Der Engländer zahlt für sein Vergnügen.

In Frankreich hätte Poe vielleicht mehr gelitten. So wenig wie Baudelaire, wie Flaubert, wie Villiers, wie Verlaine, wie Mallarmé wäre er imstande gewesen, sich sein Brot zu verdienen. Seine Erzählungen wären wie die Villiers von der Masse der demokratischen Leser mißachtet worden, und keine Revue, keine Zeitung hätte seine höhnischen, heftigen Kritiken gebracht, die plötzlich ihre angreifende Heftigkeit nur aufgeben, um in einem Stil von manchmal etwas harter Precision die dunkelsten Probleme des Ausdrucks und des Gedankens zu behandeln.

Ein Schriftsteller von hoher Intelligenz beurteilt immer sein Milieu als das schlimmste von allen, in denen er hätte leben können. Die Verachtung Poes für die Amerikaner hatte Schopenhauer für die Deutschen, Carlyle für die Engländer, Leopardi für die Italiäner, Flaubert für die Franzosen. Einige wissen, daß alle menschlichen Herden einander gleichen: sie haben keine Sehnsucht, auf andern Wiesen ein immer von der Schlechtigkeit der Menschen vergiftetes Gras zu weiden.

Es ist nicht immer ein logischer Bezug zwischen dem Leben und dem Werk eines ‹2›
Schriftstellers. Das Leben geht wie das Wasser eines Bergstromes, eines trägen Flusses, eines lustigen Baches, und die Blumen, und die Werke, die an den Ufern wachsen, haben ihren distinkten Charakter: das Bächlein schmückt sich mit den stolzesten Schwertlilien und der Bergstrom mit den fadesten Blümchen, der Fluß läuft durch einförmiges Gras. Ein tragisches Werk impliziert nicht ein stürmisches Leben, die Literatur revolutionärer Epochen ist oft das Schafsgeblöke einer Hutweide, man hat in Cromwell die Erklärung Miltons gesucht: die Fabeln des Florian erschienen 1793.

Poes Leben hatte nichts Ungewöhnliches. Es war das eines Schriftstellers, Mitarbeiters und Herausgebers von Zeitschriften. Wie andere hatte er klug sein Leben

zweigeteilt: der große Dichter war auch ein tätiger Literat, der oft bis zum Pedantismus ein eingeborenes Bedürfnis seinen Zeitgenossen die Epistel zu lesen steigerte. Es ist absurd, sich Poe als einen krankhaften Träumer vorzustellen, er war gebildet bis zur Gelehrtheit und seine precise und scharfsinnige Intelligenz hatte etwas von dem, was Pascal den esprit géométrique nannte. Man kann annehmen, daß er sich seines Schicksals und seines Genies völlig bewußt war.

⟨3⟩ Die Familie Poes war irländischen Ursprungs. Kann dies, und sein Wohnort in Baltimore, das katholische Odeur seines Werkes erklären? Er spricht manchmal wie Tertullian und Joseph de Maistre. Er liebt die Regel, er verteidigt die Regel, glaubt sich der Regel zu bedienen, er, dessen Originalität so besonders ist.

⟨4⟩ Er glich merkwürdig seiner Mutter, es ist dasselbe Gesicht, das eine weiblich, das andere männlich, etwas Jungenhaftes in der Haltung der Schauspielerin erhöht noch die Illusion. Sie dürfte auf ihn nur einen rein physischen Einfluß gehabt haben, er verlor sie im Alter von zwei Jahren, sein Vater war bereits gestorben. Poes Originalität entwickelt sich um so freier, als sie von keiner angenehmen Autorität gehemmt wurde, viele allzu überwachte, zu gut erzogene, zu sehr geliebte und nahgehaltene Kinder bilden ihre junge Intelligenz nach der der Eltern, empfangen so oft so tiefe Eindrücke, daß diese für immer ihre cerebrale Aktivität bestimmen und meistens aufheben. Viele mittelmäßige Eltern haben so ihre Kinder unterdrückt.
Keine Spur im Leben Poes von großen Freundschaften von Mann zu Mann, aber tiefe weibliche Affektionen, Mrs. Clemm, Frances Osgood. Er hat übrigens gar kein Vorurteil gegen die Frauen, in seinen Kritiken macht er niemals eine vorherige Distinktion zwischen Büchern von Männern und Büchern von Frauen. Er bewunderte aufrichtig Frances Osgood. Er liebte die Gesellschaft der Frauen, ihre Konversation, ihren Geist, scheint aber niemals mehr von ihnen verlangt zu haben, die Keuschheit seiner Schriften war die seines Lebens, ein recht seltenes Zusammentreffen, denn man weiß, daß dies der unbeständigste Bezug zwischen Werk und Mensch ist. »Lasciva est nobis pagina« schrieb Ausonius an Paulin, da er ihm die Epigramme schickte, und »vita proba«, wobei er alle alten Autoren zitiert: »quibus severa vita fuit et laeta materia«.

⟨5⟩ Hier ist der Kontrast zwischen Poe und Baudelaire, Intelligenzen so gleicher Form, excessiv. Eine nicht veröffentlichte Vorrede der Fleurs du Mal resümiert seine Ästhetik:

> Son vice vénérable étalé dans la soie
> Et sa vertu risible —
> Car j'ai de chaque chose extrait la quintessence:
> Tu m'as donné la boue et j'enai fait de l'or.

Baudelaire verachtet die zivilisierte Frau, weil sie zu wenig zivilisiert, zu natürlich, zu instinktiv ist: »Das Weib hat Hunger und will essen, Durst und will trinken. Sie ist läufig und will geküßt werden: auch ein Verdienst!« Er behandelt sie als inferior, weil die Frau in ihren Liebesäußerungen nie die Seele vom Leibe trennt,

das Gefühl von der Empfindung. Man kann ja nun darin wirklich eine Schwäche sehen, aber an dem Tage, da die Frau die Kraft erworben hat, wie der Mann Sentiment und Sensation zu trennen, wird sie von dem uns bekannten Wesen so sehr verschieden geworden sein, daß man ihr einen andern Namen wird geben müssen. Es ist wahr, ihre Freiheit kostet so viel, ist aber vielleicht ein bischen teuer.

Poe äußert nirgends seine Meinungen über das Volk. Das Proletariat existierte zu seiner Zeit in der Union nicht, wie es in Europa nicht existierte zur Zeit, da es noch freies Land gab. Er sah keine Revolution. (6)

Jetzt erst sieht man das Volk, wenn es aus seinen Höhlen geht und sich für den Profit eines Dutzend Lumpenkerle umbringen läßt. Baudelaire sah die politische Rolle der Spitzbuben nicht verächtlich an, er fand die honnêtes gens zu feige: »Bloß die Spitzbuben sind hinreichend überzeugt, um zu reüssieren«. Er dehnte die Bedeutung des Wortes sehr weit aus, wandte sie auch auf den schweren und aphorismenreichen Bourgois: »Personnage froid, raisonnable et vulgaire, ne parlant sans cesse que de vertu et d'économie, il associe volontiers ces deux idées, il a une espèce d'intelligence à la Franklin, c'est un coquin à la Franklin.« Dieses rapide Urteil ist nicht ohne Eleganz.

Poe verteidigt gern die Dichter. Erklärt, ihre Reizbarkeit komme daher, daß sie eine sehr genaue Perzeption des Schönen eignen und daher auch des Häßlichen, des Wahren, Falschen, Rechten und Unrechten. Wer nicht reizbar sei, sei kein Dichter. Er verteidigte sich selber, denn er war sehr irritabel, manche seiner literarischen Urteile sind bös bis zur Grausamkeit. Baudelaire verteidigt Dichtung und Dichter anders: »Canaille. Par canaille, j'entends ceux qui ne se connaissent pas en poésie«. (7)

Edgar Poe zwingt sich uns weniger durch die logischen Wahrscheinlichkeiten seiner Deduktionen auf, als durch den souveränen Ton eines affirmativen und absoluten Wortes, er hat eine Art, sich des Lesers mit den Gesten einer verachtungsvollen Herrschaft zu bemächtigen, gegen die man keine Abwehr findet. So der Anfang, die sechs ersten dürren, starken, sauberen, wahren, mächtigen, bedrohenden Seiten der »Handschrift in der Flasche«: er hat uns und führt uns wie Sklaven zu dem ironischen Nichts seiner Konklusion, und wir verlieren uns gern in den mythischen Tiefen des Stromes Ozean. (8)

Eines Tages, da ich den Gefesselten Prometheus las, hatte ich den Eindruck einer Erzählung von Poe, des »Hauses Usher«. Kein Dichter seit den Griechen hat wie Poe das Gefühl des Fatums, der tragischen Notwendigkeit. (9)

Selbst in Leidenschaft und Verzweiflung bewahrt Poe eine ironische Kälte. Es ist zu viel des Gesuchten und Gewollten (doch weniger als er glauben zu machen versucht) im Ausdruck seiner Schmerzen und Träume. Übrigens hat er, wie schon Baudelaire sagte, nie sein poetisches Ideal erreicht, als welches der oratorische Vers war, breit fließend, klar, heftig. Es ist wahr, anderwärts sagt er das Gegenteil und behauptet, die Dichtkunst muß ein Werk des Willens und der Präzision sein: Poe, der sich oft wiederholt hat, hat sich auch oft widersprochen. (10)

⟨11⟩ Poe ist der subjektivste der subjektiven Dichter. Die Schrecken, die er kalt zu erfinden sich rühmt, spürt er und erleidet er. Die Furcht und der Schmerz, der die Furcht schwängert, das ist fast das einzige Thema seiner Gedichte sowohl wie auch seiner schönsten und seinem Genie konformest geborenen Erzählungen. Aber bloß in den Gedichten gibt er das Geständnis seiner tiefen Zärtlichkeit, die sein Leben verwirrte und entzückte, er schrieb seine Erzählungen für jedermann, seine Gedichte für sich und einige Frauen: die Erzählungen sind nur der halbe Poe, die Gedichte enthalten ihn ganz.

⟨12⟩ Einige haben geglaubt, der wahre Poe sei der Mann des Magnetismus, der Fantasmagorie, der Perversität, der Mystifikation. Ich denke das nicht. Dieser, das ist der gegen die demokratische Plebs irritierte Poe, gegen den ignoranten Journalismus, und der, statt sich zu ereifern, spottet. Aber wenn ein Poe spottet, so erhebt er sich so hoch, daß sein Ulk eine wohltuende Lektion scheint: und jene selbst, denen er vergeblich das Absurde und Unverstehbare erklärt, lassen sich mystifizieren um des Vergnügens willen, an so mächtigen und vollendeten Spielen teilzuhaben.

⟨13⟩ Von allen Mystifikationen ist jene der »Entstehung eines Gedichtes« die am liebsten und längsten geglaubte. Der Vulgus war geschmeichelt, vom Dichter selber zu hören, daß die Dichtkunst nichts weiter sei als eine gewollte Kombination von Tönen und sorgfältig danach gewählten Gedanken. Es ist klar, daß Poe sich herrlich amüsiert hat, als er sein Paradox schrieb: das genügt, es legitim zu machen. Dies Paradox ist durchaus nicht die Bekanntmachung der Arbeitsmethode Poes: die bleibt uns wie alle andern ewig unbekannt. Kaum, daß wir selber wissen, wie wir arbeiten, wie uns die Gedanken kommen, wie wir sie gestalten: wissen wir es zu gut, so können wir überhaupt nicht mehr arbeiten. Das sind Fragen, die zu vertiefen ein Schriftsteller sich hüten soll. Es ist recht gefährlich, zu viel über seine Handlungen, sein Leben zu reflektieren: das Erkenne dich selbst ist vielleicht die schädlichste Dummheit, die je vorgebracht wurde. — Poes System im »Raben« nimmt an, daß ein Dichter in einer kurzen Spanne Zeit alle möglichen Kombinationen aller Worte sich vorstellen kann, die um einen Gedanken sich gruppieren können. Das will sagen, daß es das Absurde annimmt, denn das Prinzip jeder geschriebenen Komposition ist die Assoziation und Verkettung von Gedanken, Bildern, Tönen. Man bewegt sich also in einem wenigstens relativ Unendlichen, die Direktion des Willens kann nur auf das Unmittelbare geübt werden, auf das Bekannte, die Sinne, die Gedanken, die Bilder, die aus dem Plane des Bewußtseins aufsteigen, der Wille kann nicht auftauchen machen und das Bewußtsein kann nicht kennen, was außerhalb der gegenwärtigen Aktivitäten der Intelligenz sich bewegt. Also ist in der Komposition ein ungeheurer Teil unerwartet, unvermutet entstanden. Meint ein Dichter, er redigiere rationell und aus freien Stücken ein Gedicht, so düpiert ihn eine psychologische Täuschung. Man kann ein Bild aus seinem Gehirn nur wählen, wenn das Bild wie ein Gestirn am Horizont des Bewußtseins auftaucht, wie es aufgestiegen, wie es sichtbar geworden ist, davon wissen wir nichts: das vollzieht sich in der undurchdringlichen Nacht des Unterbewußten.—

CARL STERNHEIM: DON JUAN, FORTGANG UND SCHLUSS DES ERSTEN TEILES DER TRAGÖDIE

(Derselbe Raum. Auf dem Altare brennt nur noch das ewige Licht.)

RIPIO (schleicht durchs Zimmer und zum Fenster):
Feuer! In meinen entzückenden Traum hinein. Vor Qualm und Dunst nichts zu erkennen. Hui — was für eine Funkenfontäne in der Richtung des großen Gartens — Heiland, was vermute ich! Kann es möglich sein? Sonst steht dort kein Haus. O Gott die Kniee werden mir schwach.

LAURENTIA (tritt aus dem Alkoven und hält sich am Vorhang fest):
Wo bin ich?

RIPIO:
Mir scheint, nicht weit von mir.

LAURENTIA:
Tiefe Nacht doch noch. Und er? Ich bin so taub, benommen.
(sie fällt.)

RIPIO (fängt sie auf):
Auch das noch. Die Ereignisse jagen sich. Wann kamt Ihr, Donna?

LAURENTIA (schwach):
Wo ist er?

RIPIO:
Wie gelangtet Ihr ohne mein Wissen hierher? Wann?

LAURENTIA:
Spät.

RIPIO:
Und weiter?

LAURENTIA:
Laß er Luft herein.

RIPIO:
Sie ist von schlechter Qualität. Höllisch elend scheint das arme Weib, sollte sie schon zu viel von dieser Pest eingeatmet haben. Sie erholt sich .. ich will ihr Wasser bringen.
(geht in den Alkoven und kehrt, das Fläschchen in der Hand, zurück.)

LAURENTIA:
Sag er mir endlich ..

RIPIO:
des Rätsels Lösung!

LAURENTIA:
Welches Rätsels.

RIPIO:
Ist Euch wirklich und wahrhaftig besser?

LAURENTIA:
Ich meine.

RIPIO:
Gelobt meine nie ruhende Vorsicht–

LAURENTIA:
Antwort!

RIPIO:
Gelobt meine nie ruhende Vorsicht. Ich will hinunter und Euch vom Feuer Nachrichten bringen.
(für sich):
die sie noch mehr schmerzen werden, fürchte ich, als ihre schmerzenden Eingeweide.
(er geht.)

JUAN (kommt aus dem Alkoven):
Laurentia! Vom Feuerschein bekränzt
und lieblich eingehüllt. Ich dachte nicht,
dich noch zu finden. He, was willst du denn?
Die Toten stehen auf und die Lebendigen
sind tot–

LAURENTIA (wendet sich zur Tür):
Wohin? Was willst du? Schweige nicht
und geh mit anderen Schritten. Diese Ruhe
erregt mich furchtbar, bringt mich stürmisch auf.
(Laurentia dreht sich ihm zu.)

JUAN:
Was trittst du mir entgegen? Welchen Sinn
verbindest du damit? Ich komme her,
ganz arglos, unbefangen, aber du
gehst auf mich zu und jetzt – du siehst mich an.
Wie schamlos eines Weibes Augen sich
gebärden können! Glaubst du denn, ich fände
nicht durch den frommen Schleier deiner Güte
und Anteilnahme, die du dir und mir
nur vortäuschst, bis zum Grunde deiner Seele?
Mitleidige du Falsche! Dieses Mitleid
ist Wollust, harte, wüste Grausamkeit.
Beseligen soll dich mein Gram. Die Kraft
des Jammers, diese ungeheure, soll
auf dich herniederstürzen, meines Atems,
des glühenden, dem an geweihter Stätte
ich wehren mußte, willst du dich erfreuen.

Mein ganzes Wesen, das Erhörung fordert
der innern Not, ich soll's in dich verströmen.
Du füllst dich an, berauschst dich, sättigst dich
und dann, von meinem Feuer brennend, stark
von mir, willst du als Retterin am Ende
mir deinen Trost von meinen Gnaden spenden.
O du! Ihr alle! Feige, keines Kampfs
mit blanken Waffen fähig, holt den Sieg
ihr euch durch Demut, die nicht Demut ist,
durch Schweigen, das uns in den Ohren gellt,
und unserer Großmut sicher, legt ihr in den Blick
das Fürchterliche, das den Arm des Siegers
im Schlage hemmt und ihn zum Sklaven macht.
Was aus des Mannes Herz mit stürmischer Gewalt
wie eine Flamme bricht, in euern Schoß
einfahren möchte, um das Leben stärker
und ewiger der Menschheit zu vererben,
es muß sich vor dem Eingang unterwerfen,
die Kraft mit eurer Schwäche Frieden machen
und eurer Eitelkeit. Ihr wollt gebeten
und angebettelt sein. In dieser Welt
ist für den Mann und seine wahren Güter,
Gewalt und Kraft, kein Platz — sonst mußte ich siegen.
Dies Bild, das ich von deinem Halse stahl,
es hatte mich so überangefüllt
mit unseres Geschlechtes schönstem Vorrecht,
daß ich erschüttert fühlte, neben mir
ist auf der Welt wie ich kein Mann ein Mann,
und jedes Weib, das seinen Meister sucht,
ist überwunden.
Aber siehe doch
ich sagte nichts, schon ändert sich der Blick
in deinen Augen, und er bricht, nicht fähig,
die Angst mehr zu verbergen. Endlich bricht
dein Blick im Schicksal, und er rührt mich nicht,
nicht mehr, nie mehr!
⟨jauchzend⟩
Maria liebe ich,
die ich auf diesen beiden seligen Armen
dem Feuer, das ihr Vaterhaus verbrannte,
entriß, und das ich selbst gelegt,
um ihrem Bett und ihrem süßen Leib

in dieser selben Nacht noch nah zu sein.
Als ich sie sah, wie auf dem Bild sie lächelt,
mußte ich mein Sehnen enden oder sterben.
Gott selbst und keines Cherubs Schwert vermochte
mich mehr zu halten, und mich trug ein Sturm
hinfort zu meiner irdischen Ergänzung.
In Flammen stand ich vor ihr, willenlos
vor meinem Willen lag sie in den Kissen
wie festgeschraubt und rührte sich kein Glied,
ich brauchte nur zu greifen, mußte nur
die Hände strecken, zwei, drei Schritte machen,
mein Dasein hätte göttlich sich erfüllt.
Und siehe, plötzlich werden ihre Augen
ganz bodenlos, mein Blick, den keine Schranke
mehr hält, ertrinkt auf ihrem Grunde,
und ohne Blicke stehe ich seelenlos
und blind. Die kostbaren Minuten fliehen
und dann, zu spät, ich muß sie aus dem Feuer
nur eilig retten.
Bin ich toll? Ich lebe
und stehe wieder hier, verschwende dann
aufs neue Wochen, setze alle Hebel
in stürmische Bewegung, jage Menschen
von Ort zu Ort und drohe Tod, Verderben
und zünde Welten an, ihr nah zu sein,
bin endlich bei ihr, und sie sieht mich an,
und meine Hand ist lahm und mein Begehren
gefesselt? So entfessele ich denn jetzt
in mir, was noch gebändigt niederlag,
die untersten Gewalten seien frei,
die niedrigsten. Was irgend Kraft bedeutet,
erhebe sich und herrsche schrankenlos
und werde endlich dieser Schwäche Herr
und knechte sie. Ein Scheusal bin ich lieber,
als daß ein anderer Wille mich besitzt.
Nun sprach ich! Und nun sollst du auch das letzte
noch wissen, daß ich längst die ganze Schöpfung
vergessen hatte und allein noch wußte,
ich habe diese Nacht Maria nicht,
und darum muß ich träumen, von ihr träumen,
und nahm ein Weib, in dessen müdem Auge
und fahlem Antlitz keine Seele liegt

und keine Spur von Leben, ach, daß ich
in seine leeren Züge dichten kann,
was ich ersehne!
⟨er reißt den Vorhang auseinander. Ein Mädchen sitzt eingeschlafen auf einem Stuhl im Alkoven⟩:
Sieh, ich lüge nicht,
da sitzt mein blasses Schemen, schläft mein Traum.
⟨Laurentia verläßt weinend den Raum. Juan geht wie ein Schlafwandler zum Alkoven und kniet vor der Schlafenden⟩:
Mädchen
ich liebe dich,
liebe dich grenzenlos,
sieh doch — ich liebe dich!
Liege im Staube.

Vermag denn nichts
eine Ahnung dir
ins Herz zu geben,
daß diese Liebe
das Herlichste ist,
was die Erde birgt,
und dir gehört
und im Staube liegt?

Wie reich du bist, Königin.
Alles verschwende,
wirf die Kleinode
von dir, das Gold.
Aber diese Liebe
sieh dir doch an,
die herrlicher flammt
als die Sonne
und im Staub liegen muß.

Prüfe des Mannes Herz,
ob es nicht stark und kostbar ist
und so rein, kristallenklar
einem Sehnen hingegeben,
wie einst ein andres Herz mit einem Wunsche
still und verklärt am Kreuze hing
und sich verblutete
wie ich, im Staube.

(Der Garten der Mendoza. Im Hintergrund die Trümmer des rauchenden Hauses. Nacht. Inez steht mit Dienern und Mägden vor einer Steinbank, auf der Maria liegt.)

MARIA (erwachend):
Wo ist er?

INEZ:
Heilige Jungfrau, Dank, sie lebt!

MARIA:
Wo ist er?

EIN ALTER DIENER (beugt die Kniee):
O sie lebt. Das Fräulein lebt!

MARIA (richtet sich auf und sieht um sich):
Das Haus verbrannt, all meine Kinderspiele.

INEZ:
Ach, daß du lebst!

MARIA:
Du tust, als sei's ein Wunder.

EIN ANDERER DIENER:
Es ist ein Wunder.

INEZ:
Als die Flammen sprühten
und aus den Fenstern, aus den Türen rasten,
die Mauern wankten, fielen, als mit einem
der Vorhang deines Zimmers Feuer fing ...

MARIA:
Ich war vor Angst schon tot und halb erstickt.
Und wollte beten. Meine Lippen ließen
sich nicht bewegen, meine Glieder waren
so spröd und hart wie Glas. Da plötzlich
begegnen meine Augen mir im Spiegel,
nur größer, schöner, ach, weiß selbst nicht wie,
und war kein Spiegel da. Die Glieder lösen
sich auf, der Blick verschleiert überfließt,
ich sinke hin und meine Seele bebt.
O dieser Held! Ein Sturm weht aus den Kissen
mich hoch, ich fliege über alle Flammen,
und vor den Ohren jauchzt ein heller Ton.
Als ich ihn singen will, da sterbe ich
vor Seligkeit und stürze in die Nacht.

INEZ:

Wir aber waren außer uns vor Jubel,
als rauchgeschwärzt und dich auf seinen Armen
er in die Türe sprang. Zu Füßen stürzte
ihm alles. Und er bettete dich sanft
auf diese Steine, sah dich an und ging.

MARIA:

Und ob ich lebte, war ihm wenig wert.

INEZ:

O über unsern Kleinmut! Daß er dich
verlassen konnte, war Beweis, du lebtest.
Bescheidenheit verbot ihm, noch zu bleiben,
bis du erwachtest und ihm danken mußtest.

MARIA:

Muß ich ihm danken?

INEZ:

Kind, o Kind! Nächst Gott
bist du am engsten diesem Mann verknüpft,
der dir dein Leben, das verloren war,
aufs neue schenkte. Dieser milden Nacht
geheimnisvolle Zwiesprach, die wir führen,
des neuen Tages Sonne dankst du ihm,
und dieser Atem, der von dir mich streift,
das dunkle Rot der Wangen, dein Bewegen,
es stammt im letzten Grund aus seiner Gnade.

MARIA:

Du sagst es.

INEZ:

Lüge ich? Wo war die Mutter
zur Stunde? Trotzdem, ich verrate nicht,
was ich vermute, ich verklage nicht,
doch soviel sei nun endlich auch gesagt:
der Mann ist viel gelästert, viel gescholten,
du selbst hast über ihn ein Wort gesprochen,
und dennoch läßt zum Schluß des Herzens Meinung
sich nicht verhehlen, er gefällt uns doch.
Er muß uns ja gefallen, wenn wir sehen,
ihm ist das nackte Leben nicht das höchste,
das eigene so wenig wie ein fremdes,
ihn treibt ein Wille, der unbeugsam ist.

MARIA:
Ich will ihn wiedersehn! Ihm danken. Bald,
so schnell du's ihm nur sagen kannst. Erzähle,
ich sei, ich habe längst, ich müßte nur —
ach, du verstehst schon, was ich sagen will.
Er soll nur kommen, alles ist vergessen,
nein, nicht vergessen, mir sei wohl bewußt ...
o Inez, unser Leben ist doch schwer.

INEZ (neckend):
Und was du mir durchaus nicht glauben wolltest?

MARIA:
Bist du mir böse?

INEZ:
Weil du glücklich bist?

MARIA:
Noch nicht.

INEZ:
Du sollst es sein.

MARIA:
Wer kann's versprechen?

INEZ:
Der liebe Gott und ich.

MARIA:
Dann stell' ich mir
zu Gott und ihm dein Bild im Herzen auf.

(Festlich geschmückte und hellerleuchtete Säle im Stadthaus zu Valadolid. Im vorderen Saal ist seitlich links eine Bühne aufgeschlagen, deren Vorhänge noch geschlossen sind. Masken schwärmen durcheinander.)

ERSTE MASKE:
Ihr seid nicht aufgeräumt?

ZWEITE MASKE:
Ich gebe es zu,
der Leichenqualm macht mir noch immer übel.

ERSTE MASKE:
Der König ist erbittert, des Infanten
Don Carlos Tod von ihm nicht überwunden,
da gibt es für die Ketzer keine Gnade,
sie mußten alle brennen. Und sein Blick
hing leer und ungerührt an diesem Licht,

das sich vom Blut und Fleisch der Menschen speiste,
und sah in weite Fernen weit zurück.

ZWEITE MASKE:
Es ist ein übles Stück lebendig brennen.

ERSTE MASKE:
Zu gut für die verrannte Ketzerhorde.
Ich liebe unseren großen König mehr
als seinen großen Vater, weil im Glauben
er stärker ist und bis zum Tod entschlossen.
Denn spanisch und katholisch ist nur eins,
und stirbt das eine, stirbt es mit dem anderen.
Die Welt, die aus den Fugen brechen will,
in denen sie Jahrtausende verharrt,
braucht eine Faust von Eisen, die sie hält.
Und darum war Don Carlos Tod ein Segen,
denn er entmenschte diesen harten König.
Die Niederlande merken's schon besonders,
bald wird es auch den andern deutlich sein.

ZWEITE MASKE:
Man spricht von einem Aufstand der Morisken.

ERSTE MASKE:
Weh ihnen, wenn es wahr ist!

ZWEITE MASKE:
Sehr bemerkt
wird ein Interesse, das der König nimmt.

ERSTE MASKE:
Erinnert nicht daran! Ich könnte sterben
vor Wut, wenn ich bedenke, es ist wahr.
An solchem Elenden!

ZWEITE MASKE:
Die Quixadas
sind außer sich vor Freude.

ERSTE MASKE:
Dieser Mensch!
(er läuft davon).

ZWEITE MASKE:
Was hat er?

DRITTE MASKE (tritt hinzu):
Der Alkade? Spracht Ihr gar
von Juan de Quixada? Dieser hat
dem alten Herrn das junge Weib verführt.

ZWEITE MASKE:
Wer seid Ihr und was wißt Ihr?
DRITTE MASKE (lacht und geht):
Nur so viel
als ringsum alle Welt davon erzählt.
VIERTE MASKE (zur fünften):
Ein Mädchen war's! Ich hätte sie gern gerettet,
sie war so schön! Als lichterloh sie brannte,
die Flammen um die süßen Örter leckten,
die meiner Glut so lange widerstanden
und gierig sie verzehrten, rief sie: Jesus!
lang hingezogen und verzückte sich.
Das Schwarze ihrer Augen hing im Himmel,
und durch die Glieder fuhr ein Wonnestrom.
Dann war sie tot.
FÜNFTE MASKE:
Es gab noch wüste Bilder,
ein Alter brüllte wie ein wundes Vieh,
dieselben Töne immer. Und was half's,
daß ich die Augen schloß, die Ohren hörten
den fürchterlichen, immer gleichen Laut.
VIERTE MASKE:
Und eine wüste alte Hexe lachte
wie blöd im Feuer.
FÜNFTE MASKE:
Dieser Ungestüm
Don Juan Quixada stand neben ihr,
ich sah es, schaut sie an und lachte mit,
ein wildes und gespensterhaftes Duo.
Dann wieder dieser Abstand, Spiel und Lachen.
(beide gehen.)
INEZ:
Nicht gar so schnell und nicht an solche Plätze,
wo du allein bist und gesehen wirst.
Wenn dich die Mutter trotz gefärbten Haars
und durch die Maske doch erkennen würde,
mir ging's nicht gut. Hätte ich an jenem Abend
es dir doch nicht versprochen: hundertmal
habe ich mich schon gescholten, daß ich's tat,
und lieber wäre mir, wir kehrten jetzt
noch um. Komm mit!

MARIA:
Wie albern, warten wir,
ich sehe mich besser vor. Wir bleiben hier.

ALFONSO DE LA PAZ (zu Maria):
Wer bist du?

INEZ (mit verstellter Stimme):
Niemand.

ALFONSO (zu Maria):
Sprich ein Wort.

INEZ:
Warum?
Und außerdem ist diese Maske stumm.

ALFONSO:
Nicht stumm, nicht stumm. Ich weiß nicht was mich treibt.
Wer bist du?

MARIA:
Ich?

ALFONSO:
Maria! O Maria.

MARIA:
Daß du mich nicht verrätst. Bin ich nicht schön?

ALFONSO:
Doch schön. Warum kamst du hierher?

MARIA:
Warum Alfonso?
Und warum du? Nun weil ich sehen will.

ALFONSO:
Den König?

MARIA:
Wer sich zeigt. Auf Wiedersehen.
(Maria geht mit Inez.)

ALFONSO:
Was fürchte ich. So ist es wahr. Maria!
(Juan kommt.)

ALFONSO (stellt ihn):
Ich hasse, hasse dich, du Ungeheuer!
(sie messen sich. Alfonso geht.)

JUAN:
Das war ein Wort. Das klang mir wie Fanfare.
(geht.)

DRITTER HOFMEISTER (zum zweiten):
So hört mir zu. Der Gatte ist verreist,
der Seladon bei ihr, er speist die Frau
mit Honigworten. Plötzlich kehrt der Mann
ganz unerwartet heim. Man hat noch Zeit,
das Weibchen zu verstecken, und die Männer
befinden sich allein. Der Gatte zieht,
da er das Unheil ahnt, den Übeltäter
zu morden, doch der listig Weltgewandte
vermag durch Worte und Sophistereien
den schon durchaus Betrogenen zu betrügen,
die Gattin, der Betrüger seien rein
wie Gottes Engel. Und er selbst, er selbst
ein schlimmer Gatte, der sich ändern müsse.

ZWEITER HOFMEISTER:
Das ist ja ein galantes Stück!

DRITTER HOFMEISTER:
Ein Schwank.

ZWEITER HOFMEISTER:
Den soll der König hören?

DRITTER HOFMEISTER:
Glaubt Ihr denn
er lacht nicht gern? Es war die Rede erst
von einer vaterländischen dynastischen
Apotheose, doch das Schreiben kam
zurück. Mit einem Wort vom König selbst:
»Bewahre mich Gott davor.« So schrieb ich denn
dies Stückchen und der Rat hat zugestimmt.

ZWEITER HOFMEISTER:
Viel Glück.

DRITTER HOFMEISTER:
Ich hoffe auch, es hat Sukseß,
denn es sind wirklich starke Stellen drin,
besonders diese: wie der Herr Galan,
die Klinge, die ihm droht, geschickt vermeidet,
und alles witzig zur Versöhnung leitet.

ZWEITER HOFMEISTER:
Der Vers?

DRITTER HOFMEISTER:
Ein Blankvers. Viermal lang und kurz.

ZWEITER HOFMEISTER:
Wer spielt? Wieviel Personen treten auf?
DRITTER HOFMEISTER:
Nur drei. Die Gattin, Donna Teresita
der Gatte Don Alfonso, der Galan
Don Juan Quixada.
ZWEITER HOFMEISTER (lacht):
Hehe!
DRITTER HOFMEISTER:
Was lacht Ihr?
ZWEITER HOFMEISTER:
Nun, ich dachte nur
von Eurem Stück ein Stückchen hin ins Leben.
(sie gehen).
EINE WEIBLICHE MASKE (von Juan verfolgt, auf zwei Männer zu):
Nehmt mich nur mit! Nur schnell! Nur fort von hier!
(die drei verschwinden).
EINE ZWEITE WEIBLICHE MASKE (zur dritten):
Verzeiht mir Donna, wißt Ihr einen Ort —
die Hitze — Wein — ich bin ein wenig matt
und möchte ruhen.
DIE DRITTE MASKE:
Geht durch diesen Raum,
passiert das schmale rote Kabinett,
daneben liegt ein Zimmer völlig abseits.
(die beiden gehn).
JUAN (ihnen nach):
Ich folge Schöne.
RIPIO (eilig):
Herr, der König kam.
Wollt fürs Theater Ihr Euch nicht bald schicken?
JUAN:
Merk' dir das Wort einmal: Theatrum mundi.
(er folgt der Maske).
LAURENTIA (kommt. Zu Ripio):
Ist Euer Herr im Saal?
RIPIO:
Der König?
LAURENTIA:
Euer Herr!

RIPIO:
Ich wüßte nicht, wer sich so nennen dürfte.

LAURENTIA ‹demaskiert sich›:
Sieh wer ich wirklich bin, du Unverschämter.

RIPIO:
Ein Weib.

LAURENTIA:
Er ist ein Lümmel!

RIPIO:
Dafür Dame
hab' ich nur eine Antwort: keine Antwort.
‹Bewegung. Fanfaren. Die Masken teilen sich›.

DER KÖNIG ‹ohne Maske, nach vorn kommend, stutzt vor Laurentia, die sich tief verneigt›:
Wo sah ich diesen seltenen Ohrschmuck schon,
so reiches Haar?

LAURENTIA:
Sire...

PHILIPP ‹beugt sich auf ihre Hand›:
Ah, ich irrte nicht.
Es ist an mir, des Festes Königin
zu grüßen. Bog ein junger Fürst nicht einst
bezaubert sich auf diese schöne Hand
vor Jahren? Unvergessen ist der Tag
und dieser Hände Schlankheit unvergessen.
Beim Schauspiel bitte ich Euch in meine Nähe.
‹verabschiedet sie und sagt zu Gomez›:
Gomez?

GOMEZ:
Sire?

PHILIPP:
Nun?

GOMEZ:
Es ist entschieden Sire.

PHILIPP:
Ist's nicht mehr möglich, seiner Majestät
den Knaben hinzubringen, wie er bat?

GOMEZ:
Ob ihm der Anblick auch erfreulich ist?

PHILIPP:

Ich zweifle nicht. Der Vater findet immer
das Kind entzückend, das ihm selbst bedeutend
an Aussehn gleicht. Und Juan gleicht ihm sehr.

GOMEZ:

Wenn von den Tugenden der Majestät
er eine hätte...

PHILIPP:

Wohl gesprochen, Lieber.
(Masken strömen nach vorn. Gomez wird befragt).

GOMEZ:

Vergönnen Eure Majestät?

PHILIPP:

Man fange an.
(er nimmt die Maske vor und setzt sich in der ersten Reihe, Laurentia bei ihm. Die übrigen setzen sich auch. Der Vorhang der Bühne teilt sich. Oben ein kleiner intimer Raum).

DIE FRAU (auf der Bühne):

Doch wie lange bist du mein?

DER LIEBHABER (Don Juan):

Heute. Jetzt. Schon eine Stunde
bin ich's, will's die nächste sein.

DIE FRAU:

Schwurst du nicht an meinem Munde
Teufel Ewigkeit. So schwöre!

DER LIEBHABER:

Schwöre du mir: Ich betöre
diesen Mann von neuem wieder,
durch die Seele, durch die Glieder,
daß er allem sonst entsage.

DIE FRAU:

Litt ich darum viele Tage
eh' ich den Betrug beschloß,
litt ich darum namenlos
eh' den Gatten ich betrog?

DER LIEBHABER:

Aber daß der Gatte log,
als er prahlend sich vermaß,

dir fürs Leben zu genügen,
als er töricht mich vergaß
und das größere Vergnügen,
das in meinem Arm du suchtest,
fandest und ihn stark verfluchtest,
daß er vieles vorenthalten
süßer tiefer Luftgewalten,
Liebste, das bedenkst du nicht.
Geh' mit ihm drum ins Gericht.
Mich nur liebe, liebe tüchtig,
meinetwegen eifersüchtig,
wild und grenzenlos. Nur liebe,
liebe, schweige, schlafe, liebe.
Jedes Wort ist viel zu viel,
alles sei Gebärde, Spiel,
Widerstand und Überwinden,
Wollust, Abscheu, Wiederfinden,
der Empfindung schwanke Leiter
aufwärts, abwärts, immer weiter.
Fassen, lassen, jauchzen, fluchen,
immer neue Himmel suchen:
in der Liebe gilt das Schenken,
ganz verboten ist ein Denken.

DIE FRAU:
Dämon.

DER LIEBHABER:
Göttin!

DIE FRAU:
Ungeheuer!

DER LIEBHABER:
Ungeheuer, ich hasse dich...

DIE STIMME DES SOUFFLEURS:
Ich ersticke dich im Feuer.

DER LIEBHABER:
Ich ersticke dich im Feuer
meiner männlichen Gewalt.
Rufe doch, so rufe Halt,
wenn du kannst. Der Raum ist still
und ich tue, was ich will.

DER ALTE DIENER (stürzt herein):
Herrin, ach, der Herr kommt wieder!

DIE FRAU:
Großer Gott ich bin verloren!
DER LIEBHABER:
In die Kammer! Leg' dich nieder-
(der Diener und die Frau ab).
DER LIEBHABER:
Gottes Rache auf die Toren,
die am falschen Ort erscheinen
und zur falschen Stunde kommen,
kann zu nichts und gar nichts frommen.
Aufgepaßt! Hier muß es scheinen.
DER GATTE (Alfonso stürmt herein):
Sitzst du endlich in der Falle,
Hab' ich endlich dich erwischt!
Wie dein Lebenslicht erlischt,
sänftigt sich mir Wut und Galle.
Füchschen, Wolf im Schafsgewande,
merkst du deutlich, wie am Rande
deines Grabes du marschierst?
Fühlst du dich schon einquartiert
in der Hölle, auserkoren
in der Pfanne mitzuschmoren,
die von Satanas gerührt,
was gemordet und verführt
und betrogen hat auf Erden
hält, um ein Ragout zu werden.
Laß dich mit dem Degen kitzeln,
erst ein wenig, mit dem Witzeln,
mit dem Spötteln ist's vorbei:
ich bereite dich zu Brei.
DER LIEBHABER:
Dies ist zu albern, dies ist Wahnsinn.
DER GATTE:
Hier ein Stich und da ein Stoß.
DIE STIMME DES SOUFFLEURS:
Lieber Freund, ein toller Spaß!
DER GATTE:
Hier ein Stich und da ein Stoß.
DIE STIMME DES SOUFFLEURS:
Lieber Freund, ein toller Spaß!

JUAN:

Bei Gott ein toller Spaß! Ich trag' ihn nicht.
Voran, gefochten! So. Verteidige dich.
Kein Füchschen, nein, ein Fuchs. Im Schafsgewande
niemals. Dir ins Gesicht, ganz offen, ehrlich,
ich — ich verachte dich, ich lache dich aus
und tu' trotz deiner weiter, was ich will.
<er schlägt ihm die Waffe aus der Hand. Alfonso, schamüberwältigt, stürzt ab>.

DRITTER HOFMEISTER <stürzt auf die Bühne>:

Was macht Ihr! Ihr verderbt mir ja mein Stück!

JUAN:

Das Stück ist aus. So laßt den Vorhang nieder.

PHILIPP <zu dem dritten Hofmeister>:

Wie mußte es nach Eurem Willen enden?

DRITTER HOFMEISTER:

Mit allen Künsten seiner Überredung
soll er den Gatten täuschen, ihn begaukeln
und listig alles zur Versöhnung wenden.

PHILIPP:

Doch schien Uns dies nicht minder eindrucksvoll,
ein wenig schnell, jedoch der Gegensatz
von Scherz und Ernst wirkt prächtig und für Euch
sei dies ein Trost, wir alle sind zufrieden.
<Dritter Hofmeister verbeugt sich. Der Vorhang fällt. Alles erhebt sich. Die Masken schwärmen zurück. In den hinteren Sälen Musik>.

PHILIPP <zu Laurentia>:

Ich sehe Euch durch dieses Spiel bewegt.

LAURENTIA:

Ich bin es wirklich, Sire.

PHILIPP:

Und sogar Tränen?
So kommt für diesen kühnen, jungen Mann
noch ein Erfolg zustande. In der Tat,
es war ein freies, lügenloses Stück,
das sehr unmittelbar zu Herzen ging
und über ihn genug zu denken giebt.
Ihr kennt ihn näher. Wißt Ihr mir vielleicht
ein wenig mehr von ihm noch zu erzählen.
<sie gehen>.

SECHSTE MASKE:
Nicht zu ertragen dieser freche Dünkel!
SIEBENTE MASKE:
Nur Vorsicht. Wie die Dinge einmal liegen,
ich bin ganz sicher, das Gerücht hat recht,
gilt's größte Vorsicht. Dieser freie Stolz
und königliche Übermut sind tief
in ihm begründet. Sahst die Majestät
du heute nicht schon oft mit ihm beschäftigt?
Um Gotteswillen Freund, man kann da leicht,
mit einem Worte kann man sich vernichten.
Ein königlicher Prinz! Es heißt sogar,
der König sei zur Anerkennung fest
entschlossen. Und vielleicht geschieht es schneller
als jemand ahnt. Ich gab auch schon Befehl
ihn niemals, was er Schlimmes auch beginnt
zu halten, jemals in Verhaft zu nehmen,
und als der Inquisitor kaum erfuhr
was ich befohlen hatte, tat er gleiches.
SECHSTE MASKE:
Als gestern Abend er auf offner Straße
ein Mädchen überfiel und Leute kamen,
die der Bedrängten schleunigst helfen wollten,
mit Knütteln, Gabeln, schon ein hübscher Haufe,
man freute sich, ihm gründlich heimzuzahlen,
Da rief er: »daß mich keine Hand berühre!«
mit einem so metallenen Klang der Stimme,
absonderlich, und solchem Glanz des Auges,
daß alles Volk zurückwich, und ich selbst
betroffen war. So zog mit seiner Beute
er frei und völlig unbehindert hin.
SIEBENTE MASKE:
Du siehst. In jedem Falle warten wir.
Bestätigt sich die Fabel über ihn,
so lacht er über uns, im anderen Falle
wird ihm das Ganze gründlich heimgezahlt.
(beide gehn).
INEZ (kommt suchend):
Wo ist sie nur?
ALFONSO DE LA PAZ:
Bist du es Kupplerin?

INEZ:
Wer seid ihr?
ALFONSO:
Schnell, wo ist sie?
INEZ:
Laßt mich, Herr!
ALFONSO:
Du hast sie für ihn hergelockt, gestehe.
INEZ:
Ich sage nur, daß Ihr mir lästig seid.
ALFONSO:
Gib Antwort, oder —
INEZ:
Herr ich werde laut!
ALFONSO:
So rufe, und es wird sich bald entscheiden,
wo du den Abend und dein Leben endest.
Wo ist sie?
INEZ:
Ach ich weiß nicht. Im Gewühl
kam sie von meiner Seite.
ALFONSO:
Und die Mutter
beim König gänzlich unerreichbar. Komm.
jetzt ist Minute Ewigkeit. So komm.
(beide gehen).
JUAN (kommt verkleidet):
Jetzt leben! Vorwärts! Keiner kennt dich mehr,
dir selbst bist du verkleidet. Von dir fiel
die Wirklichkeit, du scheinst dir gänzlich Maske
und fremd und auch die Welt dir gegenüber
ist für den Augenblick nicht, was sie ist.
Einbildung kann jetzt müheloser schweifen,
und muß nicht fürchten, plötzlich schauderhaft
beim Aufsehn in ein grinsendes Gesicht
unsanft geweckt zu werden wie letzthin,
da alles für den Traum bereitet war.
Stolz und bedeutend wirkt jetzt jede Puppe,
erschütternd eine Larve, deren Antlitz
du himmlisch bildest. Jeder Laut, der nun

von Frauenlippen auf dich niedergeht,
ist eine Silbe, welche fiebernd immer
vom Morgen bis zum Abend du ersehntest.
Nicht mehr bei Dunkelheit zu deinen Kissen
sprichst du die wunderbaren und von Tränen
geschliffenen Worte: Weib, ich liebe dich,
du rufst es dem lebendigen Leibe zu,
der dir gesellt ist, und entzückten Auges
steht eine Frau vor dir und hört es an.
Der Druck von ihrer Hand zerreißt dich gar,
weil du für deine Sterbestunde kaum
ihn noch erhofftest, ach und gnädige Götter,
sie führen mich vielleicht an Rosenhänden
noch weiter diese Nacht. Wohin mein Heiland,
wohin? Zerbrich nicht schwache Form vor Glück
und tobe nicht so fürchterlich mein Blut.
〈im hinteren Saale erklingt ein Menuett. Maria in der Tür mit einer männlichen Maske〉.

JUAN 〈erblickt sie〉:
Ah sieh die schöne Maske!

MARIA 〈erblickt Juan〉:
O Gott, er kommt zu mir.

JUAN:
Für mich sie einzufangen
muß erst der Mann von ihr–
〈er nähert sich der Maske〉:
Mir war, Ihr wurdet grade
von Freunden sehr vermißt,
es schien, als ob der König,
wär's möglich, daß es ist?

MARIA:
Was mag er mit ihm flüstern?

DIE MASKE:
Bewahrt Ihr sie so lang?

JUAN:
Mein Wort, mit meinem Leben.

MARIA:
Mir ist so weh und bang.
〈die Maske geht〉.

JUAN:
Muß ich Euch erst beschwören,
daß Ihr die Schönste seid?

MARIA:
Ein Mädchen zu betören,
ist Euch nur Zeitvertreib.

JUAN:
Ach, ohne Glauben, ohne Sinn
spricht der süße Mund
es hin,
denn in den Augen ein wunderbares,
seltsames Leben
verrät der Seele
Bemühen,
zitternde Sehnsucht,
dem Käfig des eigenen Selbst zu entfliehen.
Ein Glühen
der Glieder, das Euch verschönt,
kündet, Ihr wollt aus den Grenzen
Eures entzückenden Leibes
mit dem Glücke des Weibes
heute Euch kränzen,
ruft, daß Euch stürmisch bewußt
bis ins Innerste
ohne Verhüllung,
klar wie der Tag:
Dieser ist meine Erfüllung!
Was Euch gelehrt,
was Ihr verehrt,
alles ist plötzlich Lüge,
und die einzige Wahrheit,
die dir noch frommt
trägt meine Züge.
Erde und Himmel,
Gebet und Amen,
alles wurde zu einem einzigen Namen.

MARIA:
Juan!

JUAN:
Nur still, nicht laut!
Verrate mir nichts.
Sage Bräutigam,
ich Braut.
Laß es die einzigen Worte sein

uns nichts mehr voneinander wissen
und des Geheimnisses Schein
und Schleier
laß unserem Glück
Nicht auf die Erde zurück
aus dem seligen Gefild
wo alles Bild
und Ahnung ist,
jeder Begriff und alles Benennen
schwindet,
und die verschenkte Seele
sich selbst nicht mehr findet:
(er reißt sie mit sich in das Zimmer vorn links).

RIPIO (nach einer Weile):
Da sehe ich die Witwe Jungfer Fromm
von einem Herrn gezogen durch die Säle
sich eilends schieben. Dieser Herr war eben
noch ein gehörnter Ehemann, ich irre nicht,
und sah so aus, als ob er Böses sänne,
sehr Böses. Gegen wen? Hier ist die Frage
zugleich die Antwort. Beide stürzen lebhaft
der Gruppe zu, die um den König ist:
Aus dieser wird die Donna kaum entlassen,
der gerade hier ich die Leviten las
und sehr gebührend meinen Standpunkt wies,
als dieser Herr und unsere Witwe Fromm
mit rasenden Gebärden auf sie stürzen,
mit aufgeregten Worten sie bedeuten.
Die wirft die Arme hoch. Was soll das sein?
Dies fürchte ich, hat wieder bösen Grund.
Sie kommen her — jetzt Ripio aufgepaßt:
(er steht hinter einer Säule. Alfonso, Inez und Laurentia kommen).

ALFONSO:
Nichts!

INEZ:
Nirgends. Überall nicht:

ALFONSO:
Weiter, weiter.
(alle drei ab).

RIPIO:
He? Nirgends. Überall nicht. Weiter, weiter!
Was heißt denn das? das sind ja Pantominen;

das sieht ja wieder wie Theater aus.
Ist das vielleicht theatrum mundi oder
so ähnliches? Mir kommt schon wieder
die ungeheure tolle Wut, die ich empfinde
wenn gegen meinen Herrn ich die Philister
vermute. Doch gefehlt. Ich gebe acht.

JUAN (aus dem Nebenzimmer):
Heil meiner Seele, was beginne ich?
Soll mir das Toben, kann das Rasen helfen?
Und immer tiefer sinke ich in Not.

RIPIO:
Wohin, Herr?

JUAN (außer sich):
Frag' nicht, frage nicht! Du weißt's.
Verrate nur, wenn jemand mich vermißt,
daß Juan, dem sich jede hier erböte
zu Glück und Liebe, in die Nacht hinaus
und vor das Fenster seines Liebchens ist,
dort wie ein Knabe, zitternd und verzweifelt
um einen blassen Schatten barmt und bettelt.
(er stürzt davon).

PAUL ERNST: DER DICHTER UND DIE SCHAUSPIELERIN, EINE NOVELLE IN BRIEFEN

Mlle. Eugenie Chabert an Herrn de Voisenon.

Paris, April 1750.

Lieber Freund: darf ich Sie noch so anreden, nach den harten Worten, die wir gewechselt haben, ehe Sie von Paris abreisten, noch mehr: darf ich die acht Tage gänzlich aus meinem Gedächtnis entfernen, in denen unser Verhältnis plötzlich so ganz anders erschien, und wäre es Ihnen möglich, auf den Vorschlag einzugehen: daß alles zwischen uns wieder so sein soll, wie es in den Monaten vor jener stürmischen Woche war?

Ich verlange vielleicht viel. Aber Sie werden mir gewiß glauben, daß die Erfüllung meines Wunsches mich ebenso viel Überwindung der Scham kostet wie Sie — vielleicht noch mehr, da ich Weib bin, und daß ich ihn nur ausspreche, weil ich denke: auch Ihnen wird seine Erfüllung etwas sein. Wir sind ja beide einsam in der Welt: Sie auf Ihrem stillen Stübchen und ich inmitten der vielen Menschen, welche mich umdrängen. Sie haben sich wohl nie falsche Begriffe über das Leben gemacht, mir wurde erst klar durch Sie, daß ich immer allein gewesen, wie mir erst seit unserer Trennung klar wurde, welches Glück mir Ihre Freundschaft bereitete. Es war ein merkwürdiges Glück, denn es entstand nicht durch das, was sie mir gaben, wiewohl das kostbar genug war, sondern dadurch, daß ich selbst mich plötzlich reich fühlte, daß ich geben konnte, und Dinge geben, von denen ich vorher nie gewußt hatte, daß ich sie besaß.

Seit Sie mich verlassen haben, bin ich wieder arm geworden, so arm, daß selbst die Erinnerung an meinen vorigen Reichtum mir unglaublich wird und daß ich mich oft frage: waren das Diamanten, die du damals besaßest, waren es nicht dieselben armseligen Kieselsteine, die du nun hast? Sie sagten mir in jener Zeit einmal, daß auch Sie neue Schätze in sich entdeckten, und Sie glaubten in jenen Tagen, daß der Dichter die Schauspielerin brauche wie die Schauspielerin den Dichter. Wir sprachen von dem Ausdruck der Empfindungen durch die Haltung des Nackens, und Sie erzählten mir, wie Ihnen lange gesuchte Worte gekommen seien durch eine plötzliche Wendung des Kopfes, die ich bei einer Ihrer Bemerkungen machte. Gewiß erinnern Sie sich noch. Sie erzählten noch manches, was ich nicht verstand — ich verstehe es auch jetzt noch nicht —, aber es machte mir eine merkwürdige Freude: daß für den Dichter das Leben eine schwere Last sei durch den Kampf zwischen Schamlosigkeit und Stolz, und daß die Leichtigkeit meiner Füße Ihr Leben leichter mache.

Sie sehen: wenn ich an diese Erinnerungen komme, so werde ich geschwätzig. Aber ich darf in diesem Brief einen solchen Ton nicht anschlagen. Ich bitte Sie um eine Gunst: Sie sollen mein Vertrauter sein, vielleicht mein Ratgeber — ich habe ja niemanden in der Welt, dem ich mich vertrauen kann, wie Sie, Sie, den ich so sehr gekränkt habe. Aber Sie müssen mich anhören, denn erst durch Sie habe

ich die Notwendigkeit kennen gelernt, zu sprechen — wissen Sie noch, was wir »sprechen« nannten, damals! — und klar zu werden durch einen Widerhall. Ein Wort von Ihnen läßt mich nicht mehr ruhen. Sie sagten: »Künstler sein heißt Lügner sein — Sie sind glücklich, daß Sie das nicht begreifen.« Ich habe es begriffen, ganz ernst spreche ich, ich habe es begriffen, vielleicht verstehe ich heute manches mehr von Ihrem Betragen in der letzten Zeit, von meinem eigenen Betragen: weshalb empfand ich plötzlich Leere? Aber was sind denn die anderen Menschen, wenn wir Lügner sind?

— Ich hatte bis hierher geschrieben, aus einem Gefühl der Unruhe las ich meine Sätze wieder durch, und ich finde, daß ich in einem Hauptpunkte mich falsch ausgedrückt habe: nicht ich habe Sie, sondern Sie haben mich gekränkt. Ich bot Ihnen ein Herz an — was machten Sie mit meinem Herzen! Aber ich will Ihnen keine Vorwürfe machen, nur: schreiben Sie mir eine Zeile, daß ich Ihnen meine Mitteilung machen darf, daß Sie mein Vertrauen ehren und in Freundschaft aufnehmen wollen.

Herr de Voisenon an Mlle. Eugenie Chabert. Chateau Tournay, April 1750.

Ich habe lange darüber nachgedacht: insoweit man von Schuld sprechen kann bei unserer Trennung, auf wessen Seite lag dann die Schuld? Aber ich bin zu dem Ende gekommen, daß das eine unlösbare Frage ist. Als wir zusammen waren, entstand ein Neues zwischen uns beiden, das weder Sie waren, noch ich — das auch nicht einmal Züge von uns beiden hatte, sondern es war ganz neu entstanden. Und wie das mit dem Glück war, so war das nachher auch mit dem Streit und mit dem Auseinandergehen: es war ein neues Wesen zwischen uns entstanden, das uns trennte.

Von Herzen danke ich Ihnen für Ihren Brief. Er beweist, was er zwar mir nicht beweisen mußte, daß Sie groß denken: dafür danke ich Ihnen, daß Sie das vermögen, wie ich Ihnen immer dankbar bin dafür, daß Sie sind. Erzählen Sie mir, was Ihnen auf der Seele liegt, ich werde Ihre Worte treu aufnehmen. Vielleicht gibt Ihnen das eine gewisse Beruhigung in der Aufregung, in welcher Sie sich offenbar jetzt befinden, daß Sie zu einem Mann sprechen können wie zu einem Fremden, der ein Beichtvater ist: nicht wahr, Sie wissen, daß Sie nicht mehr von mir erwarten dürfen, wie einen Fremden, einen sehr gütigen Fremden, der ein Beichtvater ist? Als wir uns trennten, sagte ich Ihnen: »Ich werde immer Güte fühlen gegen Sie«, auch das haben Sie gewiß nicht vergessen, denn als ich es sagte, wollte ich, daß Sie es in Ihrem Sinn behalten sollten.

Ich schließe mit den Worten, mit denen Sie Ihren Brief beginnen: liebe Freundin.

Mlle. Eugenie Chabert an Herrn de Voisenon. Paris, April 1750.

Lieber Freund, hier ist meine Erzählung. Vor etwa vier Wochen erhielt ich einen seltsamen Brief von einem mir unbekannten Vicomte de Palafoy. Der Schreiber

hatte mich am Abend in einer großen Rolle gesehen — die Sie gewiß ahnen, die mir sehr teuer ist Ihretwegen — und hatte, nach seiner Darstellung, einen sehr tiefen Eindruck gewonnen. Er erzählte, daß er noch sehr jung sei und eben den Nachmittag erst in Paris eingetroffen sei. Meine Darstellung der edlen und schönen Empfindungen, welche die Heldin des Stückes habe (merkwürdig, daß der junge Mann in seiner Begeisterung doch den Unterschied zwischen den Worten des Dichters und der Darstellung machte, den die meisten unserer Verehrer vergessen, ein Zeichen für seine Intelligenz) — werde bestimmend für sein ganzes Leben sein. Der weitere Inhalt des Briefes kann Sie nicht interessieren.
Ich empfand den Wunsch, den Briefschreiber selbst kennen zu lernen. Es stellte sich mir ein wirklich sehr junger Mann vor. Um die äußeren Dinge gleich mitzuteilen: er treibt hier wissenschaftliche Studien, ist sehr reich und sehr vornehm und völlig sein eigener Herr, da beide Eltern tot sind.
Lieber Freund, es soll zwischen uns die größte Offenheit herrschen, nicht wahr? Sie wissen, welchen Teil in meiner Seele Sie einnehmen: nie wird jemand Sie aus diesem Besitz verdrängen können. Aber dieser achtzehnjährige Vicomte hat noch ein neues Land in mir entdeckt. Ich glaube Ihr skeptisches Lächeln zu sehen, aber Sie haben unrecht: ich habe die Schönheit der Tugend empfunden. Mein Ausdruck ist schlecht. Er sagte einmal: er werde am nächsten Abend zu einer bestimmten Stunde einen Stern ansehen, den er mir zeigte, ich solle zu derselben Zeit meine Blicke fest auf den Stern heften, und wir würden dann glücklich sein, indem wir empfänden, daß unser gereinigtes Ich sich auf jenem Stern treffe.
Während ich diese Zeilen schreibe, fühle ich selbst, wie lächerlich ich mich Ihnen zeige. Könnte ich mich ausdrücken — ach, gerade Ihnen gegenüber kann ich mich nicht ausdrücken! Ihnen habe ich einmal gesagt: Ehe ich Ihre Freundschaft hatte, habe ich mich selbst nicht gekannt. Und ich habe dasselbe dem jungen Vicomte gesagt, ich habe es ihm sagen müssen, indem ich dabei an Sie denken mußte, und wir saßen in demselben Zimmer, das Ihnen so gut bekannt ist, an demselben Tischchen, und alles war dasselbe wie damals, nur auf Ihrem Stuhle saß der Vicomte!
Ich muß mich fragen: Ist denn unser ganzes Leben nur ein Theaterspiel? Spiele ich nur eine Rolle, heute in einem Stück, das der Vicomte dichtet, wie gestern in einem, daß Sie gedichtet hatten? Aber ich schwöre es Ihnen: ich bin gegen Sie die Alte, und der Vicomte hat Ihnen nichts, nichts genommen: er hat sich eine neue Welt entdeckt und ein herrenloses Land erobert.
Als ich meinen ersten Brief an Sie schrieb, ahnte ich, daß die Begegnung weitere Folgen für mich haben werde, und ich fühlte mich zu schwach, allein denen entgegenzutreten. Ich fühlte, daß Ich Ihnen und Ihren Gefühlen ein Unrecht antun werde durch meine Mitteilungen, aber Sie sind ja der einzige Mensch, dem ich mich anvertrauen kann in meiner Lage, und Sie sind großmütig, Sie wissen, weshalb wir Frauen oft grausam sind — schlecht sind. Ich bin schlecht gegen Sie, aber Sie sind ein guter Mensch.
Gestern war der Vicomte bei mir und trug mir seine Hand an. Ich hatte seine

Worte erwartet, aber als er sprach, war ich so überrascht, daß ich in Tränen ausbrach, aus dem Zimmer ging und mich einschloß. Er verließ das Haus, ohne mich nochmals gesprochen zu haben.
Habe ich Ihnen einmal die Geschichte Emilies und des Herrn de Saint-Cyr erzählt? Hätte ich Emilie noch hier! Aber ich weiß nicht, in welcher entlegenen Gegend Frankreichs sie sich verborgen halten mag.

Herr de Voisenon an Mlle. Eugenie Chabert.

Chateau Tournay, April 1750.

Liebe Freundin, der Vicomte de Palafoy ist 18 Jahre alt, Sie selbst zählen 26. Sollte eine so kluge Frau, wie Sie sind, die so viel gesehen hat, nicht wissen, welcher Art die Liebe des jungen Mannes ist, welcher Art Ihre eigene Zuneigung sein kann? Lassen Sie uns sprechen als die zwei Erfahrenen der Liebe, die wir sind: der Jüngling ahnt in Ihnen das Weib, das ihn bilden kann, das den doppelten Reiz von Geliebter und Mutter auf ihn ausübt. Er ist gut, vornehm und unschuldig, er versteht den Zug der Natur nicht zu deuten: das ist die Sache der Erfahrung, ist Ihre Sache, liebe Freundin. Können Sie glauben, daß seine Beziehung zu Ihnen auch nur wenige Wochen das Angesicht behalten kann, das sie jetzt hat, das neue und ersehnte Angesicht, das sie in den ersten Tagen des Taumels erfüllter Liebessehnsucht haben wird? Ist seine Natur vornehm und gut und ist seine jetzige Verfassung nicht durch bloße Zufälligkeiten eines behüteten und zurückgezogenen Lebens in der Provinz verursacht, so wird er durch Sie aus dem Jüngling ein Mann werden und muß dann seine Neigung einem unberührten Mädchen zuwenden, das in ihm den Geliebten und Vater sehen wird. Um Ihre neue Ausdrucksweise zu gebrauchen: so tugendhaft wie seine jetzige Liebe zu Ihnen wird dann seine neue Liebe sein, denn er folgt einem durch die Menschen veredelten Triebe der Natur.
Möchten Sie wünschen, den heute noch Unerfahrenen durch ein unlösliches Band an sich gekettet zu haben, seine Vorwürfe zu hören, denn wenn er ein Mann wird, muß er die Ihnen machen, Ihre eigenen Vorwürfe zu übertäuben, unglücklich zu machen und unglücklich zu sein? Ich glaube, Sie sind zu klug, eine solche Tat zu begehen, und wenn Sie vielleicht auch nicht Güte des Herzens haben, so haben Sie doch die wertvollere Güte des Verstandes, die Ihnen eine solche Schlechtigkeit verbieten wird.
Aber ich warne Sie auch vor anderem.
Frauen sind in der Liebe immer klüger als wir Männer, so lange es sich nur um Gefühl und Empfindung handelt, aber sie werden törichter wie der törichtste Mann, sobald die bürgerliche Ordnung der Liebesbeziehungen in Frage kommt. Sie haben alle recht in ihrer Klugheit: in ihrer Torheit haben die Geringeren noch mehr recht, denn die ist ihnen eine wichtige Waffe im Lebenskampf, der für die Kleinen ja nun einmal den Lebensinhalt bildet. Wenn ich von unserer Beider Beziehung sprechen darf, Sie begannen mich nicht mehr zu verstehen, als ich das von Ihnen verlangte,

was Sie nannten: »ein Opfer bringen«. Ich habe mich beschieden, denn ich bin stolz und weiß, was meine Liebe wert ist, daß sie reichlich auch das aufwiegt, was Sie Opfer nannten, denn wenn ich liebe, so will und kann ich geben und brauche nicht zu nehmen, wo die Hand nicht ausgestreckt ist zum Nehmen, wo sie geballt ist zur Verteidigung, da ist freilich ein Geben nicht möglich.
Dieselbe Torheit, die Sie mir zeigten, zeigen Sie nun auch dem Vicomte. Liebste, Liebste, sind Sie denn so wenig, daß es erstrebenswert für Sie ist, mehr zu sein? Sie wollen Vicomtesse werden, Schloßherrin, reich, und den ganzen Traum einer kleinen Grisette zur Wirklichkeit machen. Es ist also nichts, eine in ihrer Art einheitliche Persönlichkeit zu sein? Der junge Mann stammt aus einer vornehmen Familie, er muß eine Frau vornehmer Abstammung haben, die von seinen Standesgenossen anerkannt wird, in ihre Lage hineingehört, ihm nachfolgeberechtigte Kinder gibt und die nach den Anschauungen und Bedürfnissen ihres Standes erzieht. Eine solche Frau wird auf Grund ihrer Eigenschaften und ihrer gesellschaftlichen Stellung geachtet. Werden Sie nicht geachtet auf Grund Ihrer Eigenschaften und Ihrer Stellung in der geistigen Gesellschaft? Würden Sie es nicht töricht finden, wenn eine Dame aus den vornehmen Kreisen, bloß weil sie Ihre Stellung wünschenswerter findet wie die, zu welcher Natur und Gesellschaft sie bestimmt haben, das werden wollte, was sie sind? Und Sie wollen werden, was jene ist? Jene könnte nicht unglücklicher werden als Sie. Oder meinen Sie, daß die Schloßherrinnen glücklicher sind als die Schauspielerinnen? Ich habe das Glück als Regel nur gefunden bei den körperlich schwer arbeitenden und sich den Tieren nähernden Menschen, als Ausnahme in den Kreisen, welchen Sie angehören, wo man die Kunst versteht, sich vorzulügen, was man will, und für den Augenblick zu sein, wer man will, und nie fand ich es in der höheren Gesellschaft. Haben Sie sich das nie klar gemacht?: Je höher Einer steht, desto mehr sieht er, desto mehr muß er wünschen, desto mehr bleibt ihm unerfüllt — desto weniger bedeutet ihm eine Erfüllung.
Wenn meine Worte Sie überzeugt haben sollten, so werden Sie vielleicht auf einen neuen Weg für Ihre Wünsche kommen. Denn Sie lieben den Vicomte. Wollen Sie ein freies Herzensbündnis mit ihm schließen und wollen Sie ihm gewähren, was Sie mir versagten? Ich verstehe durchaus, daß Ihre neue Neigung stärker sein muß als die Neigung, die Sie zu mir haben konnten. Ich sprach zu Ihrem Verstand, zu Ihrer Phantasie, mit mir lebten Sie in jenem Kreis, der bis zu einem gewissen Grade — nämlich soweit die schauspielerische Darstellung Kunst ist — der Kreis ist, in welchem sich Ihre höchsten Empfindungen bewegen. Aber der Vicomte spricht zu Ihrem Herzen, in seiner Gegenwart kann das tiefste Menschliche in Ihnen warm überströmen, das in meiner Gegenwart erstarren mußte. Er kann Ihnen Kind sein, ich war Ihnen immer Lehrer.
Sie wissen, daß mich selbst nie ein Leiden abhalten würde, wenn ich meine Seele bereichern kann, und ich kann Ihnen nicht raten, was für Ihr kleines Wohlbefinden gut ist, dazu schätze ich Sie zu sehr, halte ich Sie zu sehr für meinesgleichen, ich kann Ihnen nur raten, was ich selbst tun würde. Das ist: Geben Sie sich ihm hin,

machen Sie ihn ganz glücklich und suchen Sie jedes Glück, das Sie mit ihm haben können, indem Sie wissen, daß er in kurzem Sie unglücklicher machen wird, als jemals ein Mensch Sie gemacht hat, denn Sie können ihm mehr geben, als Sie sonst jemandem geben konnten, und deshalb wird nachher seine Undankbarkeit die größte sein, Ihre Leere die vollständigste.

Aber mußte ich Ihnen das alles sagen? Haben Sie das nicht alles vorher gewußt, wollten Sie nicht nur, nach Frauenart, eine Bestätigung oder — einen Vorwand zur Blindheit? Wird Ihnen diesen Vorwand nicht mein Brief dennoch verschaffen, denn er ist ja der Brief eines Verschmähten?

Was ist das für eine Geschichte von Herrn de Saint-Cyr und Emilie? Es lebt in meiner Nähe ein Ehepaar dieses Namens. Ich lernte den Herrn auf der Jagd kennen, als ich bei der Pirsch durch Unkenntnis in sein Revier geraten war. Die beiden scheinen sehr liebenswürdig, nur ist die Frau wohl etwas gedrückt, vielleicht, weil die Ehe kinderlos ist. Der Mann gibt sich viele Mühe, sie zu erheitern. Sie haben ihr Gut vor etwa zwei Jahren gekauft, und es kennt sie sonst niemand von dem umwohnenden Adel.

Mlle. Eugenie Chabert an Herrn de Voisenon.

Paris, Mai 1750.

Lieber Freund, Sie haben mich freilich nicht geschont in Ihrem Brief, und vielleicht haben Sie nicht bedacht, daß Sie ihn an eine Frau schrieben. Gestehen Sie nur: wir Frauen mögen unsere große Torheit haben, aber ist es wirklich klug, den Schleier, den die Natur selbst uns treibt über manche Empfindungen zu decken, unbarmherzig zu zerreißen? Wäre es nicht möglich, daß diese Empfindungen dadurch etwas anderes würden, als sie waren und in Wahrheit sein müssen? Sie nennen den Schleier vielleicht Lüge: üben Sie darin nicht Rache an der Liebe? Ich habe nicht gedacht, was Sie aussprechen, nachdem Sie es ausgesprochen, muß ich es denken. Die Natur gibt selbst den Tieren in der Zeit der Liebe irgend etwas, das nur ein schöner Schein ist, und merkwürdig! es ist meistens das Männchen, dem sie diese Sorgfalt zuwendet. Sollten nicht auch die Frauen deuten und überlegen, und wenn ein Mann zum Dichter wird in der Zeit, da er um ein Weib wirbt, wie das Männchen einer Vogelart neue und glänzende Federn erhält: Könnte da nicht dem Weib der Gedanke kommen: das ist nur ein bedeutungsloses Prunken, ein Mittel, um dich für einen bestimmten Zweck gefügig zu machen? Sollten wir Frauen alle so unwissend sein, daß wir diesen Schönheiten die Bedeutung zuerteilten, welche sie beanspruchen: nämlich dauernd zu sein und wesentliche Eigenschaften des liebenden Mannes? O, viele von uns sind klug genug, um die Wahrheit zu wissen, welche sich hinter dem Schleier verbirgt, aber nur eine ganz Verworfene wäre so unedel, sie zu sagen. Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, denn ich weiß, daß die Männer schamlos sind, daß sie das sein müssen, aber ich dachte, daß auf den höchsten Stufen der Gesittung die Männer von uns Eigenschaften annehmen, wie wir von ihnen, und ich habe mich gefragt — achten

Sie ernsthaft darauf, was ich mich gefragt habe: ob Sie an Mlle. de Villars geschrieben hätten, wie Sie an mich schrieben. Ich bin nicht eifersüchtig, und ich habe kein Recht, eifersüchtig zu sein, aber wenn Sie meinen Stand und meine Lage als nicht problematisch (wie sie meines Erachtens sind), sondern als in ihrer Art gleich vollendet und selbstgenügsam hinstellen wie die einer Dame aus der Gesellschaft, so muß ich auch verlangen, daß Sie in entsprechender Weise Rücksichten nehmen, indem Sie das schonen, was Sie ja in Ihrem Innern meine Lebenslüge nennen mögen. Noch einmal: Stellen Sie sich recht lebhaft vor, wie Sie an Mlle. de Villars geschrieben haben würden, an das junge Mädchen von 18 Jahren aus vornehmer Familie, das eben aus dem Kloster gekommen ist, und das Sie zu Ihrer Gattin zu machen beabsichtigen. Sie würden nicht gedacht haben: ich will ihr schreiben, was ich selbst tun würde, nachdem ich ihr geschrieben, was ich selbst denke, sondern ich will mir vorstellen, was sie empfinden muß, was ein Mensch, der so empfindet, denken und tun muß, denn ein Mann muß Frauen schonen.
Sie wollen Emilies Geschichte wissen, ich will sie Ihnen erzählen, vielleicht, daß Sie aus ihr lernen, was einem Dichter hätte die Natur lehren sollen.
Sie wurde als ganz junges Mädchen von ihrer Mutter dem Leiter unserer Truppe vorgestellt, und da sie eine vorzügliche Bühnenfigur besaß, nahm man sie gleich mit einem kleinen Gehalt an. In der Folge stellte es sich heraus, daß sie keinerlei schauspielerische Begabung hatte, nicht, daß es ihr an Phantasie, Temperament und Verstand gemangelt hätte, aber sie war durch eine eigenartige Vornehmheit ihres Wesens gebunden und konnte nicht aus sich herausgehen, Sie sagten einmal selbst: jede Kunst steht in einem gewissen Gegensatz zur Vornehmheit, man konnte sie höchstens zu Anmelderollen verwenden. Von ihrem Herkommen sprach sie nie, es schien mir aber, daß sie von guter Familie sein müsse. Ein geringer Rest von Vermögen, der wohl noch vorhanden war, wurde im Laufe der Zeit ausgegeben, da sie mit ihrer Mutter von ihrem Verdienst beim Theater nicht leben konnte, und es stellte sich die Notwendigkeit heraus, daß sie den Bewerbungen eines reichen Verehrers nachgab. Über diese Dinge sprach sie nie mit mir, trotzdem ich die einzige unter uns war, zu der sie ein Zutrauen gefaßt hatte. Sie wissen, wie es am Theater hergeht, und daß selbst ein Mädchen ohne besondere Reize, wenn sie nur irgendwie mit der Bühne in Beziehung steht, auf das Lebhafteste von unseren vornehmen jungen Herrn umworben wird. Emilie scheint ihre Verehrer mehrfach gewechselt zu haben, aus welchen Gründen, ist mir unbekannt, jedenfalls wußten wir alle, daß sie in einigen Jahren durch die Freigebigkeit der Herren und ihr einfaches Leben ein beträchtliches Vermögen erworben hatte. Ihre Mutter starb in dieser Zeit, und als ich sie bei dem Begräbnisse besuchte, sagte sie mir, daß sie sich ein Landgut in einer entfernten Gegend kaufen wolle, wo sie niemand kenne, um dort ihr Leben zu beschließen. Sie haben wohl nie von ihr gehört durch Ihr einsames und zurückgezogenes Leben, bei jedem anderen Herrn Ihres Standes und Alters würde es mich wundern, daß Sie Emilie nicht gekannt haben sollen.
Herr de Saint-Cyr kam um diese Zeit nach Paris. Durch einen Zufall nahm er seine

Wohnung in dem Hause, wo Emilie wohnte, nur durch den Korridor von ihren Zimmern getrennt. Diese sah den vornehm aussehenden, aber sehr bescheiden gekleideten jungen Mann täglich an ihrem Fenster vorbeigehen, und sein höflicher und achtungsvoller Gruß machte einen tiefen Eindruck auf das arme Mädchen, das sehr unter ihrer Stellung litt. Sie bemerkte, daß der Ausdruck seines Gesichtes täglich trauriger wurde. Da er sich um die Zeit des Mittagessens immer auf seinem Zimmer aufhielt und sie ihn nie mit irgend welchen Einkäufen zurückkehren sah, so wurde sie durch ihr Mitgefühl getrieben, ihn durch das Schlüsselloch zu beobachten; sie sah, daß er ein Stück Brot aus dem Schrank nahm, es sorgfältig abmaß, ein Stück abschnitt und dieses dann ohne weitere Beigabe verzehrte.
Für den nächsten Tag ließ sie ihre Köchin etwas reichlichere Einkäufe machen und ein für mehrere Personen genügendes Essen vorbereiten; dann erwartete sie ihn an ihrem geöffneten Fenster, indem sie sich an ihren Blumenstöcken zu schaffen machte. Er wollte mit seinem gewöhnlichen Gruß vorbeigehen, sie redete ihn aber an, indem sie ihm scherzend vorwarf, es sei unhöflich, daß er noch nie zu ihr gesprochen habe; und indem er erwiderte und sie antwortete, lud sie ihn am Ende zu ihrem Essen ein und drängte ihn so, daß er kommen mußte.
Nach der Mahlzeit, als sie noch Verschiedenes geredet hatten und vertrauter geworden waren, sagte sie zu ihm: »Ich sehe, mein Herr, daß Sie sehr unglücklich sind, und vermute wohl mit Recht, daß Sie hier keinen Freund oder Bekannten haben, dem Sie Ihre Sorgen erzählen können. Deshalb möchte ich mich Ihnen als Vertraute anbieten, ob ich vielleicht Sie trösten oder Ihnen sonst irgendwie helfen kann. Und damit Sie die Scham überwinden, welche ein Unglücklicher naturgemäß hat, wenn er einem Fremden sein Herz öffnen soll, so will ich selbst mit einem Geständnis beginnen, welches mir viel schwerer werden muß als alles, was Sie mir gestehen können, denn mein Leiden ist schwerer, als es das Ihre sein kann: Ich bin ein Mädchen, das seinen Unterhalt davon hat, daß es seine Ehre preisgegeben hat.«
Herr de Saint-Cyr erzählte, daß er ohne Eltern sei und durch die Nachlässigkeit seines Vormundes sein gesamtes Vermögen verloren habe. Seine Verwandten, die denselben Namen trügen wie er, seien sehr einflußreich am Hofe, und er sei nach Paris gekommen, um durch ihre Verwendung eine bescheidene Stellung zu erhalten. Aber da es ihnen offenbar unangenehm sei, einen verarmten Vetter anzuerkennen, so sei er bei allen entweder durch leere Versprechungen hingehalten oder mit peinlichen Worten entlassen worden; und gerade heute habe er seinen letzten Besuch gemacht, und es bleibe ihm keine Aussicht oder Hoffnung mehr.
Emilie dachte eine Weile nach, dann erwiderte sie ihm: »Ein anderes Betragen ist von Verwandten in solchen Fällen nicht zu erwarten, wenn man nicht ein Mittel besitzt, um sie auch gegen ihren Willen zur Hilfe zu zwingen.« Und als Herr de Saint-Cyr sie fragte, ob sie ein solches Mittel wisse, fuhr sie fort, indem sie noch mehr errötete, wie bei den Worten, durch welche sie ihm mitgeteilt hatte, wer sie sei: »Sie müssen ihren Verwandten drohen, daß Sie sich werden durch die Not, um Ihr Leben zu erhalten, zu einer ehrlosen Handlung treiben lassen, und da diese,

weil Sie den gleichen Namen haben wie Ihre Verwandten, auch denen Unehre machen würde, so werden sie gewiß alles aufbieten, um Ihr gerechtes Verlangen zu erfüllen. Als eine solche Handlung schlage ich Ihnen folgendes vor. Ich habe mir ein Vermögen erworben, welches selbst für den standesgemäßen Haushalt einer Familie genügen würde: mein Name und meine Lebensweise sind in den Kreisen der vornehmen jungen Leute bekannt genug, es genügt, wenn Sie erzählen, daß Sie mich kennen gelernt haben und mich heiraten wollen, um nicht Hungers zu sterben.«

Auf diese großmütige Rede Emiliens konnte de Saint-Cyr nicht mit Worten erwidern. Er küßte ihre Hand, die sie ihm schnell entzog, und ging. Gegen Abend kam er zurück und suchte Emilie in ihrem Zimmer auf. Mit traurigem Gesicht erzählte er, als einzige Antwort habe er von seinen Verwandten erhalten, daß man ihn alsdann als einen Betrüger, der sich seinen vornehmen Namen fälschlich beigelegt habe, werde verhaften und in die Bastille führen lassen. Dann fuhr er fort: »Ich habe meine Eltern nicht mehr gekannt und war stets unter fremden Leuten. Sie sind der erste Mensch gewesen, der mir eine Freundlichkeit erwiesen hat. Ich biete Ihnen in Wirklichkeit meine Hand an und verspreche Ihnen, daß ich Sie lieben und ehren will, wie sie es verdienen. Wir werden Paris verlassen und an einem entfernten Ort leben, und mit einer Güte, welche der gleich sein soll, die Sie mir erwiesen, will ich mich mühen, Sie Ihre bisherigen Leiden vergessen zu machen.«

Emilie antwortete ihm, daß er ihr etwas Unmögliches vorschlage, denn kein Mann könne vergessen, was sie bis jetzt gewesen sei, und wenn er auch jetzt glaube, daß er mit ihr eine Ehe führen könne, wie sie sein müsse, nämlich mit Achtung und Liebe für seine Gattin, so werde doch eine Zeit kommen, wo er seinen Schritt bereuen müsse, sie aber würde es nie ertragen können, sich als Ursache seiner Erniedrigung zu fühlen, selbst wenn er ihr, wie sie glaube, nie ein Wort sage.

Sie erzählte mir alles, was ich Ihnen schreibe, mit häufigen Tränen noch an demselben Abend und sagte, daß sie am nächsten Tage an einen Ort gehen werde, wo sie niemand finden könne. Am nächsten Tage kam Herr de Saint-Cyr zu mir, die er als einzige Freundin Emiliens kannte, berichtete mir ihr Verschwinden und teilte mir mit, daß sie ein Landgut auf seinen Namen habe überschreiben lassen, er war in höchster Erregung und sagte, er werde nicht eher ruhen, als bis er sie wieder getroffen habe.

Nun haben sich die beiden also doch noch gefunden und sind glücklich.

Herr de Voisenon an Mlle. Eugenie Chabert.

Chateau Tournay, Mai 1750.

Liebe Freundin, Ihre Erzählung finde ich erstaunlich. Gestatten Sie mir jedenfalls eine kleine Zurechtsetzung: ich habe nicht geschrieben, daß das Ehepaar glücklich ist.

Ich habe immer gefunden, daß Schauspieler behaupten, gute Menschenkenner zu sein, und Menschenkenntnis nennt man ja wohl die Begabung zum Mißtrauen.

Ich selbst bin Dichter, und Dichter sind gläubige Menschen — für meine eigene Person mißtraue ich nicht, auch Mlle. Eugenie Chabert gegenüber war ich ja stets gläubig, ungläubig war ich immer nur gegen mich selbst. Aber wäre ich Schauspieler, so würde ich sagen: vermutlich hat Mlle. Emilie Herrn de Saint-Cyr das Suchen nicht allzu schwer gemacht. Ich habe selten einen so vornehm empfindenden Mann getroffen, wie ihn: er kann unmöglich in irgend einer Lage seines Lebens, auch wenn er sein Teuerstes suchte, eine hervorragende Intelligenz entwickelt haben. Gewöhnlich verbindet die gütige Natur — auch das haben Sie ihr gewiß abgelauscht! — Vornehmheit der Gesinnung mit einem Vermögen, das den Besitzer vor den Folgen schützt, da Herr de Saint-Cyr einen begabten Vormund hatte, der ihn seines natürlichen Schutzmittels beraubte, so war es wohl ganz natürlich, daß schon sein erster Schritt ihn in eine unmögliche Lage brachte. Aber man bewundere die nie versagende Weisheit der Natur: sie pflanzte den Lebenskünstlerinnen ein, daß sie einem solchen Manne rettungslos erliegen müssen, ich bin gewiß, daß Emilie ihren Mann liebt, mit einer Leidenschaft und Aufopferung, wie — nun, das »wie« sage ich Ihnen nicht, Sie wissen es nur zu gut, das zeigen Sie mir täglich.

Aber bin ich ein Schauspieler? Ich bin ein Dichter: was ich eben sagte, war eine Verstandesplattheit. Nein, Emilie ist gegen ihren Saint-Cyr wahr gewesen, haben denn nicht die Frauen die Begabung, immer wahr zu sein? Alle ihre Lüge — und sie lügen wohl immer — ist ja nur Oberfläche, ihre Tiefe ist wahr: auch Sie sind wahr, Liebste, Allerliebste! — Glauben Sie es auch? Ach, wir Dichter sind allzu schamhaft!

Bekannte schreiben mir, Ihr junger Vicomte habe die Bekanntschaft von Mlle. de Villars gemacht. Sollten Sie nichts davon gehört haben? Ich finde eine allzu große Klugheit unanständig, wenn wir die Handlungen und Beweggründe der anderen Menschen zu gut erraten, so müssen wir ihnen wohl sehr ähnlich sein und nahe stehen, ich für meine Person wünsche nicht solche Ähnlichkeit und Nähe. Deshalb möchte ich Ihnen nur schreiben, daß ich Mlle. de Villars sehr liebe — wenn ich ein Ihnen nicht unbekanntes Bild brauche: sie besitzt einen Teil meiner Seele, der Ihnen unbekannt ist.

Wenn ich das Glück hätte, sie zu meiner Gattin zu machen, so würde ich mit ihr in diesem alten ehrwürdigen Haus leben, das von tüchtigen Vorfahren gebaut ist, wir würden Kinder haben, welche die Züge meines Geschlechtes haben, und hoffentlich keine Erbschaft von ihrem Vater, dem Dichter, überkommen, sondern Krieger werden und gar nicht bedeutend, wie meine Vorfahren, ich würde täglich ihre Hand küssen, sie würde zu Tisch in großer Toilette erscheinen, und wir würden jeder unsere Mauer um uns ziehen, denn finden Sie nicht auch: man kann sich nicht mehr achten, wenn man zu vertraut miteinander wird, und seine Gattin muß man doch wohl achten? Ich fürchte, ich habe zu viel verachtet in meinem Leben.

Ich glaube, besonders sind es die Menschen, die durch sich (ich sage nicht: an sich) leiden, die sich mit andern vertraut machen. Gott schuf vielleicht das Weib, daß sie zu dem Manne kommt und ihm sagt, wer er ist. Er schuf sie demnach als

Schauspielerin. Sie lacht und sagt zu dem Manne: Du bist ja nicht einsam, du hast ja mich. Aber verletzt es nicht die Scham, wenn sie mit dem Mann mit leidet, mehr noch: nur in ihrer Phantasie mit leidet? Denn ich glaube ihr ja nicht, daß sie mit leidet. Sie hat da ein gewisses Land in ihrer Seele, das sie in solchen Fällen entdeckt. Für jede neue Rolle entdeckt sie ein solches Land. — Nebenbei, es fällt mir ein: Haben Sie noch Ihre frühere Auffassung von der Rolle in meinem Lustspiel, Sie wissen, das an jenem Abend gegeben wurde, wo der Vicomte Sie zuerst sah? —

Sie sagen vielleicht wieder: ich bin herrschsüchtig? Ich werde Mlle. de Villars nach meinem Willen formen, wenn ich sie heiraten sollte, und ich werde auf ihre Persönlichkeit keine Rücksicht nehmen? Ja, ich möchte, daß sie vornehm wird, daß sie das Leben in Heiterkeit erträgt, daß ich sie immer achten kann, darum liebe ich dieses Kindchen: ich weiß, daß sie eine Frau zu werden vermag, die ich immer achten kann. Und ich sehne mich so danach, jemanden zu achten! Ich werde sie lieben mit aller meiner Kraft.

Und liebe ich denn nicht Sie? Weshalb dürfen wir nicht ein Spiel aus unserem Leben machen, dem wir in Heiterkeit zuschauen! Ich sagte Ihnen einmal: ich möchte mein Gesicht in Ihrem Schoß bergen und weinen. Sie haben mich nicht verstanden. Ich bat Sie einmal um etwas, das Sie mir hätten geben müssen, und indem ich fühlte: ich dürfte nicht bitten, ich müßte nehmen, und ich würde nehmen, wenn ich Sie nicht so unendlich liebte, daß ich durch die Liebe schwach bin, — indem ich das fühlte, schmerzlich und nicht ingrimmig, sagte ich: Ich habe vor Ihnen keine Scham. Auch das haben Sie nicht verstanden: dachten Sie etwa, ich sei Ihresgleichen? Vielleicht verlangte ich zu viel von Ihnen, Sie sollten gleichzeitig ein Stern sein, den ich ersehne, und eine Blume, die ich pflücke: unerreichbar und erreicht. Aber verlangte ich wirklich zu viel? Sollte ein Weib das nicht beides sein können? Vielleicht gerade, wenn sie Schauspielerin ist? Es scheint, daß Dichter leicht närrisch werden, wenn sie lieben. Mlle. de Villars liebt der Edelmann, Sie liebt der Dichter. Ich bin nicht stolz auf die Tatsache, daß ich ein Dichter bin, Sie hätten Grund, stolz zu sein, daß ein Dichter Sie liebt.

Mlle. Eugenie Chabert an Herrn de Voisenon.

Paris, Mai 1750.

Geehrter Herr, Ihr Brief ist mir nicht verständlich geworden, nur weiß ich, daß er auf jeder Zeile eine Kränkung für mich enthält. Aber ich verstehe jetzt besser Ihr Leben: Sie hatten recht, sich von den Menschen abzuschließen, denn ein solcher selbstsüchtiger Hochmut muß Jeden zurückstoßen, der sich Ihnen in Güte nahen will. Hoffentlich kennt Mlle. de Villars nicht Ihre Pläne, wenigstens wird sie vermutlich den Gesprächen des Vicomte de Palafoy mehr Geschmack abgewinnen.
Über Emilie denken Sie vielleicht anders, wenn Sie den beigeschlossenen Brief gelesen haben, ich bitte Sie, ihn mir zurückzusenden.

Frau de Saint-Cyr an Mlle. Eugenie Chabert.

Chateau Anncey, Mai 1750.

Verehrtes Fräulein, Ihre häufig mir bewiesene Güte ermutigt mich, nach langer Zeit mich Ihnen wieder zu nahen. Ich bin Emilie, das damals so unglückliche Mädchen, dem vielleicht nur Ihre Freundlichkeit und Großmut ein furchtbares Leben erträglich machte. Heute bin ich Gattin des Mannes, von dem ich Ihnen erzählte, des edelsten und besten Mannes, den ich je sah, dem ich vielleicht nur einen Fehler vorwerfen kann: daß er sich keine würdigere Lebensgefährtin gewählt hat.

Sie haben meine Beichte entgegengenommen, Sie wissen, daß ich vor meinem Glück fliehen wollte – nur zu laut rief freilich mein Herz nach diesem Glück, und in Stunden, wie diese ist, wo mein ganzes Leben wieder vor mir steht und die schöne Gegenwart verdeckt, klage ich oft meine Sehnsucht und Hoffnung an, die meinen Gatten zu mir riefen gegen meinen Willen, die ihn zu einem Schritt führten, den ich nie billigen kann, auch wenn er mich namenlos glücklich machte. Seit zwei Jahren sind wir vermählt, und meine ehrfürchtige Liebe ist nur größer geworden.

Aber nicht im Glück brauchen wir unsere Freunde, wir haben sie im Unglück nötig, und ich ahne ein nahendes Unglück. Mein Gatte hat seit einiger Zeit die Bekanntschaft eines Herrn de Voisenon gemacht, der in der Nachbarschaft begütert ist. Er erwähnte einmal, daß er auch Sie kennt, wissen Sie etwas über ihn? Ich fürchte von ihm, und diese Furcht ist die Ursache meines Schreibens.

Er ist gewiß kein guter und einfacher Mann, nie sah ich eine so harte Selbstsucht, eine so rücksichtslose Verachtung aller anderen Menschen und ihrer berechtigten Wünsche. Vielleicht ist er nicht eigentlich schlecht, aber auch der schlechteste und gemeinste Mensch, den ich bisher sah, schien mir nicht so unmenschlich wie er. Meinen Mann hat er wie bezaubert, so daß der nur noch mit seinen Augen sieht – und was sind das für Augen! Ich möchte sagen: Er sucht überall sein Unglück, und in seinem Gesicht steht geschrieben, daß er es überall gefunden hat. Sicher hat er nie Etwas geglaubt, nie einem Menschen vertraut, nie einen Menschen geliebt, bis jetzt wußte ich nicht, daß es möglich ist, der Liebe gänzlich unfähig zu sein. Aber ich weiß noch nicht einmal, ob das alles richtig ist, was ich sage, denn er scheint nur aus Widersprüchen zu bestehen. Er will Kriegsdienst nehmen, obgleich er stark lahmt, nur das Kriegswesen scheint ihn zu interessieren, und wiewohl bei seinem Körperfehler doch eine soldatische Laufbahn ausgeschlossen sein müßte, wiewohl er schon an die dreißig zu sein scheint, erstrebt er sie doch mit aller Leidenschaft, die diesem pflegmatischen Menschen möglich ist. Für alles Geistige bezeigt er eine tiefe Verachtung, und insbesondere die Dichtung scheint er geradezu zu hassen, obschon er ein sehr lebhaftes Interesse für sie zu besitzen scheint.

Ich habe keine Kinder und wünsche nicht, welche zu haben. Ich weiß genau, daß mein Charakter unedler ist als der meines Mannes, daß nur in meinem Gefühl zu ihm das Gute, dessen ich fähig bin, zutage kommt, vielleicht auch sogar erst gebildet wird, und ich würde unsagbar betrübt sein, wenn unsere Kinder Eigenschaften von mir hätten, nicht ganz Abbilder meines edlen Mannes wären. Durch

einen unglücklichen Zufall kam das Gespräch auf Kinder, und statt mich zu schonen, statt auf eine Ablenkung einzugehen, die ich versuchte, stellte er die unerhörtesten Behauptungen auf: nur als Mutter werde das Weib liebenswert, nur gegen ihre Kinder zeige sie ihre Schönheit, und man müsse ein Weib hassen, das keine Kinder gebären könne. Als ich weinend aufstand und mein Mann einige verlegene Worte sprach, entschuldigte er sich und sagte, er habe nur mit Worten gespielt, und seine eigene Ansicht sei vielmehr: nur die kinderlose Frau könne die Freundin des Mannes sein und ihn in seinem Wesen ergänzen, und erst durch eine solche Beziehung entstehe ein vollkommener Mensch. Ich konnte mich nicht halten und rief ihm zu: »wer nicht an das Gute glaubt, der wird es nie erleben.« Er verbeugte sich und sagte ironisch: »Sie haben recht.«

Schreiben Sie mir, ich bitte Sie flehend: wer ist dieser Mensch, wie kann ich mich vor ihm schützen? Er macht mich selbst unsicher. Ja, ich wünschte, daß mein Gatte mich finden möge, ich betete zu Gott, daß er seine Schritte zu mir führen möge, aber ich schwöre es Ihnen: ich bin ihm nicht entgegen gekommen. Seit dieser neuen Bekanntschaft muß ich immer über mein Leben nachdenken, und überall finde ich Grund, mir Vorwürfe zu machen. Ja, bei seinem spöttischen Blick glaube ich nicht mehr an das Gute in mir selbst, das Einzige, was er mir nicht rauben konnte, ist der Glaube an meinen Mann: aber ich fürchte, ihm wird er alles nehmen.

Herr de Voisenon an Mlle. Eugnie Chabert.

Chateau Tournay, Mai 1750.

Den Brief von Frau de Saint-Cyr sende ich Ihnen mit verbindlichstem Danke zurück. Ich habe in demselben freilich keine Veranlassung gefunden, meine Ansichten über die Dame zu ändern, indessen hat mir aber mein Porträt, das er enthielt, große Freude gemacht. Man erfährt doch zu selten, wer man eigentlich ist. Besonders interessierte mich der Bericht meines indiskreten Gespräches über Kinder, das ich, wie Sie sich wohl gedacht haben, aufbrachte, um zu erfahren, bei welchem Teil der Ehegatten der Wunsch der Kinderlosigkeit vorhanden ist.

Ihrem eigenen Briefe habe ich natürlich nichts hinzuzufügen. Nur möchte ich doch noch einmal von der Beziehung Ihres jungen Vicomte zu Mlle. de Villars sprechen. Ich schreibe sehr ernst, hielten mich nicht zur Zeit ganz dringende Geschäfte hier fest, so würde ich nach Paris reisen: Wenigstens diese Angelegenheit wird mir nicht zum Lustspiel in meiner Empfindung. (Sie wissen, ich habe eine unüberwindliche Neigung, das Tragische komisch zu finden: möchten Sie nicht die Colombine in meinem nächsten Lustspiel spielen? Es heißt »Der verliebte Dichter«.) Also: Sie werden nicht verstehen, was ich schreibe, vielleicht werden Sie es wenigstens fühlen: Ich hasse die Unvernunft, ich hasse die Unsittlichkeit, und ich bin an beide gekettet durch meine dichterische Begabung, ich hasse diese dichterische Begabung, denn sie macht den Menschen zu ihrem Werkzeug, der sie besitzt, sie zwingt ihn zu Dingen, die er nicht will und nicht darf, ich hasse eine unvernünftige und unsittliche Leidenschaft, die dem Manne vorgaukelt, er werde ein vollkommenes Wesen erst durch

eine notwendige Ergänzung. Ich will eine vernünftige und sittliche Leidenschaft, bei der ich frei bin, unabhängig von einem anderen Menschen, von einer Mauer umgeben. Ist mein Wille weniger mein Selbst als meine Begabung? Meine Begabung ist es weniger, denn mein Selbst ist nicht unvernünftig und nicht unsittlich, ist nicht unterjocht durch etwas Fremdes, sondern ist frei — frei, hören Sie Eugenie? Ich habe mich sehr töricht gegen Sie benommen — Sie meinen, weil ich töricht bin? Glauben Sie, ich weiß nicht, wie man ein Weib nimmt? Glauben Sie, ich wußte nicht, wie ich Sie hätte nehmen können, daß Sie willenlos mir gegenüber würden? Aber ich streife da an Dinge, die in Wahrheit verhüllt werden sollen, denn wer auch die beiden Menschen sein mögen, es ist etwas Heiliges um den Augenblick, wo das Weib, das so lange verweigert hatte, begehrt. Seien Sie nicht wieder klein, werden Sie nicht gekränkt darüber, daß ich den Augenblick empfand, ihn nicht benutzte und Ihnen das jetzt sogar noch sage, es ging Furchtbares vor in mir, ich liebte Sie zu sehr und ich haßte meine Leidenschaft, Sie hätten mich damals schonen müssen, schonen Sie mich wenigstens jetzt.

Mlle. Eugenie Chabert an Herrn de Voisenon.

Paris, Juni 1750.

Geehrter Herr, ich fand gestern bei mir Ihre Karte vor. Wenn Sie wünschen, wegen der mir zugewiesenen Rolle in Ihrem neuen Lustspiel, mit mir Rücksprache zu nehmen, so erwarte ich die Ehre Ihres Besuches, zu dessen Annahme mich mein Beruf verpflichtet, morgen zu der Ihnen bekannten Stunde. Sollten Sie wegen der Verlobung von Mlle. de Villars mit Herrn Vicomte de Palafoy Näheres von mir zu erfahren wünschen, so muß ich Ihnen schon jetzt mitteilen, daß die Nachricht mir selbst eine völlige Überraschung war.

Herr de Voisenon an Mlle. Eugenie Chabert.

Paris, Juni 1750.

Liebe Freundin, ich liebe Sie mehr, als ich Sie je geliebt, aber ich sage Ihnen Lebewohl. Wenn ich nur an Sie denke, so fühle ich Glück, aber ich muß mich von Ihnen trennen. Alles war ja Glück, was von Ihnen kam, auch das, daß Sie ein Glück für mich zerstörten. In Ihnen habe ich mich vergessen, und mein ganzes Leben habe ich mich danach gesehnt, einmal, nur ein einziges Mal mich zu vergessen, mich, diesen grausamen Tyrannen, der mich quält seit meiner frühesten Kindheit. Wissen Sie noch, im Vorfrühling, im Anfang des März, als das verwesende Gras noch auf dem Rain lag und noch keine jungen Spitzen waren, da sagte ich: »Ich habe keine Scham vor Ihnen«, ich weiß nicht, ob ich es damals nicht im Haß sagte, und sicher habe ich Sie später tief gehaßt darum, daß ich das einmal sagte, aber gestern, als wir uns trennten, als ich Ihre dunkle Treppe leise tastend hinabstieg, vorsichtig tastend Ihre Haustür aufschloß, um den Pförtner nicht zu wecken: da erinnerte ich mich plötzlich an diese Demütigung, diese tiefste Demütigung, die ich je erlitt, und ich war Ihnen dankbar dafür und empfand Glück, denn ich hatte mich verloren, selig verloren, wie eine Welle im wogenden Meer, mein Ich war weit geworden. —

Ich habe mein ganzes Leben dem Schicksal geflucht, das mich zum Dichter machte, denn mir war die Kunst eine Qual, eine Krankheit, an der ich litt, ein Alb, der mich bedrückte. Gestern empfand ich es, daß es ein Glück sein kann, ein Dichter sein — das Glück, das höchste Glück. Ich wollte nicht mehr Welle sein, ich wollte das ganze Meer sein, alles spiegeln: den blauen Himmel, den Mond, die Sterne, Ufer mit Bäumen und den Zug der fliehenden Kraniche, alles spiegelnd in meiner Tiefe bergen, eine Insel schaffen und die schmeichelnd umspülen. Meine Brust hätte ich weit machen mögen, denn so viel Glück umschloß sie, daß sie nun alle Leiden umschließen wollte, alles wollte ich fühlen, fühlend alles genießen, die Leiden nicht weniger als die Freuden.

War ich einmal hart gegen Sie, war ich grausam? Gegen mich war ich es, und weil Sie schon in mir waren, war ich es gegen Sie. Habe ich gegen Sie gekämpft? Gegen mich habe ich gekämpft, die junge Saat des Glückes in mir ließ ich zertreten durch die rohen Hufe wilder Gedanken. Aber heute fliegen meine Gedanken wie Tauben blitzend im Sonnenschein um einen Kirchturm, und ihre erstaunten Augen trinken die Weite, die sonnig ist.

Wie ganz anders ist die Welt geworden! Ich wußte ja stets, daß sie ist, was ich sehe, aber ich wußte es nur, ich glaubte es nicht. Ich war ja steinern geworden, als Sie mir Emilies Selbstmord erzählten, als Sie mir aus ihrem Brief vorlasen, daß sie sich töte, weil sie fürchte, ihr Mann könne beginnen, seine Liebe zu bereuen, da rief ich lachend: »Ich glaube nur dem Menschen, ich zweifle an seinen Taten, mißtraue seinen Worten und glaube nie seinen Empfindungen.« War das ich, der das sagte? Habe ich Emilies Schönheit nicht empfunden? Erst mußte ich meinen Stolz vergessen, erst mich in meiner Liebe verlieren, erst mich des Dichters freuen, bis mein Herz mitschlagen konnte bei Emilies Empfindungen.

Früher hätte ich gesagt: ein Dichter darf nicht vornehm sein, er muß ein gemeiner Mensch sein, heute liebe ich den Buchenwald, in dem die Zweige sich oben vereinen und eine weite Halle decken, die getragen wird von befreundeten Stämmen, wie heiter ist diese leichte Halle, wie glücklich geht das Reh — und ich hasse den Fichtenwald und die starren, himmelstrebenden Stämme, die jeder einzeln sein wollen und sich wehren mit Nadeln, die zu einer Spitze aufragen —

Ja, ich weiß nun, was Glück ist, und ich bin zufrieden, daß ich es einmal erfahren habe, es wäre doch merkwürdig: älter werden, und sterben, und wie ein Farbenblinder sterben kann ohne zu erfahren, daß er nie die höchste Trunkenheit des Auges erfahren hat, so sterben, ohne Wissen, was Glück ist.

Ich liebe Sie, denn Sie sind großmütig, glücklich bin ich, daß ich Sie lieben darf. Wissen Sie noch, wie ich einmal weinen wollte in Ihrem Schoß? Damals hatte ich Kampf. Heute möchte ich weinen vor Glück in Ihrem Schoß, so glücklich bin ich, daß mir mein Herz weh tut — eben tat es weh, nun aber schwebe ich wie fliegend in der Luft, und die Erde sinkt unter mir —

Aber ich muß Ihnen Lebewohl sagen, für immer Lebewohl. Fühlen Sie, daß ich muß? Ach, Sie sind ein Weib und können es nicht fühlen: Sie dürfen es nicht fühlen,

denn sonst könnte ich Sie nicht lieben. Käme ich nochmals zu Ihnen, öffnete Ihre Tür, Sie gingen mir entgegen mit Freude auf Ihrem schönen Gesicht und mit ausgebreiteten Armen – dann müßte ich Sie hassen, denn ich würde mich als Unterjochter fühlen, ich würde wieder den Gedanken in mir aufsteigen fühlen, Sie zu töten. Fühlen Sie, was ich meine? Ich kann mich nicht deutlicher ausdrücken, aber Sie fühlen ja, denn Sie haben ja mit mir gelitten, und daß Ihre Seele wie eine gleichgestimmte Saite zart mitschwang bei meinen Tönen, das war ja mein höchstes Glück. Wäre es Demütigung gewesen? Jeden anderen Menschen müßte ich hassen, der mit mir litte, Sie liebe ich, aber ich muß mich hüten, daß mein Gefühl nicht umschlägt, denn ich will diese Liebe bewahren, und wenn ich einst weißhaarig bin und gebückt, dann will ich sie noch empfinden wie heute.
Lassen Sie mich nicht auf den Gedanken kommen, daß Sie, die ich empfinde, nur meine Empfindung sind, daß in Wirklichkeit ein triumphierend lächelndes Weib eine sklavische Huldigung annimmt, haben wir gegeneinander gekämpft, und bin ich besiegt? Ich will solche Gedanken nicht haben, denn ich will Sie lieben bis an das Ende meines Lebens. Es genügt ja für mich, daß ich einmal geliebt habe, ich bin zufrieden, und wie ein Geizhals will ich täglich meine Geldstücke zählen.
Leben Sie wohl – nicht um meinetwillen allein, um Ihretwillen. Ich will Sie behalten in meinem Geist, aber Sie sollen mich vergessen, Sie sollen wieder glücklich sein, wieder vergessen und wieder glücklich sein. Umarmen Sie einen neuen Vicomte de Palafoy, ich freue mich bei dem Gedanken, daß Sie neues Glück genießen: Sie, die Wirklichkeit, nicht meine Empfindung, denn Ihr wahres Ich ist gänzlich mein Werk, ich habe es gedichtet und behalte es für mich allein, auch Sie selbst sehen es nie mehr, Sie, die Wirklichkeit, in ewiger Jugend wird es bei mir leben.

Herr de Saint-Cyr an Mlle Eugenie Chabert.

Chateau Anncey, September 1750.

Verehrtes Fräulein, ich bin glücklich, Ihnen endlich durch eine kleine Gefälligkeit ein Zeichen meines dankbaren Sinnes geben zu können, meine geliebte Gattin, der Sie in den schwersten Zeiten ihres Lebens mit solcher Güte zur Seite standen, dachte täglich an Sie, und seit ihrem frühzeitigen Tode durch den entsetzlichen Unfall hat sie mir Ihre Gesinnungen fast wie eine Erbschaft hinterlassen, denn in Wahrheit, hätte ich nicht Ihre tröstenden Briefe empfangen, ich wüßte nicht, wie ich die ersten Zeiten meines Schmerzes überstanden hätte, eines Schmerzes, der nicht frei von Selbstvorwürfen war, denn ich hätte sie, die sonst so sanft und gefügig war, vielleicht durch inständiges Bitten abgehalten, das unglückselige Pferd zu besteigen, dem ihre Reitkunst nicht gewachsen war.
Heute hatte ich endlich eine Unterredung mit Herrn de Voisenon. Auf Ihren Wunsch faßte ich Mut zu der indiskreten Frage, was ihn, den ich sonst als spielenden Skeptiker kannte, als einen Philosophen, dessen freundlicher Gleichmut durch nichts zu erschüttern war und den gewiß nie ein Gefühl zu übermannen vermochte, dessen

selbstlose Güte ihm gewiß nie erlaubt hat, irgend einem Menschen Böses zuzufügen, der nicht einmal einem böswilligen Dienstboten ein hartes Wort sagen konnte, wenn es also weder Frömmigkeit, noch Weltüberdruß, noch Reue war: was ihn denn veranlassen konnte, sich dergestalt von allen Menschen zurückzuziehen und wie ein Asket zwischen Büchern und Papieren in einem ärmlichen Stübchen zu leben. Er sah mich mit einem gütigen und liebenswürdigen Lächeln an und erwiderte: »Wenn die Kämpfe, die wir gegen uns selbst führen, allzu gefährlich werden, so ist es gut, unserer Kriegslust ein neues Ziel zu setzen.« Mehr vermochte ich nicht von ihm zu erfahren. Er schien an einem großen Werk zu arbeiten, ich sah Zeichnungen von Kriegsmaschinen auf seinem Tisch, er vermied es aber, von seiner Beschäftigung zu sprechen.

Eine Weile dachte ich, daß vielleicht sein körperlicher Fehler, der ihn verhinderte, nach seinem Lieblingswunsche Soldat zu werden, die Ursache zu seinem Schritt gewesen sei. Aber ich gab diesen Gedanken auf, als ich ihn sah, wie er mit einer sonderbaren Zärtlichkeit eine Rose berührte, die er in einem Blumenscherben im Fenster stehen hatte. Vielleicht war seine Seele zu weich geschaffen, und er hat, allzu jugendlich trotz seiner bereits männlichen Jahre, irgend eine zufällige trübe Erfahrung mit Menschen verallgemeinert. Solche Verallgemeinerungen sind gewiß ein Unrecht, das wir an der Menschheit begehen, denn im Grunde sind doch alle Menschen gut, mögen sie auch oft anders scheinen, aber wer könnte einer so zarten und feinen Empfindung einen Vorwurf machen?

Daß Sie solches Interesse für den Freund von Emilies Gatten nehmen, ist mir ein neues Zeichen für die reine Güte Ihrer Seele, seien Sie versichert, daß Ihnen mein Herz immer erkenntlich sein wird.

FRANZ BLEI: DREI GEDICHTE

PROLOG ZU EINEM MASKENSPIEL

In allen Dingen ist dasselbe Leben,
und alle träumen wir den gleichen Traum.
An einem Webstuhl sitzen wir und weben
das graue Tuch von Zeit und Ding und Raum,
und jedem ist die Täuschung eingegeben,
daß er sich seinen bunten Faden spinnt
und glaubt, er leb und sterb ein eignes Leben,
da ich wie du und wir wie alle sind.
Doch Wort und Schweigen lügt uns auseinander
und macht dich fremd zu mir und mich zu dir,
macht den zum Arlekin, den zum Cassander,
zum Helden den, und den zum blöden Tier.
Wir wissen nicht und haben viele Worte,
wir suchen Licht und gehen in die Nacht,
ganz müde leidet's uns an keinem Orte,
und wissen nicht, was uns so müde macht.
In eine Laune sind wir tief beschlossen
und drücken fest die Maske vors Gesicht,
das Spiel geht ernst und oft ist Blut geflossen,
und einer sagt ein rührendes Gedicht
von Scham und Scheu und Herzen wund gestoßen. —
So spielt's mit uns, wir aber spielen nicht.
Wir haben keinen Ort und keine Stunde
und nicht mehr Dauer als ein Traumgesicht,
wir sagen Schmerz, und was ist unsre Wunde?
Wir sagen Lust, und was ist unser Licht?

STUMMES GESPRÄCH

Hier ist der Schlüssel zu der Tür.
Schließ auf. Tritt ein. Was zögerst du?
Du warst so lange nicht bei mir,
da stand ich immer hier
und wartete.

Was hast du denn! Ach laß nur, laß!
Es ist ja tot. Ich trag es fort.

Es ist schon ganz verwelkt und blaß –
es ist dein letztes Wort.
Erkennst du's noch?

Das hauste hier die ganze Zeit
und ließ mich vor der Türe stehn
des Wartens graue Ewigkeit.
Nun laß uns weiter gehn,
den letzten Weg.

Den Hügel noch, dann ists vorbei.
Dann ist das Ruhen dein und mein.
O lächle noch! Bald ists vorbei,
und Stern und Licht und Wort und Schrei
hüllt schon der trübe Abend ein.
Was letzter Frage Antwort sei?
– Alles ist nichts.

SERENADE

Hörst du mich? Komm heraus! Horch, es singt die Nachtigall.
Silbermond, Lindenduft rinnen durch die weiche Nacht,
und es wird mein Arm dich halten und mein Kuß dir
sagen, meine Allerschönste, was der Liebe Macht ist.

Zögre nicht! Riegel auf! Liebe geht auf leisem Schuh.
Alles schläft, keiner hört's, nicht den Schritt und nicht dein Herz.
Wie es dir so laut schlägt hör ich's bis zu mir her –
Komm! und mit des meinen Schlagen klopft es dann im Zweitakt.

Halt ich dich? Seligkeit! Ach du meine weiße Braut!
Was sagst du? Fürchtest dich? Komm, ich nehm das Fürchten dir
Siehst du nicht den Hain dort, wo der kleine Gott steht?
Er verjagt du Allerschönste mit dem Pfeil die Furcht dir.

DAS BUCH DES ZWIESPÄLTIGEN. Die »Reflexionen« von Walther Rathenau hören sich oft wie eine Bekenntnisschrift an, die mit dunklem, schwerem Ernst dem Ideal Gefolgschaft leistet. Sie rühmen das reine Denken, das Denken als Selbstzweck, sie ehren Gottheit und Transzendenz und deuten die Rätsel der Ästhetik nach einem »Gesetz latenter Zweckmäßigkeit«, das schon Dozenten in Unabhängigkeit voneinander gefunden haben. So sehr ist diese Betrachtung in Metaphysik gehüllt, daß uns der Verfasser kaum der sein zu können scheint, als welcher er durch skeptische Studien uns bekannt ist: ein Talent aus Hardens Kreis, an Harden gebildet, begabt mit der Lust am Widerspruch. Ein Partikulier, der fragmentarisch schreibt, überlegen, ohne Drang, der aus Frankreich, Spanien, Amerika Motive nahm und jetzt mit der Rabbinenweisheit des Talmud sich beschäftigt, jetzt mit Fragen des Erwerbs. Dennn er ist (das weiß man, seit er seinen Namen ganz aufgedeckt hat) der Kopf einer Gesellschaft. Er befindet sich in den Vierzigen, steht in reger Tätigkeit und hat Ostafrika mit einem Staatssekretär der Kolonien durchfahren, dessen robuste Erfolgwirtschaft eine zeitlang im Mantel des Geistes Argwöhnische überrumpelte.

Der Autor der »Reflexionen« ist (wenn wir den befremdenden Eindruck ergänzen, der uns bei der Sprache der Gedanken zu beharren zwingt) sogar ein Dogmatiker des Rassendualismus. Er wendet den Begriff der Polarität, des dynamischen Gegenteils, auf die Menschen an, die er in Menschen der Furcht sondert und Menschen des Mutes, in zweckhafte und zweckbefreite. Hier ist es, als seien ihm Geist, Zweck und Furcht identisch. Das verborgenste Problem Nietzsches meldet sich, der trotzend den Geist Leben nannte, das ins Leben schneide. Aber die »Reflexionen« huldigen vertrauend dem Geist des Starken. Sie bewundern seine Entschließungen, »die, wie von einem Gotte diktiert, unantastbar wie die Wahrheit selbst hervorbrechen«. Sie glauben an seine Innigkeit, sein Gemüt, die Frömmigkeit seines Herzens, an Größe der Einfachheit und Ebenmaß. Sie stellen die naturbegeisterten, ethischen, transzendenten, enthusiastischen Mutvölker den Furchtvölkern entgegen, den Schwachen, die durch Klugheit erobern, den Kainssöhnen, den Sklaven. Auf den Scheitel der Adligen häufen sie den Glanz der Welt. Hinfort wird man Rathenau der Schule der Woltmann und Driesmans einzuordnen haben. Er verweilt bei physiognomischen Merkmalen, bei den Löwennasen der Mutmenschen, den Affennasen der Furchtmenschen, zu denen er die entschwundene Sippe der Satyrn zählt, beim schwärzlichen Urbewohner Sokrates, dem »fromm gewordenen Mime«, dem der ritterliche blonde Phantast Platon sich unterworfen habe, bei der herkulischen Kindheit der Arier und bei der »Nordifikation«, der Zuchtwahl unter schärfsten Bedingungen. Eine letzte Aristokratie der Nationen wünscht er, die, ehe die Idee erlischt, nochmals die demokratische Kosmopolitie, die Gemeinschaft der Klugen, überwältige: »Sie selbst werden dann die versprengten Nachkommen jener Menschen zu sammeln und zu erhalten suchen, die einst das Jenseitige auf die Erde herabholten, der Menschen ohne Zweck, Furcht und Tadel.« Die Scham-

haftigkeit der Deutschen hat Rathenau verführt. Und so liebt er ihre angestammte Kunst, die Kunst ihrer Vergangenheit. Er betet zu den Meistern des Genter Altarbilds, und er zweifelt, ob die Kunst Größe wiedererlangen könne. Ein Gegenstand des Spottes sind ihm die Armut der Talente, die in der heutigen Massenkultur auftauchen, und die Programme der Sezessionen. Er verschmäht die Literatur der Schwachen, die Literatenliteratur, etwa wie Horace Walpole den Voltaire, Hume, Lyttleton und Grenville den Sämann vorzog.

Indessen man wäre falsch beraten, wollte man die »Reflexionen« nur bis dahin lesen. Ohne übergroße Geduld dringen wir, nach solchen Eingängen, zu ihrem Wesen vor. Sie verraten sich, während sie ihre Unsicherheiten als ebenso viele Sicherheiten vortragen, durch ihre Sensibilität, ihre eingestreuten Analysen und durch offenes Geständnis. Sie greifen an, sie fordern, nur um sich zu verteidigen. Sie bedienen sich des Rüstzeugs der Klugen, der Schwächlinge, von deren Gemeinschaft sie sich lossagen, sie sind das Wort eines wachen, sehnsüchtigen, im tiefsten Grunde jüdischen Intellekts, ein Wort aus einem »temple désaffecté«. Und mit gespannter Aufmerksamkeit wird man dieses Doppelspiel im Helldunkel begleiten, den Dialog eines Heimatlosen, der seine eigene Herkunft, seine eigene Entwicklung in die Formeln bringt: »Niemals haben Zweckfreie aus Geburt so lautere Transzendenz gelehrt wie Zweckfreie aus Kontrast und Renegation.« »Es gibt Menschen, bei denen die Erfahrungsreihe der Ahnen, die sich im Instinktiven äußert, plötzlich aussetzt, gleichviel, ob hier in der Erblichkeit eine Lücke eintritt oder ob der überlieferte geistige Vorrat vernichtet wurde, ja durch Selbstzucht vernichtet werden mußte?« Auch Rathenau ist geblieben, was er im skeptischen Anfang war: ein Entwurzelter.

Persönlichkeiten wie er bestätigen, welche neue, feinere Gesundheit, welch neues Leben einem unruhigen Déraciné, einem Menschen des gemischten Blutes, der gemischten Kultur, erlaubt ist. Sein Buch ist zugleich ein Buch der Rechtfertigung für gerade diejenigen Funktionen, die sowohl den Sinn der sagenhaften Germanen als die spitze Dialektik der ererbten jüdischen Religion verdrängt haben und das Deutschland der Gegenwart bestimmen: für die politische und wirtschaftliche Organisation, für die Strategie des »Geschäfts«. Zum erstenmal in Deutschland ist hier eine kommerzielle Philosophie, an distinguierter Kühle den Briefen Chesterfields ähnlich. Der Herold der »Nordifikation«, der »Royalist aus Abneigung«, schildert das physische Leben der Unternehmung, die Tragödien des Wachstums und der Anerkennung, welche »einen Hartgewordenen trifft, der sich um die Meinung der Menschen nicht mehr kümmert«. Er treibt Psychologie der Angestellten, Psychologie des brieflichen Verkehrs, Psychologie der Überlastung. Er bietet die Schlußglieder ökonomischer Gedankenketten, Glossen über die englische Industrie, den Segen der Not, über den Besitz als das Recht zu beseitigen, über die Selektion der Talente, deren Befreiung die Gesellschaft fördern müsse, um sich nicht Legionen von Feinden zu schaffen. Er erforscht die Phänomene industrieller Krisen, mit der Klarheit eines Staatsmannes, eines zur Regierung Erkorenen.

In dessen Beruf hat der Skeptiker Rathenau in Ostafrika dilettiert. Nicht an die gallischen fermiers-généraux, sondern an die Rechenzimmer der englischen Handelskompagnien erinnert die Situation: Rathenau und der zum Staatssekretär erhobene Bankdirektor Sätze über die Verwaltung der Kolonien »in langen Stunden des Wechselgesprächs« prüfend, Rathenau das Ergebnis in einem privaten Weißbuch skizzierend. Die Aussichten der Neger erörtert er, der Plantagen, der Eisenbahnen, mit nur einem Rest von Koketterie. Und nur ein leiser Rückfall ist, daß er in seine Argumentation über wirtschaftliche Notwendigkeit des Kolonialsystems die Klausel einrückt: »wenn man von transzendenten Momenten absieht«.
Das Wertvollste: der aphoristische Gehalt des Buches, das desillusionierte und dennoch illusionssüchtige, kleine »Philosophem« als des Verfassers Siegel. Er spricht von der Schweigsamkeit der Natur, die uns davor bewahre, der Macht ihrer Erscheinung in jeder Stunde zu erliegen, sagt antimetaphysisch, daß »nur etwas Begrenztes vollendet« ist, spricht von der Musik, von der Verantwortung des Individuums für die Welt, von Vergänglichkeiten, vom Schmerz, von der Suggestion der Lyrik, von Charakter und Leidenschaft, die, wie die Flamme, »nur in der Verzehrung beglücken«.
Ein Komplizierter, nicht stätig und dadurch sehr reizvoll. Und wie die kleine Szene aus dem Staatsrat Napoleons, hinter den grüngoldnen Flügeltüren, beweist, ein Artist mit ungenutzter, aus innerer Hygiene zurückgedrängter Produktionsfähigkeit.

DIE KÜNSTLICHE SPRACHE. In Dresden sollen jetzt Iphigenie und Orest als schlotternde esperantistische Lemuren über die Bühne des »Rega Operdomo« huschen. Ein Schauspieler, der den Buddhismus abgeschworen hat, ist der Impresario. Vor Deutschen wird die atmende Weimarer Griechin, die niemals Griechin war und der bezauberndste Protest gegen zeitlosen Humanismus, mit den Worten: »Auskultu mi devenas de Tantalo!«, in einem Idiom, das, halb portugiesisch, halb slovenisch, von einer delirierenden Sprachlehrerin ausgeschwitzt scheint, sich dem Thoas eröffnen. Desgleichen soll irgendwann der »Hamlet« im Bette dieses Esperanto zerbrochen werden, das »lingvoinstruado« und »pripensuado« reimt. Es ist gierig nach den Wirkungen der Poesie, statt in den Übertragungen der Vorschriften: »Nicht hinauslehnen!« und »Nicht in den Wagen spucken!« seinen Stolz zu sehen. Die Götterdämmerung der Literaturen beginnt.
Die Sekte, die ein unfertiges Surrogat für Sprache mit dem Apparat des Vereinszeitalters, Journalen, Kongressen, Resolutionen, Sammlungen bis zu diesem Punkt gebracht hat, ist, wie alle Sekten, schon von häuslichem Zwist erfüllt. Neben dem »Esperanto« des Doktors Zamenhof aus Bialystock ist eine »Linguo internaciona« entstanden, welche die Esperantisten des verkehrten Gebrauchs von Grammatikformen und Suffixen beschuldigt und für sich selbst die reine Tradition in Anspruch nimmt. Athanasianer und Arianer wüten. Es vollzieht sich, was das Schicksal der Weltsprache werden mußte: der Zerfall in Untercoterien und bald in ebenso viele neue Nationalsprachen. Soll man erst noch konstatieren, weshalb diese ganze

Farce sich selber richtet? Daß sie (was Mauthner gezeigt hat) vom Gehirn, von der Muttersprache ihres Erfinders, von vagen Reminiszenzen beeinflußt wird, ganz wie Zamenhofs Vorläufer, der Pfarrer Schleyer, sein mysteriöses Volapük nur durch Verstümmelung des englischen »world-speak« gewann? Es ist nicht auszudenken, wie das Antlitz der Welt geworden wäre, hätte der Pariser Plakatschreiber Bolack mit seiner »langue bleue« über die Völker gesiegt. Der Wahn der künstlichen Sprachen wird von einem Professor der Chemie unterstützt, die, um ihr System auszubauen, der abenteuerlichsten Wortleviathane nicht entraten kann, und er ist würdig einer Epoche, die mit Kontraktionen aus ersten Buchstaben, mit industriellen Absurditäten wie »Damuka« ihr Schöpfertum affichiert.
Noch mehr verbirgt er. Nicht bloß die Schwärmerei des neunzehnten Jahrhunderts, die, ehe Bismarck den wahren Willen der lebenden Deutschen verkörperte, Taine die »volonté réelle des Français vivants« belauschte, von einer Völkerfamilie mit einem Stammbaum der Sprachen träumte. Nicht bloß die Scholastik der Revolutionsgesellen, denen in ein paar leeren Worten, den Thesen über die Menschenrechte, der Morgen des Menschheitstages dämmerte. Die künstliche Sprache ist, wie der künstliche Mensch, ein Erbe der Utopisten. Für »Notbremse« »Alarm haltigilo« sagen zu dürfen, bereitet den Esperantisten die schlaffe Genugtuung, die Campanella empfand, als er das Oberhaupt des Sonnenstaats Ho taufte, seine Gehilfen Po (Macht), Sin (Weisheit) und Mor (Liebe). Die schlaffe Genugtuung, derentwegen Vairasse d'Allais die Geschichte der Prestaramben, Strukaramben und Severamben, Fontenelle die Satzungen der Minchrists und der Minchiskoa niederschrieb. Es ist der Hang lallender Kinder, ein atavistisches Symptom, dessen Erneuerung uns wohl schwanken läßt, ob Renans Trost: »Il y aura eu de l'avantage à passer sur cette planète le plus tard possible« gültig ist.

DIE ROMANTISCHE LIEBE. Ein Mordprozeß aus der Sphäre der kleinen Bürger hat damit geendet, daß das angeklagte Mädchen, die Tochter eines sächsischen Bürgermeisters, zum Tode verurteilt wurde. Es hat den Bräutigam erschossen und dessen Testament gefälscht, um einem amant de coeur, einem tenebrösen jungen Kaufmann, nach verbotener sinnlicher Beziehung in legitimem Glück zu gehorchen. Die Delinquentin hat so wild gehandelt, so wenig sich versteckt, ist so naiv gewesen, daß man, der bequemen Orthodoxie der italienischen Schule sich überlassend, mit gefeiter Entrüstung sie eine geborene Dirne gescholten hat. Der Fall ist darum typisch, weil er wiederum nahe legte, daß zwischen der Gesellschaft und der explosiven Logik solcher Morde es keinen Waffenstillstand gibt, daß Unvereinbares gegeneinander stürmt. Zufälle senken, wenn die Opfer liegen, die Wage nach der Schale entweder der Sühne hin oder der Sentimentalität, die, weil alles Wissenschaft heißt, als »Pathologie« heute maskiert wird.
Der Fall ist im besonderen ein Beitrag zur Chronik der romantischen Liebe. Dieser entarteten Bürgerfrau war die unerwiderte Leidenschaft, die sie zum Abgrund riß, und deren Konsequenzen sie wehrlos erfüllte, beseligender, essentieller Inhalt. Sie

hat, eine »Verdammte«, den amant de coeur, da sie religiösen Trieb hatte, unter der pastoralen Metapher des »verlorenen Sohnes« gesehen. Er war ihr ein Antony, da er Unterschlagungen begangen hatte. »Ich liebe dich«, beteuert sie ihm, »wie noch nie ein Weib einen Mann geliebt hat.« Die Lüge, mit der sie einen Selbstmord jenes vermögenden Bräutigams erklären wollte — die Lüge von Leonore Veroni, die, ihrer toten Schwester Rächerin, in düsterer Qualehe um der Mission willen den Beischlaf nicht gestattet — ist ein romantisches Paradigma. Es auszuschöpfen, halte man sich an das Quartett von Venedig, die Tarnowska zwischen ihren Liebhabern Komarowski, Prilukow und Naumow. Nur daß dort die Madonna della Salute und die Paläste der Cappello und Falieri im Hintergrund leuchteten und der Canale Orfano floß, während bei dem fait divers aus sächsischen Straßen die zu Größerem prädestinierte Heldin von einer Umwelt umgeben ist, die Flauberts Vision vor der Ausmalung der »Madame Bovary« entspricht: »la couleur de moisissure de l'existence des cloportes«.

DER HISTORISCHE MOMENT. Seit Rußland auf der Basis der fünfziger Jahre ist und die Westmächte Deutschland bedrücken, entrinnt Europa dem Kriegsstern nicht. Plötzlich kann das verjährte Ungemach wieder sich herwälzen: eine militärische Katastrophe, Zwangsanleihen, Kontinentalsperre, wirtschaftlicher Tod, Zerrüttung. Die Optimisten werden diese Barbarei im Namen der Vernunft bannen, als hätte je der teleologische Kantianismus die gegen ihn zeugenden Gesellschaftsformen zu tilgen vermocht. Jedoch das Seltsamste bei diesen irrationalen Ursprüngen der Kriege ist, daß sie fast hinter dem Rücken der Zeitgenossen geschehen. Als der Krieg gegen den dritten Napoleon losbrach, war die Physiologie unsres Volkes nicht anders als heute. Die lachenden Siegfriede sind der Traum eines der Wirklichkeit Fremden. Der historische Moment ist eine längst von Stendhal im Kapitel über die Schlacht bei Waterloo entthronte, posthume Fiktion, eine Täuschung aus der Distanz. In der Nähe waltet nur, was uns Lebende beherrscht: die Niedrigkeiten, der Lärm, der schlechte Geruch der Stunde.

HEINRICH LAUTENSACK: DIE JUDENTOCHTER, EINE NOVELLE.

I Sei fremder zu mir, fremd. Laß toten Raum
von jetzt sein zwischen meinem Atem und
dem deinen. Denn heut wissen wir ja kaum
die Grenze mehr von deines Busens Rund

zu meinen Augen, deines Schoßes Schaum
zu meinen Lefzen, Lefzen wie ein Hund.
Komm mir mit Lippen, Zähnen, Zung und Gaum
so nicht entgegen mehr! flieh mich, du Schlund!

Drei Tage waren, daß ich dich nicht sah,
seit wir uns kennen. Und in dieser Zeit
grub ich drei Zeichen in die Ewigkeit,

in den drei Tagen, die du mir nicht nah . . .
Nun wieder aber stehen dir die Zitzen
geil ab vom Leibe, spitz wie Nadelspitzen!

II Küßt mir den Mund und saugst, ihn küssend: »Nennt
er, den ich küsse, mich denn nie mehr wieder
scherzend wie oft: Mein Altes Testament . . .?
Weißt du, das singt, das klingt! Wie Marsch und Lieder

einst an die Mauern Jerichos, so rennt
das wider all mein Blut! . . . Ja! hier durchs Mieder
bohrt Judenmädchenbusen! . . . Ein Percent
vom Juden, Christ, hast auch!«
Und ihre Glieder

aufrauschen wie der Wildstrom in dem Walde
in meiner Heimat. Und ihr Haar ist Sausen
in Wipfeln. Ihre Brüste Speere. Grausen

zielt nach mir, und ich bin gehetzt.
»Du! Skalde!
Barde! Sing mir des Judenvolkes Schrei,
als ob es Jagd in Odins Wäldern sei!«

III Eß ich den Staub von deinen Füßen: wie
von Wüste Staub, so schmeckt er. Und vermengt
mit Manna mundets. Opferblutbesprengt
auch. Deine Füße, deine Sohlen, sie

haben Vernarbtes, blasse Narben, die
sind, weil der Väter Fuß einst ward versengt,
von gottszornglühenden Splittern ward versengt
aus jenen weggeschmissenen Tafeln. Und nie nie

mehr heilt das vollends . . . »Wie? Und euere Füße?
Wateten euere denn nicht in Meth,
bis an die Knöchel in Honigbier? O Süße,

längst abgestandener Zucker! O noch weht
mich euer Meth-Rausch an aus deinem Mund!
Iß dich von meinen Füßen nüchtern und gesund!«

IV Und dieses Spiel, grad eh der Vorhang fallen
muß:
Eine Judenwohnung. Juden an den Wänden
auf Bildern. Aus der Abgemalten Lenden
lebendige Juden um den Tisch hier. Allen

ist Gleiches eigen. Und sie schweigen. Und gefallen
sich in dem Schweigen . . . Wie soll ichs beenden,
der ich hier steh, wie mit gefesselten Händen?
Wie? welche Worte mir zum Wurfe ballen

und schleudern auf sie alle?
Da! vom Wein
Trunkene könnten nicht so ähnlich schrein
als die Entsetzenstrunkenen hier —
Trat ein

die meine, durch die Tür, ganz nackt am Leibe.
Und sang: »Ihr Judenvolk!« Und tanzte fein:
»SO hatte je und je er mich zum Weibe!«

REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN:

Der dritte Akt von André Gide's Bethsabe ist aus dem Manuskripte übertragen, ein französischer Druck liegt davon nicht vor. — Die Originale der Bildbeigaben dieses Heftes befinden sich in der Sammlung Alfred W. von Heymel. Die achtfarbige Lithographie nach Signac's Aquarell ist von Max Arthur Stremel. — Den Lesern des »H.« seien diese neuen Bücher sehr empfohlen: Walter Rathenau, Reflexionen (Hirzel, Berlin). R. A. Schröder, Baumblüte im Werder (Inselverlag). Rudolf Borchardt, Die Villa (Inselverlag). Strindberg, Das Blaubuch (Müller, München). Straparola, Die lustigen Nächte, deutsch von H. Floerke, mit Bildern von Paul Renner. Zwei Bände (Müller, München). Epigramme des Clément Marot, übersetzt von Margarete Beutler, herausgegeben von Fr. Freksa. Bildschmuck von P. Renner (Müller, München. Druck in 350 Exemplaren). Cyrano de Bergerac, Les plus belles pages (Mercure de France). Marinetti, Les Dieux s'en vont, d'Annunzio reste (Sansot, Paris). Rudolf Willy, Die Gesamterfahrung (Zürich, Schultheß). Oscar Bie, Constantin Somoff (Bard, Berlin). Ellis Bell, Der Sturmheidhof. Deutsch von Gisela Etzel (Zeitler, Leipzig).

MITTEILUNGEN DES VERLAGES

Die Lederdecken für die 3 Doppelbände (je 2 Hefte) des »H.« gelangen im Oktober zur Versendung an die Abonnenten der Japanausgabe. Die Decke wurde in der Wiener Werkstätte hergestellt. An gleichem Orte werden die Ganzleinendecken der Velinausgabe hergestellt, deren Preis nunmehr gültig auf 10 Mark für die drei Bände des Jahrgangs festgesetzt werden konnte.

Der Verlag bittet um Interesse für die Voranzeigen neuer Bücher im Anzeigenteile.





ADALBERT VON CHAMISSO
PETER SCHLEMIHLS WUNDERSAME GESCHICHTE

Neudruck des ersten Druckes. Mit 11 Vollbildern, 23 Silhouetten und Einbandzeichnung von Emil Preetorius. 1000 Exemplare auf echt italienisches Bütten gedruckt, die Vollbilder auf Kaiserlich Japan, in goldgepreßter, türkisgrüner Kartonnage, zum Preise von 6 Mark. 100 numerierte Exemplare wurden auf Kaiserlich Japan gedruckt und in graugepreßtes Ganzleder gebunden zum Preise von 18 Mark.
Da diese beiden Ausgaben nahezu vergriffen sind, wird vom »Peter Schlemihl« im November 1908 eine in starken orangefarbenen Karton broschierte Ausgabe zum Preise von 4.50 Mark erscheinen.



HANS VON WEBER VERLAG · MÜNCHEN



DAS LESEBUCH DER MARQUISE

Ein Rokokobuch für die Damen, herausgegeben von Franz Blei

Mit Einbandzeichnung, acht zum Teil mit der Hand kolorierten Vollbildern, vielen Vignetten, Rahmen, Cul-de-lampes von Constantin Somoff

Ausgabe auf Van Geldern-Bütten: 800 Exemplare in rotem Maroquin-Einbande nach Somoffs Zeichnung, zum Preise von 25 Mark. Luxusausgabe: 50 numerierte Exemplare auf Kaiserlich Japan, in Leder gebunden, mit echter Moireeseide als Vorsatz, zum Preise von 50 Mark.

Auch von diesem Buche wird eine billige Ausgabe vorbereitet, über die nähere Angaben im nächsten Hefte, sowie in dem Mitte November erscheinenden Verlagskatalog veröffentlicht werden.

HANS VON WEBER VERLAG · MÜNCHEN

FÜR TEXT UND BILDER VERANTWORTLICH FRANZ BLEI, MÜNCHEN, HUBERTUSSTR. 13.
FÜR DIE ANZEIGEN HANS VON WEBER, MÜNCHEN, ADALBERTSTR. 76.

Abends.

De la Motte-Fouqué.

Otto Vrieslander.




Glie - der sind so müd' und schwer! Ach!
betont
wer__ schon in der Her - - - - - berg wär!
mp


Pastose 4/4.
mf
Ge - trost! Harr' aus nur im Ge - bet.
weich und voll
mf
Du auch ge - hörst zum Got - tes - heer,
f
zu dir
mf
mf
mäßig starkes trem.



(Aufführungsrecht vorbehalten!)